

Zuhause auf Zeit?

Wohnen und sozial-räumliche Verortung an temporären Arbeitsstandorten

Dissertation

zur Erlangung des Doctor rerum politicarum (Dr. rer. pol.)
an der Fakultät Raumplanung der Technischen Universität Dortmund

vorgelegt von
Cornelia Toppel

Essen, Oktober 2019

Zuhause auf Zeit?

Wohnen und sozial-räumliche Verortung an temporären Arbeitsstandorten

Dissertation

zur Erlangung des Doctor rerum politicarum (Dr. rer. pol.)
an der Fakultät Raumplanung der Technischen Universität Dortmund

vorgelegt von
Cornelia Toppel

Dissertationsort: Dortmund

Tag der mündlichen Prüfung (Disputation): 30. November 2018

Erstgutachterin: Univ.-Prof'in Dr. Susanne Frank
(Fakultät Raumplanung, Technische Universität Dortmund)

Zweitgutachterin: Prof'in (i.R.) Dr. Ruth Becker
(Fakultät Raumplanung, Technische Universität Dortmund)

Vorsitzender: Univ-Prof. Dr. Stefan Siedentop
(Fakultät Raumplanung, Technische Universität Dortmund)

Zusammenfassung

Die Flexibilisierung der Arbeitsmärkte und die Organisation von Arbeit in Projekten sind für die Erwerbstätigen mit häufigen Arbeitgeberwechseln, steigenden räumlichen und beruflichen Mobilitätsanforderungen und neuen betrieblichen Subjektivierungs- und Mobilitätsregimen verbunden. Erwerbstätige ziehen immer häufiger lediglich für eine zeitlich befristete Arbeitsstelle oder ein Projekt in eine andere Stadt. Die vorliegende Arbeit untersucht vor diesem Hintergrund die Lebenswelten von berufsbedingt temporär Wandernden mit dem Ziel, das Wohnen und die sozial-räumliche Verortung unter einer begrenzten zeitlichen Perspektive und die angesichts von zunehmender berufsbedingter räumlicher Mobilität potenziell veränderte Bedeutung von Räumen verschiedener Skalen – von der Wohnung über das Quartier bis hin zur Stadt – für mobile Erwerbstätige zu untersuchen.

Empirische Grundlage der Arbeit sind 23 teil-narrative Interviews mit berufsbedingt temporär Wandernden, die einer hochqualifizierten Tätigkeit nachgehen, für eine voraussichtlich begrenzte Zeit (jedoch mindestens ein Jahr) in der Region Frankfurt am Main selbständig oder angestellt arbeiten und aus diesem Grund für eine voraussichtlich begrenzte Zeit dorthin gezogen sind. Auf Basis der Interviews wurden die komplexen Erwerbs- und Mobilitätsarrangements der Subjekte rekonstruiert und anhand der Fragestellungen analysiert.

In der vorliegenden Arbeit werden in diesem Kontext drei mögliche Dimensionen von Unsicherheitserfahrungen, mit denen die Subjekte konfrontiert sein können, identifiziert. Die beruflichen Unsicherheitserfahrungen werden ausgelöst durch ungewisse berufliche Perspektiven, dies betrifft den Berufsverlauf, die Anschlussstelle bzw. das -projekt sowie die Beschäftigungsfähigkeit im Allgemeinen. Sind diese Übergänge zwischen den Stellen und Projekten mit räumlicher Mobilität oder einer Aneinanderreihung von Ortswechseln verbunden, kann dies mit räumlichen Unsicherheitserfahrungen einhergehen. Der wiederkehrende Kreislauf aus Ankommen, Aneignen und Wiederverlassen(müssen) von Standorten stellt das zentrale Element räumlicher Unsicherheitserfahrungen im Kontext befristeter Beschäftigungsverhältnisse bzw. Projekte und damit verbundener unsicherer räumlicher Perspektiven dar. Die räumlichen Unsicherheitserfahrungen sind eng mit sozialen Unsicherheitserfahrungen, wie der Aufrechterhaltung und Pflege bestehender sozialer Beziehungen und Bindungen an vorherigen Standorten und zugleich der (Re-)Aktivierung sozialer Kontakte am neuen Standort verbunden.

Als zentrales Ergebnis der Arbeit werden drei unterschiedliche Mobilitätsformen – die multilokale Lebensführung, die monolokale Lebensführung und deren Zwischenformen – identifiziert.

Die multilokale Lebensführung stellt eine sozial-räumliche Erhaltungsstrategie dar, die primär auf die Erhaltung des ‚eigentlichen‘ Wohnorts gerichtet ist, während die ‚monolokale‘ Lebensführung eine sozial-räumliche Erschließungsstrategie darstellt, die auf die Aneignung des Arbeitsstandorts gerichtet ist. Die Zwischenformen, die zwischen der multilokalen und der monolokalen Lebensführung angesiedelt sind, stellen sozial-räumliche Optionsstrategien dar, da sie auf die Erhaltung beruflicher und sozialer Optionen an unterschiedlichen Standorten gerichtet sind. Die drei identifizierten Mobilitätsformen sind in unterschiedlichem Maße auf die Erhaltung ‚alter‘ Standorte und die Erschließung des ‚neuen‘ Arbeitsstandorts gerichtet, sowohl, und auch getrennt voneinander, in sozialer und räumlicher Hinsicht. Zudem sind die Mobilitätsformen mit je spezifischen Stabilisierungselementen und zugleich Belastungen verbunden.

Abstract

The flexibilisation of labour markets and the organisation of work in projects means more frequent changes of employers, increasing occupational as well as spatial mobility requirements for workers and new occupational regimes of subjectivation and mobility. Workers are increasingly forced to move to another city for a new job or project. Against this backdrop, this thesis investigates the lifeworlds of temporary migrants to analyse how housing and homemaking as well as socio-spatial attachment change seeing this temporary perspective for living in the city. Furthermore, the changing meaning of places of different scales – flat, neighbourhood and city – is outlined for these mobile workers.

The thesis draws on 23 semi-structured interviews with highly qualified temporary migrants moving to Frankfurt region for temporary work or project work (for at least one year). Based on the interviews the complex work and mobility arrangements of temporary migrants are reconstructed and analysed according to the overall question.

The workers are concerned of experiences of uncertainty in many ways. Reasons for occupational experiences of uncertainty are uncertain occupational perspectives like professional career, the following job or project and the overall employability. As these new jobs/projects might not be at the same residential location, these transitions from one job/project to another are often accompanied by spatial mobility or even a concatenation of moves. This might be a cause for experiences of spatial uncertainty. Within temporary work and project work at different locations, the cycle of arriving, settling in and departing from (new) locations is the crucial element of experiences of spatial uncertainty. The experiences of spatial uncertainty are highly connected with experiences of social uncertainty. This includes maintaining and preserving existing relationships and friendships at previous locations as well as (re-)activating and initiating new social contacts at new locations.

Individuals shape different strategies to cope with these uncertainties and to maintain stability and continuity based on their perception of mobility requirements within a continuum between freedom and constraint. Therefore, individuals are practicing a management of different professional and spatial options. Although the housing situation mirrors the reversibility and temporary perspective of the stay, the flat works as a stable and private place at the new location. In a similar way, individuals feel attached to the location in a functional, yet not in an emotional way. This thesis refers to the relevance of job-related location decisions lacking alternatives and, thus, highlights the relevance of constraints. Furthermore, it outlines the relevance

of social relationships and friendships for shaping the workers' very own mobility arrangements.

Three different forms of mobility – multi-local, monolocal and its intermediate forms – have been identified as the central result of the work. The multi-local mobility arrangement is a social-spatial strategy primarily aimed at maintaining the 'actual' place of living, while the 'monolocal' mobility arrangement is a socio-spatial development strategy aimed at the appropriation of the work location. The intermediate forms, which are located in-between the multi-local and the mono-local mobility arrangements, represent a socio-spatial strategy aimed at keeping professional and social options open in different locations. These three forms of mobility are aimed to varying degrees at maintaining previous places of living and the appropriation of the 'new' work location, both in social and spatial terms.

Inhaltsverzeichnis

Zusammenfassung	I
Abstract	III
Inhaltsverzeichnis	V
Tabellenverzeichnis	VIII
Abbildungsverzeichnis	IX
Danksagung.....	X
1 Einleitung.....	1
2 Entgrenzte Arbeitswelten, mobilisierte Individuen	4
2.1 Entwicklungen der Arbeitsmärkte und Erwerbsverhältnisse	4
2.1.1 Projektarbeitsmärkte.....	5
2.1.2 Subjektivierung und Entgrenzung	8
2.1.3 Auswirkungen auf die Verfasstheit von Arbeitskraft	15
2.1.4 Flexibilisierungsstrategien der Unternehmen	19
2.1.5 Flexibilisierte und atypische Erwerbsverhältnisse.....	21
2.2 Folgen für Beschäftigte und Bewältigungsstrategien.....	25
2.2.1 Konsequenzen für die Beschäftigten	25
2.2.2 Bewältigungsstrategien.....	31
2.3 Zwischenfazit	36
3 Mobilität und Verankerung.....	39
3.1 Begrifflichkeiten und terminologische Probleme	40
3.1.1 Begriffsverständnis in der Soziologie.....	40
3.1.2 Motilität und Mobilität	42
3.2 Normalisierung räumlicher Mobilität.....	44
3.3 Veränderung von Mobilitätsformen: neue (hybride) Mobilitätsformen	47
3.3.1 Theoriebezüge.....	47
3.3.2 Definitionen und zentrale Aspekte	50
3.3.3 Hybride Mobilitätsformen als soziale Praxen im Umgang mit Kontingenz.....	52
3.3.4 Typisierungen hybrider Mobilitätsformen.....	55
3.4 Migrations- und Mobilitätsentscheidungen.....	61
3.4.1 Analyse von Migrations- und Mobilitätsentscheidungen.....	61
3.4.2 Freiheitsgrade in Migrations- und Mobilitätsentscheidungen	63
3.5 Konsequenzen berufsbedingter räumlicher Mobilität für soziale Bindungen ...	67
3.5.1 Thesen zu den Konsequenzen berufsbedingter räumlicher Mobilität für soziale Bindungen	67
3.5.2 Auswirkungen auf unterschiedliche „Leistungsbereiche“ sozialer Beziehungen.....	69

3.6	Kapitalien und soziale Ungleichheit.....	73
3.6.1	Räumliche Mobilität und Motilität als Kapital?	74
3.6.2	Multilokale Lebensführung und soziale Ungleichheit	76
3.7	Betrachtung des Gegenpols von Mobilität: Stabilität und Verankerung	80
3.7.1	Begrifflichkeiten – Wohnen und Home	81
3.7.2	Veränderung und Mobilisierung von Wohnen und Home	87
3.7.3	Begrifflichkeiten der sozial-räumlichen Verortung.....	89
3.7.4	Zugehörigkeit, Verortung und Identität in mobilen Lebensformen ...	95
3.8	Zwischenfazit	99
4	Methodologische Ausgangspunkte und empirisches Vorgehen	103
4.1	Forschungsdesign und Forschungsfragen	103
4.1.1	Methodologische Vorüberlegungen, Ziele und Forschungsfragen ...	103
4.1.2	Zur Auswahl des Untersuchungsraums.....	105
4.1.3	Sampling	107
4.2	Empirisches Vorgehen.....	108
4.2.1	Anmerkungen zur Leitfadenerstellung	109
4.2.2	Durchführung der Interviews und Charakteristik des realisierten Samples	109
4.3	Auswertung der Interviews.....	112
4.3.1	Durchführung und Transkription der Interviews.....	112
4.3.2	Analyse der Interviews – Heuristik.....	113
4.3.3	Anmerkungen zur Darstellung der Ergebnisse	117
5	Lebenswelten von berufsbedingt temporär Wandernden.....	119
5.1	Erwerbs- und Mobilitätsarrangements.....	119
5.1.1	„Sagt man halt, ja, ich bin halt auch bereit, umzuziehen“ – Auslöser berufsbedingter temporärer räumlicher Mobilität.....	119
5.1.2	„Das Gefühl ist immer irgendwie im Hinterkopf, dass das auch schnell zu Ende sein könnte“ – Erwerbsarrangements und betriebliche Rahmungen berufsbedingter räumlicher Mobilität	122
5.1.3	„Prinzipiell bin ich jedes zweite Wochenende weg aus Frankfurt“ – Mobilitätsarrangements.....	135
5.2	Entscheidungs- und Handlungsspielräume.....	141
5.2.1	„Das war keine Liebesentscheidung“ – Entscheidung für den Standort Frankfurt am Main	142
5.2.2	„Für mich irgendwie nichts Ungewöhnliches“ – Deutungen berufsbedingter räumlicher Mobilität.....	150
5.3	Wohnen und Wohnformen	161
5.3.1	„Es gibt relativ wenige Wohnungen und relativ wenige Wohnungen, die preislich für mich infrage kamen“ – Wohnstandortwahl am Arbeitsstandort Frankfurt	162
5.3.2	„Aber es is jetzt so für den Kompromiss und für diese zwei Jahre im Prinzip ok“ – Wohnformen und deren Einordnung	167
5.3.3	„Wenn man n Sofa hat, dann is man angekommen“ – Gestaltung der Wohnung und der Dingwelt	174

5.4	Soziale Kontakte und Freundschaften am temporären Arbeitsstandort	183
5.4.1	„Das sind eher, ich nenn’s mal Arbeitsbekanntschaften“ – Arten und Ausgangspunkte von sozialen Kontakten am neuen Standort	184
5.4.2	„Hatte man sich grade so n bisschen tiefer beschäftigt, dann war man irgendwie wieder weg“ – Temporalitäten in sozialen Kontakten und Freundschaften am temporären Arbeitsstandort.....	191
5.4.3	„Alle Orte irgendwie mit Menschen verbunden sind“ – Geografien von Freundschaften und deren Bedeutung	197
5.5	Ankerpunkte und Strategien der Aneignung in temporären Erwerbs- und Mobilitätsarrangements	201
5.5.1	„Mein Zuhause, wenn ich in Frankfurt bin“ – Bedeutung von Home in temporären Erwerbs- und Mobilitätsarrangements.....	201
5.5.2	„Also in Frankfurt bin ich des Jobs wegen und nicht der Stadt“ – Aneignung des Arbeitsortes	216
5.5.3	„Man kommt mit der Stadt ganz gut klar dann irgendwann“ – Beurteilung von Frankfurt.....	231
5.6	Psycho-soziale Belastungen	232
5.7	Synthese der Ergebnisse	241
6.	Fazit und Schlussfolgerungen.....	248
6.1	Wohnen und sozial-räumliche Verortung unter den Bedingungen flexibilisierter Arbeitsmärkte	248
6.2	Implikationen für zukünftige Forschung.....	254
	Literaturverzeichnis	259
	Anhang	285
I	Interviewleitfaden	285
II	Transkribierregeln	288
III	Interviewpartner*innen.....	289
	Erklärungen und eidesstattliche Versicherungen	290

Tabellenverzeichnis

Tabelle 1: Formen betrieblicher Flexibilisierungsstrategien des Arbeitskrafteinsatzes.....	20
Tabelle 2: Übersicht über multilokale Wohnformen nach Hesse und Scheiner	55
Tabelle 3: Überblick über das Sample	111
Tabelle 4: Einordnung des Samples in die Untersuchungsheuristik.....	113

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Mental Map eines Aktionsraums am Arbeitsort 220

Danksagung

Wie jede Dissertation konnte auch diese Arbeit nicht ohne die Hilfe anderer entstehen, die mir während dieser zu langen Zeit geholfen oder mich unterstützt haben. Ihnen Allen gebührt mein tief empfundener Dank (auch wenn sie hier nicht genannt werden).

Zunächst danke ich denen, ohne die diese Arbeit nicht hätte entstehen können, den Interviewpartner*innen, die sich Zeit genommen und mir vertrauensvoll einen Einblick in ihr Leben in Frankfurt gewährt haben sowie Allen, die Kontakte zu Interviewpartner*innen vermittelt haben.

Ich danke ganz herzlich meinen Betreuerinnen an der Fakultät Raumplanung Prof'in Dr. Susanne Frank und Prof'in Dr. Ruth Becker für die wohlwollende und freundliche Betreuung und Unterstützung sowie zahlreiche gute Ideen. Dr. Andrea Dittrich-Wesbuer (am ILS) und Ellen Hilf (an der Sozialforschungsstelle) danke ich dafür, dass sie mich beruflich unterstützt und mir viele Chancen eröffnet haben.

Dem ILS – Institut für Landes- und Stadtentwicklungsforschung danke ich für die finanzielle Unterstützung durch ein Promotionsstipendium im Rahmen des Promotionsprogramms „Mobilität – Migration – Stadt“ sowie darüber hinaus.

Danke an meine Kolleg*innen am ILS und an der Sozialforschungsstelle. Ich war und bin jeden Tag gerne bei Euch. Ganz besonders danken möchte ich:

Sabine Beißwenger, für das Lesen und konstruktive Kommentieren großer Teile der vorliegenden Arbeit. Jens Maylandt, für das Lesen und Kommentieren einzelner Kapitel und vor allem für unsere zahllosen Diskussionen hinsichtlich soziologischer Fragestellungen. Roberto Díez Pisonero, for our coffee breaks and conversations about the process of writing a PhD thesis and particularly believing in me in times of doubt. Frank Osterhage, für unsere nette Bürogemeinschaft und viele hilfreiche Hinweise besonders hinsichtlich sprachlicher und formaler Fragen.

Nicht zuletzt danke ich von ganzem Herzen Amon Forstmann für die liebevolle Unterstützung und insbesondere dafür, dass Du nicht verzweifelt bist mit diesem Projekt sowie ganz praktisch für die Unterstützung beim Layout der Arbeit.

Ich widme diese Arbeit meinen Eltern und meinem Bruder.

1 Einleitung

Soziologische Gegenwartsdiagnosen konstatieren seit Ende der 1980er Jahre einen Bruch in oder eine eindeutige Veränderung der Moderne, die mit unterschiedlichen Begriffen belegt wird („Flüchtige Moderne“, Bauman 2003a; „Flüchtige Zeiten“, Bauman 2008; „Beschleunigung“, Rosa 2005; „Reflexive Moderne“ oder „Zweite Moderne“, Beck et al. 2001; „Modernisierung der Moderne“, Beck/Bonß 2001; „entgrenzte Moderne“, Beck et al. 2004: 15). Die Ansätze verbindet, dass sie nicht von einem Ende der Moderne, sondern einer Radikalisierung ihrer Prinzipien ausgehen (vgl. Giddens 1995: 70; Rosa 2005: 47) und stellen fest: „Moderne Zeiten sind unsichere Zeiten“ (Böhle/Wehrich 2009: 9). Stabilität und Kontinuität sozialer Praktiken, die ehemals Erwartungs- und Handlungssicherheit boten, sind nun von Ungewissheit, Uneindeutigkeit und Unsicherheit geprägt (vgl. Giddens 1995: 54f.; Beck et al. 2001: 53; Wehrich 2009: 308).

Auf den Arbeitsmärkten ist diese Entwicklung mit einer Flexibilisierung der Arbeitsmärkte und Erwerbsverhältnisse verbunden, der zunehmenden Organisation von Arbeit in Projekten und der Subjektivierung betrieblicher Risiken hin zu den Erwerbstätigen (vgl. u. a. Boltanski/Chiapello 2003). Für die Erwerbstätigen ist dies mit zunehmend befristeten Arbeitsstellen und Projekten verbunden, die nicht zwangsläufig immer am selben Standort stattfinden. Eine Aneinanderreihung befristeter Arbeitsstellen bzw. Projekte kann daher mit immer wiederkehrenden Standortwechseln verbunden sein, die nicht mehr zwingend mit Statusgewinnen einhergehen, sondern vielmehr dem Stuserhalt dienen.

Zugleich findet ein „Mobilitätshype“ statt, der mit einer „kulturelle[n] Überhöhung von allem, was mit Mobilität zu tun hat“ einhergeht (Voß 2010: 95; vgl. Rolshoven 2007; Urry 2007; Rammler 2008). Die beruflich geforderte Mobilität wird durch neue Transport- und Kommunikationsmöglichkeiten nicht nur ermöglicht und erleichtert, sondern auch im gesellschaftlichen und medialen Diskurs „sozial aufgewertet“ (Rolshoven 2006: 35). Im Zuge dessen wird die eigene Darstellung als mobiles Subjekt für die Individuen extrem wichtig: „Nur »mobile« Menschen sind modern und damit leistungs- und zukunftsfähige Mitglieder der Gesellschaft“ (Voß 2010: 95).

Angesichts dieses ‚Mobilitätshypes‘ werden negative Folgen für Gesellschaft und Individuen und eine schwindende Bedeutung von Orten und des Wohnens für Individuen von Seiten der Soziologie und der Geografie erwartet (vgl. u. a. Sennett 2000; Bauman 2003b; Boltanski/Chiapello 2003). Mit den beschriebenen Entwicklungen sei ein Schwinden der Erwartungssicherheiten im Beruflichen wie im Privaten (vgl. Keupp 1994: 344) und eine Beschleuni-

gung des sozialen Wandels (vgl. Rosa 2005: 48) verbunden. Bauman (2008: 7) befürchtet die Verflüssigung sozialer Formen:

„Soziale Formen, bereits bestehende wie sich erst abzeichnende, haben kaum je lange genug Bestand, dass sie sich verfestigen können.“ (Bauman 2008: 7)

Auf der anderen Seite, auf Seiten der Städte und der Unternehmen, führt der ‚Mobilitätshype‘ zu einem verstärkten Wettbewerb um ‚Talente‘, die inzwischen so mobil und gefragt seien, dass sie sich einen Standort nach ihren Wünschen aussuchen würden, ohne dort bereits über eine Arbeitsstelle oder ein Projekt zu verfügen, so die verbreitete These (vgl. Florida 2002, 2005). Städte sehen sich daher in einem „global war for talent“ (Ewers 2007: 122; vgl. Zenker et al. 2013) und auch Unternehmen widmen eine steigende Aufmerksamkeit der berufsbedingten Migration (vgl. Scott 2013: 703) und bewerten die Diversität der Belegschaft als strategisch wichtigen Wettbewerbsfaktor (vgl. Zikic 2007: 1368). Auch medial steigt das Interesse an mobilen Lebensformen, an Hypermobilität und neuen ‚ungewöhnlichen‘ Wohnformen (vgl. Hilti 2013: 11ff). So berichten Medien immer wieder fasziniert von Nicolas Berggruen, Udo Lindenberg und Benjamin von Stuckrad-Barre, die, so wird berichtet, ausschließlich in Hotels wohnen (vgl. Garofoli 2011; Soboczynski 2016). Auch neue Wohnformen wie „Mikroapartments, Studentencontainer, Minilofts, Boardinghouses“ (Ziemann 2015) finden zunehmendes Interesse in den Medien und gelten als lukrative Einnahmequelle für Investor*innen insbesondere in *Global Cities* und Metropolen (beispielsweise Wüpper 2011; Vielhauer 2013; Osbourne 2014; Ochs 2016). Die vorliegende Arbeit versucht, diese Perspektive insbesondere im Hinblick auf die postulierte Wahlfreiheit der Arbeitskräfte kritisch zu hinterfragen.

In der gesamten Debatte fehlt allerdings empirisches Wissen über die tatsächlichen Prozesse im Zusammenhang mit flexibilisierten Arbeitsverhältnissen und berufsbedingter räumlicher Mobilität, den damit verbundenen Standortentscheidungen, dem Wohnen, der sozial-räumlichen Verortung und den Mobilitätsarrangements. Vor diesem Hintergrund untersucht die vorliegende Arbeit die Lebenswelten an temporären Arbeitsstandorten und insbesondere das Wohnen und die sozial-räumliche Verortung dort. Im Fokus der Untersuchung stehen hochqualifizierte Arbeitnehmer*innen sowie Selbständige, die aufgrund eines befristeten Vertrags oder eines Projekts für eine begrenzte Zeit in der Region Frankfurt am Main leben oder auf Zeit entsendet, entliehen oder versetzt werden. Diese Personen ziehen in eine Stadt oder Region in dem Wissen, dass sie voraussichtlich nur für wenige Jahre dort leben werden. Ihre Erwerbs- und Mobilitätsarrangements gestalten sie dementsprechend aus und ihre Wohnweise und ihre sozial-räumliche Verortung stehen unter dieser Prämisse.

Die vorliegende Arbeit ist wie folgt aufgebaut: Zunächst gehe ich eingehender auf die gegenwärtigen Veränderungen der Arbeitswelten – die Entwicklungen der Arbeitsmärkte und Er-

werbsverhältnisse und die damit verbundenen Folgen für die Individuen ein (siehe Kap. 2). Theoretisch fundiert wird die Arbeit mit Arbeiten, die den Zusammenhang von Mobilisierung und Verankerung beleuchten (siehe Kap. 3). Darauf aufbauend stelle ich mein methodologisches und empirisches Vorgehen im Rahmen dieser Arbeit vor (siehe Kap. 4). Die Darstellung der empirischen Ergebnisse – der Lebenswelten von berufsbedingt temporär Wandernden – folgt in Kapitel 5. Als Abschluss des Kapitels erfolgt eine Synthese der Ergebnisse, die Skizzierung unterschiedlicher Umgangsweisen mit berufsbedingter räumlicher Mobilität und temporären Arbeitsaufenthalten. Im Fazit in Kapitel 6 wird die Forschungsfrage abschließend beantwortet sowie Implikationen für zukünftige Forschung aufgezeigt.

2 Entgrenzte Arbeitswelten, mobilisierte Individuen

Um die Entwicklung der Erwerbsarbeit kreisen sowohl in der Wissenschaft als auch in Presse und Öffentlichkeit in den letzten Jahren verschiedene Debatten. Einstimmig wird dabei von einer Flexibilisierung der Arbeitsmärkte und Entgrenzung unterschiedlicher Lebenssphären ausgegangen (vgl. u.a. Arthur/Rousseau 1996; Gottschall/Voß 2003; Kratzer 2003; Kronauer/Linne 2005; Pettinger et al. 2005; Edgell 2006; Szydlik 2008; Castells 2009; Jurczyk et al. 2009; Pohl 2009; Ross 2009; Neff 2013; zusammenfassend Schmidt 2011). Durch flexibilisierte und zum Teil atypische Beschäftigungsverhältnisse werden die Marktanforderungen vom Betrieb stärker an die Beschäftigten weitergegeben; so sind leichtere Anpassungen an Marktveränderungen möglich. Damit verbunden sind für die Beschäftigten allerdings häufigere Arbeitgeberwechsel und die Organisation von Arbeit in Projekten. Im Zuge dessen wird auch von steigenden (räumlichen und beruflichen) Mobilitätsanforderungen an die Beschäftigten und neuen „betrieblichen Mobilitätsregimen“ (Kesselring 2012) ausgegangen (vgl. u. a. Götz et al. 2010: 9).

Im folgenden Kapitel wird daher als Grundlage für die weitere Arbeit die gegenwärtige Entwicklung der Arbeitswelten und Erwerbsverhältnisse dargestellt. Dazu werden insbesondere Konzepte und Erkenntnisse aus der soziologischen Arbeitsforschung herangezogen, die die konkrete Ausgestaltung und die Ausmaße dieser Prozesse untersuchen (siehe Kap. 2.1). Dabei wird sowohl auf theoretische Überlegungen als auch auf empirische Studien und ihre Ergebnisse eingegangen. In einem zweiten Schritt werden Erkenntnisse zu den Folgen flexibilisierter und entgrenzter Arbeit für die Beschäftigten und deren Bewältigungsstrategien vorgestellt (siehe Kap. 2.2). Abschließend wird in einem Zwischenfazit analysiert, welche Konsequenzen sich daraus für die vorliegende Arbeit ergeben (siehe Kap. 2.3). Der Fokus liegt – vor dem Hintergrund des Erkenntnisinteresses – auf dem Wissen über hochqualifizierte Arbeit und ihren spezifischen Betroffenheiten.

2.1 Entwicklungen der Arbeitsmärkte und Erwerbsverhältnisse

Für die Untersuchung von temporär Umziehenden ist insbesondere die Entstehung von Projektarbeitsmärkten, also Arbeitsmärkten, in denen die Erwerbsverhältnisse vor allem über Projekte strukturiert sind, von Bedeutung (siehe Kap. 2.1.1). Zwei zentrale Prozesse der gegenwärtigen Entwicklung der Arbeitswelt sind die Entgrenzung und Subjektivierung sowie deren Zusammenhänge und Wechselwirkungen (siehe Kap. 2.1.2). Deren Auswirkungen für die Verfasstheit

von Arbeitskraft wurden in der Arbeitskraftunternehmer-These und im „Unternehmerischen Selbst“ konzeptualisiert (siehe Kap. 2.1.3). Nach diesen weitgehend konzeptionellen Ausführungen wird auf konkrete Strategien von Unternehmen zur Flexibilisierung von Arbeit eingegangen und im Anschluss daran auf Ausmaß und Ausgestaltung flexibilisierter Arbeit (siehe Kap. 2.1.4 und 2.1.5).

2.1.1 Projektarbeitsmärkte

Zentrale Überlegungen zur Entstehung und Konzeptualisierung von Projektarbeit und Projektarbeitsmärkten haben Boltanski und Chiapello (2003) angestellt. Mithilfe eines Vergleichs der Managementliteratur der 1960er und der 1990er Jahre haben sie die Legitimation und die Handlungslogiken einer „projektbasierten Polis“ herausgearbeitet und beschreiben den sogenannten „neuen Geist des Kapitalismus“. Anknüpfend an die Veränderungen im Zuge der Zweiten Moderne treten an die Stelle des Rationalen, das in den 1960er Jahren handlungsleitend gewesen sei, in den 1990er Jahren „Gefühl, Emotion, Kreativität“ (Boltanski/Chiapello 2003: 131). Bis dahin spielte ebenso der Aspekt der sozialen Sicherheit eine große Rolle. Damit waren zwei Schutzformen verbunden: einerseits innerhalb der Unternehmen, die nur im Ausnahmefall Entlassungen vornahmen und ansonsten einen stetigen sozialen Aufstieg versprachen, und andererseits die sozialen Sicherungsmechanismen des Staates, der eine finanzielle Absicherung im Fall von Krankheit oder Arbeitslosigkeit bot (vgl. Boltanski/Chiapello 2003: 132f.). In den 1990er Jahren wurden beide Schutzformen zunehmend infrage gestellt: Statt der traditionellen Antriebskräfte wie Arbeitsplatzsicherheit, Aufstieg und Einkommen werden immaterielle Antriebskräfte wie „Wandel, Risiko und Mobilität“ handlungsleitend (Boltanski/Chiapello 2003: 133).

Boltanski und Chiapello nennen diese Veränderungen die „projektbasierte Polis“ (2003: 137) und gehen davon aus, dass Projekte zu den zentralen Strukturierungseinheiten der Unternehmen werden, die trotz aller Veränderungen innerhalb der Arbeitsorganisation gewisse „Minimalstrukturen“ aufrechterhalten (Boltanski/Chiapello 2003: 140). Vor diesem Hintergrund arbeiten Boltanski und Chiapello folgende Charakterisierung von Projekten heraus (vgl. dazu auch Grabher 2002; Bröckling 2005; Löffler 2010; Koppetsch 2013):

„Für eine befristete Zeit führt es [das Projekt] die unterschiedlichsten Personen zusammen und präsentiert sich über eine relativ kurze Periode hinweg als ein *Teilbereich des Netzwerkes in hohem Aktivitätsstatus*. Gleichzeitig können damit dauerhafte Verbindungen aufgebaut werden, die anschließend in den Hintergrund treten, aber weiterhin verfügbar bleiben. Die Projekte ermöglichen die Produktion und die Akkumulation in einer Welt, die, wenn sie lediglich aus Konnexionen bestünde, ohne Halt, ohne Zusammenschlüsse und ohne feste Formen ständig in Fluss befindlich wäre. [...] Demzufolge handelt es sich um ein zeitlich befristetes, Wert schaffendes *Akkumulationsbecken*, das der notwendigen Netzausweitung durch eine Vervielfältigung der Konnexionen eine Basis bietet.“ (Boltanski/Chiapello 2003: 149)

Die Projekte werden demnach zur zentralen Strukturierungseinheit in einer zunehmend flüchtiger werdenden (Arbeits-)Welt. Mit dem „neuen Geist des Kapitalismus“ und der Strukturierung durch Projekte tritt ein neues Wertesystem an die Stelle des alten: Aktivität wird zu einem zentralen Erfolgskriterium. Projekte sind bestimmt durch einen Anfang und einen Abschluss, auf das endende Projekt folgt ein neues und die Projektteams werden wechselnd nach Bedarf zusammengestellt (vgl. Boltanski/Chiapello 2003: 150). Sie strukturieren dadurch individuelles Handeln und soziale Prozesse als Aufeinanderfolge in sich abgeschlossener Einheiten (vgl. Bröckling 2005: 365). Projekte befinden sich damit in einer „Mittellage zwischen singulärer Aufgabe und dauerhafter Beschäftigung“ und verbleiben in einem ständigen Zustand des Entstehens, zugleich beinhalten sie aber auch die Möglichkeit des Scheiterns (Bröckling 2005: 364).

In einer durch Projekte strukturierten Arbeitswelt oder sogar Gesellschaft werden die „Momente, in denen ein Projekt zu Ende geht und die Beteiligten nach einer neuen Beschäftigung Ausschau halten“ (Boltanski/Chiapello 2003: 150) und die jeweiligen Übergangsphasen zwischen den Projekten zu den zentralen Bewährungsproben. Die Fähigkeit, sich neue Projekte zu beschaffen und in sie einzugliedern, erhält damit eine entscheidende Bedeutung. Kommt zu dem neuen Projekt ein Ortswechsel hinzu, wird auch die Fähigkeit, sich am neuen Ort schnell die benötigte Infrastruktur (Wohnung, Dienstleistungen etc.) und soziale Kontakte zu beschaffen sowie sich dort einzugliedern, immer wichtiger.

Um in der projektbasierten Polis eine kontinuierliche Berufslaufbahn zu erreichen, ist Aktivität notwendig, die die traditionellen Grenzen zwischen beruflicher und privater Arbeit und anderen Arbeitsformen überschreitet, und sich darin äußert, sich in Netzwerke einzugliedern, Kontakte zu knüpfen und in Themenfelder einzuarbeiten, aus denen sich neue Projekte ergeben können (vgl. Boltanski/Chiapello 2003: 155f.). Die Projekte laufen zum Teil parallel und tragen von Beginn an den Charakter des Vorübergehenden in sich, denn die begrenzte Laufzeit ist allen Projektteilnehmer*innen von Anfang an bewusst. Damit ist die Hoffnung verbunden, dass das nächste Projekt bereits in Planung ist (vgl. Boltanski/Chiapello 2003: 156f.). Die „Abfolge von Projekten“ bestimme daher die gesamte berufliche und auch private Biografie (Boltanski/Chiapello 2003: 156):

„Wichtig ist vielmehr, Tätigkeiten zu entwickeln, d. h. niemals um ein Projekt oder eine Idee verlegen zu sein, unablässig Pläne zu schmieden, gemeinsam mit anderen an einem Projekt zu sitzen. Kontakte ergeben sich dabei zwangsläufig, weil man unbedingt etwas auf die Beine stellen will.“ (Boltanski/Chiapello 2003: 156f.)

Durch das Mitwirken in vielen unterschiedlichen Projekten erweitern und vertiefen sich Netzwerk, Kontakte und Arbeitsgebiete, sodass die Projektoptionen mit steigender Erfahrung mehr

werden. Die Projektteilnahme werde so zur sozialen und finanziellen Lebensgrundlage, denn die Individuen, die keine neuen Projekte entwickeln bzw. akquirieren, verlieren ihre Erwerbsarbeit und werden sozial ausgeschlossen (vgl. Boltanski/Chiapello 2003: 157). In einer projektbasierten Arbeits- und Lebenswelt wird deshalb *employability* (Beschäftigungsfähigkeit), die Fähigkeit, innerhalb oder außerhalb des Unternehmens eine neue Anstellung finden zu können, zu einem zentralen Sozialkapital (vgl. Boltanski/Chiapello 2003: 139ff., 159; Bourdieu 1983: 190f.) und gewinnt an Bedeutung, da die bisherigen Sicherungsmechanismen nicht mehr greifen. Die Weiterentwicklung und Verbesserung der *employability* wird für das Individuum daher zum „Langzeitprojekt“ (Boltanski/Chiapello 2003: 157).

Bröckling (2005) kritisiert an diesen Ausführungen, dass sie zwar die einer projektbasierten Polis zugrunde liegenden Handlungslogiken und Legitimationsordnungen herausarbeiten, nicht jedoch die Strategien und sozialen Praktiken und vor allem nicht die Selbsttechnologien, die der beschriebenen Polis zu praktischer Relevanz für die Individuen verhelfen. Im Hinblick auf räumliche Mobilität kritisieren Kaufmann und Montulet (2008: 37) den Ansatz von Boltanski und Chiapello als analytisch unscharf, da er eine Gleichzeitigkeit von räumlicher und sozialer Mobilität impliziere und zur Verwechslung zwischen dem Mobilitätspotenzial und der tatsächlich realisierten Mobilität einlade.

Apitzsch (2010) arbeitet die Handlungslogiken auf Projektarbeitsmärkten empirisch heraus. So zeigen sich auf Projektarbeitsmärkten Rekrutierungsstrategien von Projektbearbeiter*innen, die sich deutlich von denen auf sogenannten Normalarbeitsmärkten unterscheiden. Für die Rekrutierungsprozesse auf Projektarbeitsmärkten haben informelle Beziehungen eine hohe Bedeutung, die dazu beitragen, dass mehrere Schließungsmechanismen zum Tragen kommen (vgl. Grabher 2001; Ekinsmyth 2002; Apitzsch 2010). Ein Grund dafür sind wenig vorgegebene Qualifikationen in den von Projektarbeit besonders betroffenen Berufsfeldern (zum Beispiel Unternehmensberatung, Medien- und Kreativwirtschaft, IT). Aufgrund geringer Professionalisierungs- und Bürokratisierungsgrade erlangen extrafunktionale Qualifikationen und Bewertungskriterien an Bedeutung. Auf der anderen Seite spielen diese aufgrund der engen Zusammenarbeit in Projekten auch eine größere Rolle. Dies können zugeschriebene Kriterien wie Geschlecht, Alter und Persönlichkeit sein, aber auch Haltungen und Lebensstile sowie eine „signalisierte ideologische Anpassungsbereitschaft“ (Apitzsch 2010: 65f.). Aufgrund der Leitbilder im Rahmen der projektbasierten Polis wird von den Individuen eine professionelle Autonomie erwartet, das bedeutet, sie können Qualifikationsanforderungen selbständig einschätzen und sich Fachwissen eigenständig aneignen (vgl. Apitzsch 2010: 76). Darüber hinaus werden extrafunktionale Qualifikationen erwartet wie die Koordinierung der eigenen Arbeit und die Anpassung der Arbeitszeit an die Projekterfordernisse. Die Projekte werden dadurch ebenfalls ein wichtiger Lernkontext, um die extrafunktio-

nen Qualifikationen für Folgeprojekte zu entwickeln und den Tätigkeitsschwerpunkt zu vertiefen (vgl. Apitzsch 2010: 79). In den hier interessierenden wissensintensiven Bereichen werden insbesondere durch den Wechsel zwischen Projekten wichtige Erfahrungen und extrafunktionale Qualifikationen erworben (vgl. Apitzsch 2010: 65). Vor diesem Hintergrund werden tendenziell frühere Kolleg*innen, Kommiliton*innen sowie von diesen empfohlene Personen für eine Projektmitarbeit bevorzugt (vgl. Apitzsch 2010: 68).

Zum konstituierenden Merkmal der Zusammenarbeit in Projekten wird das „Spannungsverhältnis zwischen zeitlicher Befristung der Zusammenarbeit und dem mehr oder weniger latenten Fortbestehen der Beziehungen über die konkrete projektbezogene Zusammenarbeit hinaus“ (Apitzsch 2010: 97). Durch die wiederholte Zusammenarbeit in Projekten entstehen „stabilisierte informelle Beziehungen“, die auch ohne Organisationszusammenhänge Stabilität und Kontinuität in flexiblen Projektzusammenhängen erzeugen (vgl. Apitzsch 2010: 97; Bröckling 2005: 374). Dadurch wird einerseits das Erreichen der Projektziele gesichert und andererseits auch die Unsicherheit bezüglich von Folgeprojekten gemindert.

Zusammenfassend wird die gesamte Berufslaufbahn in einer projektbasierten Gesellschaftsordnung zu einer „Abfolge befristeter Engagements“ (Bröckling 2005: 373):

„An die Stelle eines auf biografischer Kontinuität beruhenden Karrieremodells treten hier die diskontinuierlichen Rhythmen von Projektplanung, -durchführung, -abschluss und der Suche nach dem Anschlussprojekt.“ (Bröckling 2005: 373)

Dies beinhaltet die kurze, aber dafür umso intensivere Einbindung der Beteiligten in Projekte, die zunehmend die gesamte Person beanspruchen, ohne dies mit Aufstieg, Einkommen oder Beschäftigungssicherheit zu kompensieren (vgl. Apitzsch 2010: 231f.). An die Stelle der traditionellen Grenzen des Normalarbeitsverhältnisses tritt die „Ausweitung der Bewertungs- und Selektionskriterien auf die Persönlichkeit, Einstellungen und Lebensstil“ (Apitzsch 2010: 231f.; vgl. auch Ekinsmyth 2002; McDowell/Christopherson 2009: 339).

Die von Boltanski und Chiapello (2003) sowie Bröckling (2005) entworfenen theoretischen Überlegungen zu einer projektorientierten Lebens- und Arbeitswelt finden sich auf den von Apitzsch (2010) untersuchten Projektarbeitsmärkten wider, jedoch nicht auf einer gesamtgesellschaftlichen Ebene und auch nicht auf allen Arbeitsmärkten. Für die Analyse projektbasierter Arbeit sind die Bewährungsproben und Übergangsphasen am Ende bzw. zwischen einzelnen Projekten sowie die *employability* zentrale Anknüpfungspunkte.

2.1.2 Subjektivierung und Entgrenzung

Projektarbeit und Projektarbeitsmärkte stützen sich auf bestimmte Strukturen und soziale Praktiken, die für die Individuen Handlungsrelevanz entfalten. Diese umfassen einerseits die

rechtliche Flexibilisierung der Arbeitsmärkte sowie andererseits die Entgrenzung und Subjektivierung der Arbeit, auf die im Folgenden eingegangen wird.

Angesichts der Heterogenität und Ungleichzeitigkeit der Veränderungen der Arbeit wird von einer „Neuen Unübersichtlichkeit“, von Übergang und Wandel als stabilem Zustand und der Beschleunigung der Arbeits- und Lebenswelten gesprochen (vgl. beispielsweise Habermas 1985; Kratzer/Sauer 2003; Rosa 2005; Mayer-Ahuja 2011). Die Prozesse einer erweiterten Selbstorganisation und forcierten Flexibilisierung lassen sich trotz der heterogenen Entwicklung der Arbeit als die zentralen Tendenzen der Veränderungen der Arbeit ausmachen. Die Konzepte der Entgrenzung und Subjektivierung können als theoretischer Rahmen zu ihrer Beschreibung und Erklärung herangezogen werden. Die beiden Konzepte lassen sich nicht eindeutig voneinander abgrenzen, vielmehr gehen sie ineinander über und bedingen sich gegenseitig. Ausgangspunkt der Entgrenzungs- und Subjektivierungsprozesse in der Arbeitswelt sind die übergreifenden gesellschaftlichen Veränderungen wie Beschleunigung (vgl. Rosa 2005) und Individualisierung (vgl. Beck/Beck-Gernsheim 1994; Hitzler/Honer 1994).

Entgrenzung

Zumeist wird die Entgrenzung von Arbeit als Konzept der veränderten Organisation von Arbeit und damit einhergehend eines veränderten Verhältnisses von Arbeit und anderen Lebensbereichen diskutiert (vgl. Minssen 2000, 2009a; Kratzer 2003; Glucksmann 2005; Parry et al. 2005; Jurczyk et al. 2009; Herlyn et al. 2009). Damit ist die „Erosion zentraler institutioneller Merkmale der Organisation von Arbeit, die strategisch genutzt wird mit dem Ziel, bislang kaum oder schwer zugängliche Ressourcen und Potentiale von Arbeitskraft verstärkt betrieblich nutzbar zu machen“ (Kratzer 2003: 44) gemeint. Hier wird die enge Verbindung zum Konzept der Subjektivierung von Arbeit deutlich.

Das Konzept der Entgrenzung setzt zwei grundlegende Annahmen voraus, nämlich dass Entgrenzung als Rationalisierungsprozess verstanden und die „fordistisch-tayloristische Normalarbeit“ sowie das Normalarbeitsverhältnis als historische Referenzfolie betrachtet werden (vgl. Kratzer/Sauer 2003: 88).¹ Entgrenzungsprozesse lassen sich damit als Ausdruck eines weitge-

¹ Hardering bietet basierend auf der Vielzahl unterschiedlicher Definitionen folgende für die Normalarbeit an: „Die Normalarbeit wird ausführlich beschrieben als unbefristete, existenzsichernde, sozialversicherungspflichtige, von einem männlichen Arbeitnehmer ausgeführte Vollzeitätigkeit, die außer Haus erledigt wird, zeitlich begrenzt [hinsichtlich der Arbeitszeiten] und gleichmäßig auf die Wochentage verteilt ist“ (Hardering 2011: 54). Obwohl die Bezugnahme auf das sogenannte Normalarbeitsverhältnis (Mückenberger 1985) vielfach kritisiert wird – u. a. da es lediglich für den männlichen Teil der Bevölkerung eine Normalität und darüber hinaus eine historische Ausnahmesituation darstellt(e) – findet die Beschreibung und Erklärung der gegenwärtigen Veränderungsprozesse in der Arbeitswelt in den meisten Fällen vor dem Hintergrund des Normalarbeitsverhältnisses statt. Der Grund dafür ist, dass in der soziologischen Arbeitsforschung nicht auf „normative Maßstäbe für „normale“ bzw. „prekäre“ Arbeit“ verzichtet werden kann, diese müssten jedoch historisch kontextualisiert und kenntlich gemacht werden (Mayer-Ahuja 2011: 4).

hend offenen und unbestimmten Umbruchs in der Entwicklung von Arbeit aufgrund der Krise des Fordismus verstehen (vgl. Kratzer/Sauer 2003: 88). Vor diesem Hintergrund erweist sich die Offenheit und Nicht-Normativität des Konzepts der Entgrenzung nach Kratzer und Sauer (2003: 88) als Vorteil und bietet einen analytischen Rahmen zur Beschreibung und Erklärung der Entwicklung von Arbeit.

Die „Entgrenzung der Arbeit bedeutet eine Ausdehnung von Gestaltungsspielräumen und zugleich einen Verlust an entlastender Begrenzung von Verantwortlichkeit und Gestaltungszwängen“ (Kratzer 2003: 15). Es sind folgende Dimensionen der Entgrenzung zu benennen, die sich wechselseitig bedingen:

1. die Entgrenzung zwischen ‚Innen‘ und ‚Außen‘ des Betriebs,
2. zwischen internen und externen Arbeitsmärkten,
3. die Entgrenzung zwischen Arbeit und anderen Lebensbereichen u. a. in raum-zeitlicher Hinsicht sowie
4. die Entgrenzung zwischen Arbeitskraft und Person (vgl. Kratzer 2003: 23; Kratzer/Sauer 2003: 106f.).²

Folgende Charakteristika bedingen nach Kratzer (2003: 39) zentral die Reorganisation von Arbeit: Die Dezentralisierung als Strukturierungsprinzip von Produktions- und Leistungserstellungsprozessen und die Vermarktlichung als neues Steuerungsprinzip dezentralisierter Organisationsstrukturen. Diese setzt die Eigenständigkeit der dezentralen Einheiten voraus – bis zur Ebene der einzelnen Arbeitskraft – und setzt alle Akteure unmittelbar dem Markt aus (vgl. Kratzer 2003: 39). Diese neue „indirekte Steuerung“ beinhaltet jedoch keinen Verzicht auf eine Steuerung seitens des Managements, sondern deren „Formwandel“, indem nicht mehr durch kleinteilige Vorgaben und Kontrollen, sondern nur noch über den Rahmen der Arbeitserledigung gesteuert wird, das bedeutet über die Festlegung von Zielen durch Zielvorgaben und des zeitlichen Rahmens bei gleichzeitiger Vorgabe der Budgets und Personalressourcen (vgl. Kratzer 2003; Kratzer/Sauer 2003: 113).

Die marktliche Unbestimmtheit wird durch die Betriebe an die Beschäftigten weitergegeben und muss von den Beschäftigten durch Selbststeuerung und -rationalisierung selbst bewältigt werden (vgl. Kratzer/Sauer 2003: 116) – einerseits in arbeitsorganisatorischer Hinsicht und andererseits aufgrund der flexibilisierten Beschäftigungsverhältnisse. Mit der Flexibilisierung

² Der synonym erscheinende Begriff der „Boundaryless Career“, der in der anglophonen Literatur verwendet wird, bezeichnet im Unterschied dazu die Berufslaufbahn außerhalb einer Organisation, einen Berufsverlauf mit mehreren Stellenwechseln einschließlich Arbeitslosigkeit oder Selbstständigkeit und löst die „Organisational Career“ ab (Arthur/Rousseau 1996; vgl. auch Cohen/Mallon 1999). Konzept und Begrifflichkeit wurden bereits vielfach kritisiert (vgl. u. a. Rodrigues/Guest 2010; Inkson et al. 2012).

der Arbeit sind insbesondere die Formen des Einsatzes der Arbeitskraft gemeint: Arbeitszeit, -ort und die Ausgestaltung der Beschäftigungsverhältnisse (vgl. Szydlík 2008; Kratzer 2003: 39). Die von den Betrieben forcierte Selbstorganisation der Beschäftigten betrifft die Steuerung von Arbeitskraft und -einsatz, insbesondere hinsichtlich Arbeitszeit und -ort sowie Beschäftigungsverhältnis (vgl. Kratzer 2003: 39). Ziel dieser Rationalisierungsstrategien ist die Nutzung bislang nur begrenzt zugänglicher Ressourcen und Potenziale von Arbeitskraft wie Flexibilitäts- und Steuerungspotenzialen der Individuen, kommunikative und soziale Fähigkeiten sowie die zeitlichen, räumlichen und sozialen Ressourcen anderer Lebensbereiche (vgl. Gottschall/Voß 2003; Kratzer 2003: 39; Voswinkel/Kocyba 2005). „Selbstorganisation und Flexibilisierung sind somit die arbeitsorganisatorischen Instrumente eines erweiterten Zugriffs auf die Subjektivität der Beschäftigten und ihre lebensweltlichen Ressourcen“ (Kratzer 2003: 39f.). Aus diesem Grund setzen Strategien der Entgrenzung von Arbeit die aktive, wenn auch gelegentlich unbewusste Beteiligung der Beschäftigten voraus (vgl. Kratzer 2003: 40f.). Kratzer und Sauer formulieren diese „spezifische Ambivalenz“ folgendermaßen:

„Indirekte Steuerung und Selbstorganisation, Projektarbeit und Gruppenarbeit, Zielvereinbarungen und Mitarbeitergespräche etc. müssen als konkrete Rationalisierungsinstrumente dem Prinzip nach *offen* gegenüber dem Rationalisierungseffekt sein, weil sonst die Beschäftigten das Spiel nicht mitspielen würden. Selbstrationalisierung muss „freiwillig“ erfolgen, weil sie sonst nicht erfolgen würde.“ (Kratzer/Sauer 2003: 117, Hervorhebung im Original)

Projektarbeit soll trotz – oder gerade wegen – ihrer Rahmenbedingungen als freiwillig aufgefasst und mit Begeisterung verfolgt werden (vgl. Ekinsmyth 2002: 235; Boltanski/Chiapello 2003: 156; Cockayne 2016).

Flexibilisierung und Selbstorganisation greifen die Kritik an den Steuerungsprinzipien und Grenzziehungen der Moderne auf und ermöglichen so die Umsetzung dieser Handlungslogiken in soziale Praktiken, denn sie können zugleich als Durchsetzung von an individuellen Bedürfnissen orientierter Arbeitszeitgestaltung oder der Forderung nach inhaltlich befriedigender und subjektiv erfüllender Arbeit interpretiert werden (vgl. Kratzer 2003: 41). Verschiedene lebensweltliche Entwicklungstendenzen wie die Zusammensetzung des Erwerbspersonenpotenzials und die Entwicklung der Arbeits- und Erwerbsorientierungen stellen wichtige Einflussfaktoren dar, damit diese Prozesse und Organisationskonzepte sich in den Handlungslogiken und sozialen Praktiken der Individuen niederschlagen können (vgl. Kratzer 2003: 41).

Weitere Einflussfaktoren sind die prinzipielle Akzeptanz des Marktes als wesentliches Steuerungsprinzip, die permanente Leistungsorientierung, die Entfaltung der eigenen Persönlichkeit in der Arbeit und in der Bewältigung betrieblicher Anforderungen sowie die Organisierbarkeit betrieblicher Prozesse (vgl. Kratzer 2003: 240f.; siehe Tab. 2). So werden betriebliche Prozesse

als subjektiv gestaltbar und damit als subjektiv verantwortbar angesehen. Dies hat zur Folge, dass Probleme bei der Erfüllung der Anforderungen zunächst auf Organisationsmängel, Managementfehler und Desorganisation zurückgeführt werden und nicht auf die Unbewältigbarkeit der Anforderungen vor dem Hintergrund fehlender Ressourcen (vgl. Kratzer 2003: 241). Zur Durchsetzung dieser Prinzipien wirken also ökonomische (Globalisierung, Tertiärisierung und Digitalisierung), politische (Deregulierung, Bedeutungsverlust der Arbeitnehmervertretung, Standortverlagerungen und Verunsicherung der Beschäftigten) sowie gesellschaftliche Ebene (Individualisierung sowie veränderte Arbeits- und Erwerbsorientierungen) zusammen (vgl. Kratzer/Sauer 2003: 97). Einige Autor*innen sprechen hier auch von der Durchsetzung neoliberaler Prinzipien (vgl. beispielsweise Taylor 2015; Cockayne 2016).

Die Entgrenzung der Arbeit beinhaltet vor diesem Hintergrund zwei Dimensionen: Zum einen die Nutzung der rationalisierten, kreativen und gestaltenden subjektiven Eigenleistungen des Subjekts. Das Subjekt und zusätzlich seine lebensweltlichen Ressourcen werden im Produktionsprozess vereinnahmt (vgl. Apitzsch 2010: 87). Zum anderen die zeitliche, räumliche und soziale Entgrenzung zwischen Erwerbs- und Privatsphäre (vgl. Apitzsch 2010: 87; Kratzer 2003: 44). Dabei entsteht an die Arbeitnehmer*innen zunehmend die Anforderung, das Verhältnis von Arbeit und anderen Lebensbereichen selbst zu bestimmen und eigene Abgrenzungen vorzunehmen (vgl. Beck et al. 2001: 13; Kleemann et al. 2003: 73; Beck et al. 2004: 15). Im Rahmen dieses Prozesses verschränken sich die Gestaltungsprinzipien und Entwicklungslogiken der beiden unterschiedlichen gesellschaftlichen Sphären der Arbeit und anderen Lebensbereichen (vgl. Kratzer/Sauer 2003: 97), dabei kommt es zu einer Ökonomisierung der Lebensführung und des Selbst (vgl. Hardering 2011). Aus praxistheoretischer Perspektive ist mit der Entgrenzung von Arbeits- und Lebenssphäre eine „Entstrukturierung handlungsstabilisierender Ordnungen des Alltags“ verbunden, die von den Individuen aktiv wiederhergestellt werden muss (Kleemann et al. 2003: 74). Insbesondere bei raum-zeitlich entgrenzten Arbeitsverhältnissen wie mobiler Arbeit und neuen Selbständigen nehmen die erforderlichen Strukturierungsleistungen zu, beispielsweise um den Alltag räumlich zu organisieren, unterschiedliche Alltagsbereiche aufeinander zu beziehen und voneinander abzugrenzen (vgl. Kleemann et al. 2003: 74; Fleming/Spicer 2004).

Kratzer und Sauer (2003: 110) stellen die These auf, dass es dabei einerseits Betriebe gibt, in denen eine Entgrenzung fordistisch-tayloristischer Normalarbeit stattfindet („betriebliche Entgrenzungsprozesse“), und andererseits Betriebe, deren Organisationsformen auf der „Normalität“ von Entgrenzungsprozessen beruhen („produktionsstrukturelle Entgrenzungsprozesse“). Die Betriebe des zweiten Entgrenzungsmodus sind geprägt durch Entgrenzung als grundlegendem Prinzip der Arbeitsorganisation (kundenorientierte Projektarbeit, raum-zeitliche

Entgrenzung etc.) wie in den Betrieben der IT und der Kreativwirtschaft (vgl. u. a. Ekinsmyth 2002; Kratzer/Sauer 2003; Gill/Pratt 2008).

Subjektivierung

Die zunehmend erforderliche Gestaltung und Organisation von Arbeit und anderen Lebensbereichen kann dann als „Subjektivierung“ oder als „subjektive Gestaltungsaufgabe“ bezeichnet werden (Kratzer 2003: 51). Nach Kleemann, Matuschek und Voß (2003: 93) haben die folgenden Faktorenbündel entscheidenden Einfluss auf den Prozess der Subjektivierung von Arbeit:

1. Die zunehmende Technisierung und die bürokratisch-rationale Organisation von Arbeitsprozessen führen zur Einbeziehung der „gesamten Person“. Gleichzeitig steigen die Anforderungen an die Arbeitnehmer*innen hinsichtlich Qualität und Quantität der Arbeit.
2. Auf der gesellschaftlichen Ebene verlieren Institutionen und Handlungsmuster ihre Gültigkeit, dadurch steigen die Gestaltungsanforderungen im Arbeits- und Lebensalltag der Individuen. Dadurch erhöht sich auch die individuelle Verantwortlichkeit für das Gelingen der eigenen Biografie.
3. Zudem steigen die normativen kulturellen Anforderungen zur aktiven Gestaltung der eigenen Biografie. Auf der anderen Seite entwickeln aber auch die Individuen eigene Gestaltungsansprüche (vgl. auch Beck/Beck-Gernsheim 1994; Hitzler/Honer 1994; Honneth 2002).

Dabei wird die Subjektivität der Arbeitenden in neuer und erweiterter Weise für betriebliche Zwecke genutzt und instrumentalisiert (vgl. Moldaschl/Voß 2003: 16f.). Moldaschl und Voß definieren Subjektivierung als „eine infolge betrieblicher Veränderungen tendenziell zunehmende Bedeutung von „subjektiven“ Potentialen und Leistungen im Arbeitsprozess [sic]“ (Moldaschl/Voß 2003: 16). Wie beschrieben kann dies zum einen als von den Subjekten intendierte Chance gedeutet werden, aufgrund eigener Bedürfnisse an die Arbeit mehr Subjektivität im Arbeitsprozess einzubringen und umzusetzen (vgl. Kratzer 2003: 49; Moldaschl/Voß 2003: 16; Moldaschl 2003: 62). Ebenso aber kann Subjektivierung als doppelter Zwang gedeutet werden, zum einen um subjektive Strukturierungsleistungen (wie Selbstorganisation, -rationalisierung und -verwertung) in der betrieblichen Arbeitsorganisation zu nutzen und so den Arbeitsprozess unter entgrenzten Bedingungen im Sinne der Betriebsziele zu gewährleisten (vgl. Kleemann et al. 2003: 72; Moldaschl/Voß 2003: 16). Zum anderen wird von Seiten der Betriebe stärker auf subjektive Potenziale der Arbeitskräfte (wie Kreativität, kommunikative und soziale Fähigkeiten, Engagement) zurückgegriffen (vgl. Ekinsmyth 2002; Kleemann et al. 2003: 72). „In beiden Fällen ist der zunehmende Stellenwert von Subjektivität mit einem relativen Rückgang von eindeutig vorstrukturierten, Subjektivität beschränkenden Situationen verbunden.“ (Moldaschl 2003: 62) Ziel der Arbeitgeber ist es,

„in neuer *Qualität* die Fähigkeiten von Arbeitenden betrieblich zu nutzen und ökonomisch zu verwerten: Zum einen durch die verstärkten Anforderungen an eine eigenständige Strukturierung der Arbeitsausführung, zum anderen durch einen erweiterten Zugriff auf bislang kaum systematisch genutzte Potentiale der Arbeitskraft wie Innovativität und Kreativität, Sozial- und Kommunikationskompetenzen, Begeisterungsfähigkeit und ultimative Leistungsbereitschaft, Loyalität und Solidarität usw. Zielsetzung der neuen Formen der Arbeitsorganisation ist damit ein grundlegend erweiterter und letztlich sogar nahezu ‚totaler‘ Zugriff auf die gesamte Person gegenüber der bisher allenfalls partiell möglichen Verfügung über ihr Arbeitskraftpotential“ (Kleemann et al. 2003: 72, Hervorhebung im Original)

Neben den Anforderungen der Arbeitgeber wird auch sozialkulturell Selbststrationalisierung und -disziplinierung gefordert (vgl. Kleemann et al. 2003: 75). Auch auf der Ebene des gesamten Lebenslaufs werden aufgrund der unsicherer werdenden Erwerbsverläufe und der an Wirkmächtigkeit verlierenden Handlungs- und Biografiemuster Gestaltungsleistungen der eigenen Biografie und hier insbesondere der Berufsbiografie nötig (vgl. Beck/Beck-Gernsheim 1994: 13; Bonß et al. 2001: 149f.; Kleemann et al. 2003: 79; Bonß et al. 2004: 211f.).

Die Subjektivierung ist demnach ein paradoxer Vorgang: Fremd- und Selbststeuerung sind dabei untrennbar miteinander verbunden (vgl. Honneth 2002; Bröckling 2007: 19). Die Subjektivierungsregime konfrontieren das Individuum mit spezifischen Erwartungen, zu denen es sich verhalten muss, die es aber nicht vollkommen erfüllen kann und sich dabei seiner Unzulänglichkeit bewusst wird (vgl. Bröckling 2007: 28). Diese inhärente strukturelle Überforderung erzeugt für die Subjekte einen dauerhaften Zustand der Kritisierbarkeit und damit der „Daueranpassung“ und macht einen großen Teil der Prekarität dieses Modells aus (Bröckling 2007: 244f., 283).³ Durch die Nutzung von Realfiktion⁴ werden die Zumutungen dahinter weniger sichtbar, so Bröckling (2007: 246f.): „Herrschaft verschwindet im Postulat der Selbstbeherrschung, Ausbeutung in der Beschwörung allfälliger *Win-win*-Situationen und Synergieeffekte.“ Dennoch werden auch diese Strategien, Rationalitäten und Ansprüche der Selbststeuerung nur zum Teil in Selbstdeutungen und individuelles Verhalten übertragen, wodurch nicht-intendierte Effekte entstehen (vgl. Bröckling 2007: 283f.).

Die Entgrenzung und Subjektivierung sind mit zahlreichen Ambivalenzen, Widersprüchen und Gleichzeitigkeiten verbunden, die die eindeutige Bewertung einer Situation deutlich erschweren. So kann die Flexibilisierung der Arbeit Freiheiten wie eine bessere Vereinbarkeit zwischen Arbeit und anderen Lebensbereichen und die Berücksichtigung individueller Bedürfnisse und Zwänge sowie zugleich die Verunsicherung, die Unterordnung lebensweltlicher Bedürfnisse unter die Anforderungen der Arbeit und die Unplanbarkeit des sozialen Lebens und der gesam-

³ Für Bröckling ist das „unternehmerische Selbst“ aufgrund der permanenten Überforderung durch die unerfüllbaren Ansprüche gleichzeitig ein „erschöpftes Selbst“ (Ehrenberg 2004).

⁴ Auf den Begriff der Realfiktion wird in Kapitel 2.1.3. näher eingegangen.

ten Biografie bedeuten (vgl. Kratzer 2003: 15). „Die Freiheit vom Disziplinarzwang wird erkauf mit der Pflicht zur permanenten Optimierung und Selbstoptimierung.“ (Bröckling 2007: 212) Die neuen Paradoxien bestehen „aus Kontrolle und Autonomie, aus Gestaltungsmöglichkeiten und -zwängen, aus Entlastungen und Belastungen, aus „eigensinniger“ Subjektivität und fremdbestimmter Nutzung von Subjektivität“ (Kratzer 2003: 16). Kratzer (2003: 203) spricht hier von „positiven und negativen Gestaltungsspielräumen“. Auf der anderen Seite wird aber auch argumentiert, dass die beschriebenen Unsicherheiten gezielt in die Organisation von Arbeit integriert werden: „Durch die Rückbindung von Arbeitsplatzsicherheit an beruflichen Erfolg werden biografische Unsicherheiten strategisch zur Disziplinierung und Leistungssteigerung der Beschäftigten eingesetzt“ (Hardering 2011: 12) und betriebliche Risiken auf die Arbeitskräfte verlagert (vgl. Ekinsmyth 1999, 2002).

2.1.3 Auswirkungen auf die Verfasstheit von Arbeitskraft

Die Auswirkungen der Ökonomisierung der Lebensführung auf die Verfasstheit von Arbeitskraft wurden mit den breit rezipierten Thesen des*der Arbeitskraftunternehmer*in und des „unternehmerischen Selbst“ beschrieben.

*Arbeitskraftunternehmer*innen-These*

Bereits 1998 schlugen Voß und Pongratz die Arbeitskraftunternehmer*innen-These vor. Kern der These ist, dass sich die Ressource Arbeitskraft im Zuge der beschriebenen Entwicklungen strukturell verändert und von der bisher vorherrschenden Form – von Voß und Pongratz der „verberuflichte Arbeitnehmer“ genannt – zu einem „Arbeitskraftunternehmer“ wandelt. Kennzeichen dieser neuen Verfasstheit seien „eine systematisch erweiterte Selbst-Kontrolle der Arbeitenden“, ein „Zwang zur forcierten Ökonomisierung der Arbeitsfähigkeiten sowie eine entsprechende Verbetrieblichung der alltäglichen Lebensführung“ (Voß/Pongratz 1998: 132). Ausschlaggebend für die Bezeichnung ist die Annäherung des Leitbilds insbesondere des*der hochqualifizierten Arbeitnehmer*in an das der Selbständigen und Unternehmer*innen (vgl. Voß/Pongratz 1998: 133). Zugleich bleiben restriktive Arbeitsbedingungen bestehen, während zugleich neue Risiken und Belastungen für die Beschäftigten entstehen (vgl. Voß/Pongratz 1998: 133). Hier wie im Kontext der Subjektivierung der Arbeit ist das Konzept der Selbstorganisation von hoher Bedeutung für die Arbeitskraftnutzung (vgl. Voß/Pongratz 1998: 134):

„Der Arbeitskraftunternehmer ist die gesellschaftliche Form der Ware Arbeitskraft, bei der Arbeitende nicht mehr primär ihr latentes Arbeitsvermögen verkaufen, sondern (inner- oder überbetrieblich) vorwiegend als Auftragnehmer für Arbeitsleistung handeln – d. h. ihre Arbeitskraft weitgehend selbstorganisiert und selbstkontrolliert in konkrete Beiträge zum betrieblichen Ablauf überführen, für die sie kontinuierlich funktionale Verwendungen (d. h. „Käufer“) suchen müssen.“ (Voß/Pongratz 1998: 139f.)

Aufgrund der damit einhergehenden Risiken wird es in Zukunft immer wichtiger, „nicht nur einer einzigen Erwerbstätigkeit nachzugehen, sondern flexibel und gut organisiert mehrere Tätigkeiten zu verbinden und so ein individuelles und dynamisches Portfolio von existenzsichernden Aktivitäten zu unterhalten“ (Voß/Pongratz 1998: 144; vgl. zu Portfolio Careers u. a. Handy 1985, 1995; Cohen/Mallon 1999; Fraser/Gold 2001; Clinton et al. 2006).⁵

Die Ambivalenz dieser Form der Arbeitskraftnutzung entsteht durch eine so weitgehende Internalisierung betrieblicher Kontroll- und Führungsfunktionen ohne deren betriebliche Erzwingung, dass die eigene Interessenlage als Arbeitskraft kaum mehr wahrgenommen wird (vgl. Voß/Pongratz 1998: 152). Nach Voß und Pongratz (1998: 153f.) ist der*die Arbeitskraftunternehmer*in damit ein Prototyp des „individualisierten Individuums“: Er erschließt ein erweitertes Potenzial zur Gestaltung der eigenen Arbeit und der eigenen Lebensbedingungen; gleichzeitig beinhaltet dies aber auch den Zwang, dies tun zu müssen. Dabei zeigen sich zwei unterschiedliche Gruppen: eine Gruppe, die vor allem die Vorteile dieser neuen Form systematisch für sich nutzen kann, beispielsweise weil sie die erforderlichen Fähigkeiten besitzt und bestimmte Arbeitsarrangements praktizieren kann und eine andere, für die insbesondere die Nachteile wirksam werden, weil sie durch ihre berufliche Lage in die Position des*der Arbeitskraftunternehmer*in gezwungen wird und die gestiegenen Anforderungen an die Selbstorganisation nicht bewältigen kann (vgl. Voß/Pongratz 1998: 154). Die Fähigkeit zur Nutzung der Vorteile und der Bewältigung der Nachteile hängt entscheidend von der jeweiligen sozialen Lage (wie Qualifikation, Geschlecht, Branche, Region) ab und reproduziert damit bestehende Ungleichheiten (vgl. Voß/Pongratz 1998: 154; Kratzer 2006; McDowell/Christopherson 2009: 336).

An der Arbeitskraftunternehmer*in-These wurde seitdem vor allem kritisiert, dass sie einen weitreichenden Endzustand beschreibt, der bisher so nicht eingetreten ist, da sich die Veränderung der Arbeit vielmehr in einem Nebeneinander unterschiedlichster Arbeitsverhältnisse und -bedingungen äußert und einen stetigen Prozess des Wandels beschreibt (vgl. Kratzer/Sauer 2003: 101). Apatzsch (2010: 98) kritisiert im Hinblick auf die tendenziell privilegierte Gruppe der Arbeitskraftunternehmer*innen, dass die Bedeutung der Sozialisation in langen Ausbildungswegen für Selbstkontrolle, Eigenmotivation und Selbstorganisation der Arbeit, die für viele hochqualifizierte Tätigkeiten kennzeichnend ist, in der Arbeitskraftunternehmer*in-These unterschätzt wird. Zudem würden die individuellen Gestaltungsmöglichkeiten, die für Hochqualifizierte auf Projektarbeitsmärkten entstehen, tendenziell überbewertet, denn die

⁵ In der anglophonen Literatur werden *Portfolio Working* oder *Portfolio Careers* meist als freiberufliche oder selbständige Erwerbstätigkeit(en) verstanden (vgl. u. a. Cohen/Mallon 1999; Fraser/Gold 2001; Clinton et al. 2006).

Flexibilisierung personaler und professioneller Kontrollformen, informeller Rekrutierungsprozesse und privater Risikobewältigungsstrategien dürfe nicht als individueller Gestaltungsraum gesehen werden (vgl. Apitzsch 2010: 129). Vielmehr stehen dem ein Bedeutungsgewinn informeller Beziehungen gegenüber – und damit treten individuelle Unterstützungsnetzwerke an die Stelle institutionalisierter Sicherungsmechanismen (vgl. Apitzsch 2010: 129), auch dies reproduziert soziale Ungleichheiten.

Pongratz und Voß (2003) haben basierend auf ihrer Arbeitskraftunternehmer*in-These und der daran geübten Kritik Erwerbsorientierungen⁶ und Arbeitskrafttypen unter den „Bedingungen von „Normalarbeit unter Veränderungsdruck““ empirisch untersucht (Pongratz/Voß 2003: 15). Daran anschließend nehmen sie einige Modifikationen und Ergänzungen der Arbeitskraftunternehmer*in-These vor. Nach ihren Erkenntnissen ist tatsächlich keine Homogenisierung der Erwerbsbedingungen, sondern vielmehr eine Übergangsphase mit verschiedenen Abwandlungen und Ausprägungsformen zu beobachten, sodass eher von einer Heterogenisierung der Erwerbsverhältnisse auszugehen ist. Dabei beschreibt die These eine Erwerbsorientierung, die empirisch eher im hochqualifizierten und privilegierten Arbeitsmarktsegment zu finden ist. Ausgangsannahme der Arbeitskraftunternehmer*in-These ist der „Übergang zu einer flexibilisierten Hyperarbeitsgesellschaft“, in der der Erwerbsarbeit eine zentrale Bedeutung zukommt, in deren Folge aber mit vielfältigen Erwerbsformen und deren problematischen Auswirkungen zu rechnen ist (Pongratz/Voß 2003: 21). Ergänzend betonen Pongratz und Voß (2003: 105), dass eine der Grundannahmen der Arbeitskraftunternehmer*in-These die Durchgestaltung der Lebensführung („Verbetrieblichung des Alltags“) und die Ausrichtung des gesamten Lebensalltags auf die Erwerbsarbeit und ihre Organisationslogik ist.

In der empirischen Untersuchung haben Pongratz und Voß (2003: 158) eine „eklatante Diskrepanz zwischen Leistungsorientierungen und berufsbiographischen Orientierungen“ festgestellt. Der empirisch generierte Typus, der am ehesten dem*der Arbeitskraftunternehmer*in ähnelt (sogenannte „Leistungsoptimierer“), verfolgt berufsbiografische Strategien, die eher dem Normalarbeitsverhältnis entsprechen. Sicherheitsvorstellungen und -erwartungen (wie eine feste Anstellung) sind auch für diesen Typus von sehr großer Bedeutung und behalten

⁶ Erwerbsorientierungen sind „Deutungen der Arbeits- und Erwerbssituation, subjektiv artikulierte Interessen (Ansprüche und Erwartungen an Erwerbsarbeit) und Handlungsabsichten zur kurz- und langfristigen Erwerbsgestaltung“ (Pongratz/Voß 2003: 14).

weiterhin ihre handlungsstrukturierende Bedeutung bei (vgl. Pongratz/Voß 2003: 168ff.).⁷ Pongratz und Voß beobachten eine

„Gleichzeitigkeit von Leistungsoptimierung und Absicherungsmentalität [...]: Während viele Befragte als ‚Leistungsoptimierer‘ einerseits im Arbeitsprozess zu beträchtlicher Flexibilität bereit sind, bleiben sie in ihren beruflichen Planungen andererseits ganz auf die mit dem Normalarbeitsverhältnis verbundenen Sicherheitsvorstellungen ausgerichtet.“ (Pongratz/Voß 2003: 180)

Ganz ähnliches konnte Pelizzari (2009: 172) bei der Untersuchung milieubezogener Deutungen und Bewältigung atypischer Erwerbsverhältnisse herausarbeiten: Die Strategien zur Bewältigung von Unsicherheit bleiben dem Erwerbshabitus des*der proletarischen oder arbeitnehmerischen Lohnarbeiter*in verhaftet, nicht dem des*der Arbeitskraftunternehmer*in. Zudem haben „fordistische“ Sicherheitsorientierungen weiterhin einen hohen Referenzcharakter.

Beschäftigte, die hohe Selbstorganisationsansprüche nicht durch entsprechende Selbstökonomisierungsstrategien flankieren, setzen sich allerdings neuen Risikolagen und Abhängigkeiten vom Arbeitgeber aus (vgl. Pongratz/Voß 2003: 183). Zum Teil ist damit eine trügerische Sicherheitserwartung verbunden, die für die Betroffenen zu Handlungs- und Deutungsschwierigkeiten sowie neuen Abhängigkeiten führen kann (vgl. Pongratz/Voß 2003: 158f., 177). Die unter den beschriebenen Bedingungen eigentlich erforderliche berufliche Mobilität wird als riskanter wahrgenommen als ein Verbleib im bisherigen Unternehmen, da für berufliche Mobilität und die damit verbundenen Entscheidungen kaum Handlungsmuster und strukturelle Absicherungen zur Verfügung stehen. Mit der Risikominimierung durch einen Verbleib im Unternehmen schränken die Beschäftigten ihre Entscheidungs- und Handlungsspielräume allerdings wesentlich ein (vgl. Pongratz/Voß 2003: 182).

Das unternehmerische Selbst

Anschließend an seine Kritik an den bereits genannten Konzeptualisierungen arbeitet Bröckling (2007) den Ansatz des „Unternehmerischen Selbst“ heraus. Darin versucht er die Strategien und die Logik hinter dem Anspruch einer projektbasierten Polis darzustellen (siehe Kap. 2.1.1), da das „unternehmerische Selbst“ dem Idealtypus des*der Projektarbeiter*in sehr nahe ist.

Ziel der These des „unternehmerischen Selbsts“ ist es, die Funktionsweise und die Logik von Subjektivierungsregimen zu beschreiben (vgl. Bröckling 2007: 10). Dazu nutzt Bröckling (2007) den Begriff der Realfiktion, der beschreibt, wie diskursive Figuren der Wirtschaftspraxis (hier Subjektivierungsregime) psychische und alltagspraktische Relevanz entfalten können (vgl.

⁷ Auch in den Arbeitsmarktsegmenten, wo eigenverantwortliches und flexibles Arbeiten einen hohen Stellenwert für die Beschäftigten hat wie auf Projektarbeitsmärkten, kommt eine durchgängige Orientierung an diesen Sicherheitsvorstellungen zum Tragen. Eine soziale Sicherungsstruktur für den Beruf wird als kulturelle Errungenschaft anerkannt und wertgeschätzt – auch von Selbständigen (vgl. Pongratz/Voß 2003: 170).

Hutter/Teubner 1994: 110). In Anlehnung an Hutter und Teubner (1994) stellt das „unternehmerische Selbst“ eine diskursive Figur dar, in der sich einerseits ein normatives Menschenbild und andererseits zahlreiche derzeit prägende Selbst- und Sozialtechnologien verdichten, deren „gemeinsamen Fluchtpunkt die Ausrichtung der gesamten Lebensführung am Verhaltensmodell der Entrepreneurship bildet“ (Bröckling 2007: 46f.). Diese Figur bündelt Handlungsmaximen, Wissensformen, Kontroll- und Regulationsmechanismen sowie soziale Praktiken und versucht so, die Deutungen und sozialen Praktiken der Individuen in die gewünschte Richtung zu lenken und Selbststeuerungspotenziale zu aktivieren. Ziel ist es, eine „kontrollierte Autonomie“ der Subjekte zu etablieren. Das Bild des*der Unternehmer*in wird genutzt, da diese*r als Nutzer*in von Gewinnchancen, Innovator*in, Träger*in von Risiken und Koordinator*in gilt (vgl. Bröckling 2007: 111ff.), es stützt und ergänzt die Logik der Organisation von Arbeit in Projekten und die Logiken der Projektarbeitsmärkte. Der „Balancekünstler und Flexibilitätswirtuose“ wird vor diesem Hintergrund zum bestimmenden gesellschaftlichen Leitbild (Bröckling 2007: 263). Die Anforderungen an das unternehmerische Selbst sind Enthusiasmus und rückhaltloser Einsatz bei jedem Projekt und Thema sowie die „Mobilität des Nomaden“ (Bröckling 2007: 263). Bröckling (2007: 37) geht dabei von einem Eindringen marktökonomischer Prinzipien in Bereiche des Sozialen aus. Die Subjektivierungsregime erzeugen einen Prozess kontinuierlicher Modifikation und Selbstmodifikation, der dazu dient, nicht aus der gesellschaftlichen Ordnung herauszufallen, was befürchtet wird, wenn diese Anpassungsleistung nicht erbracht wird (vgl. Bröckling 2007: 46f.).

Zusammenfassend werden in beiden Thesen zur neuen Verfasstheit von Arbeitskraft trotz ihrer unterschiedlichen Herangehensweisen die Ökonomisierung der Lebensführung und zunehmende Bedeutung unternehmerischen Denkens und Handelns in Arbeit und anderen Lebensbereichen postuliert, dies beinhaltet auch das Eingehen unternehmerischer Risiken. Sowohl Arbeitskraftunternehmer*in-These als auch ökonomisches Selbst beinhalten eine „Anpassung an die Effizienzkriterien der Ökonomie“ bis „in die letzten Winkel der Persönlichkeit“ (Hardering 2011: 11).

2.1.4 Flexibilisierungsstrategien der Unternehmen

Die beschriebenen Prozesse stehen in Zusammenhang mit veränderten betrieblichen Strategien der Organisation von Arbeit und Beschäftigung. Der Betrieb ist die entscheidende Vermittlungsinstanz zwischen externen und internen Veränderungen (vgl. Kratzer 2003: 58). Mit Hilfe von projektbasierter Arbeitsorganisation und ihrer Vernetzung sollen die Diskontinuitäten und die *Beschleunigung* der Märkte aufgefangen werden (vgl. Bröckling 2005: 380; Rosa 2005). Kernprinzipien der Reorganisation von Betrieben aus unterschiedlichen Branchen und

Kontexten sind ein permanenter Reorganisationsdruck, die Internalisierung des Marktes sowie das Prinzip der indirekten Steuerung, indem die Marktanforderungen ungefiltert an die Beschäftigten weitergereicht werden (vgl. Kratzer 2003: 75).

Tabelle 1: Formen betrieblicher Flexibilisierungsstrategien des Arbeitskräfteeinsatzes

	Numerisch	Funktional
Intern	Arbeitszeitorganisation Variation der Arbeitszeit Variation der Arbeitsintensität	Umschulung und Versetzung Mehrfachqualifikation und Aufgabenwechsel Delegation von Verantwortung
Extern	Einstellungen und Entlassungen Befristete Arbeitsverträge Temporärarbeit	Outsourcing Unternehmensnetze Werkverträge/Freelancing

Quelle: Schief 2006: 232

Bei den Flexibilisierungsstrategien der Unternehmen werden zum einen interne und externe sowie numerische und funktionale Flexibilisierung unterschieden (siehe Tab. 1; vgl. Schief 2006; Pelizzari 2009: 32; Tünte et al. 2011). Mit interner Flexibilisierung ist die Flexibilisierung der Arbeitsorganisation innerhalb des Unternehmens gemeint (z.B. Arbeitszeitregimes, betriebliche Qualifikationsanforderungen, Lohnstruktur; vgl. Boltanski/Chiapello 2003: 262; Pelizzari 2009: 32). Externe Flexibilisierung ist dagegen die Flexibilisierung der Erwerbsverhältnisse, die Förderung atypischer Beschäftigungsverhältnisse, die Aufweichung arbeitsrechtlicher Standards, um die Zahl der Beschäftigten schnell an die Markterfordernisse anpassen zu können (vgl. Pelizzari 2009: 32). Darüber hinaus findet ein Outsourcing ehemals betriebsinterner Aufgaben statt. Dies betrifft die Auslagerung möglichst aller betrieblichen Aufgaben, die nur unregelmäßig anfallen oder nicht zum Kerngeschäft gehören (vgl. Kratzer/Sauer 2003: 111). Insbesondere die Fremdvergabe von IT-Dienstleistungen hat zugenommen und wird weiterhin zunehmen (vgl. Ewers et al. 2006: 26).⁸ Davon profitieren vor allem mittelständische und kleine Unternehmen (beispielsweise Start-ups, Alleinselbständige), die Aufträge der großen Unternehmen annehmen (vgl. Ewers et al. 2006: 26). Als Vorreiter flexibilisierter und pluralisierter Erwerbsverhältnisse werden in der wissenschaftlichen Literatur die Erwerbstätigen im IT- und Kreativbereich genannt (vgl. u. a. Ewers et al. 2006; Kratzer 2003; Manske 2007; Gill/Pratt 2008). Auch das „flexible Beschäftigungssegment“ setzt sich heterogen zusammen und besteht aus einer Vielzahl unterschiedlicher Erwerbsformen, Qualifikationen und Quali-

⁸ So berichtete auch der DER SPIEGEL 2012, dass der Software-Konzern IBM plant, im Rahmen einer flexibleren Organisation 40 % seiner Belegschaft durch freie Mitarbeiter*innen zu ersetzen (vgl. Dettmer/Dohmen 2012: 62).

kationsstufen (wie beispielsweise Selbständige, freie Mitarbeiter*innen, Angestellte von Fremdfirmen, befristet Beschäftigte, Teilzeitkräfte) (vgl. Kratzer/Sauer 2003: 112).

Darüber hinaus können aus der Perspektive der Arbeitgeber folgende Gründe für Befristungen genannt werden (vgl. Sander 2012: 44ff.):

- Durch Befristungen sind kurzfristige Anpassungen des Personalbestands an saisonale und konjunkturelle Schwankungen möglich. Bei Vertragsende kann entsprechend der wirtschaftlichen und betrieblichen Lage mit den Verträgen umgegangen werden (Entfristung, Verlängerung, Auslaufen).
- Ausfälle im Personalbestand können durch befristete Einstellungen kurzfristig kompensiert werden.
- Aufgrund der geringeren Entlohnung von Befristeten gegenüber Unbefristeten können Arbeitskosten gesenkt werden.
- Zudem wird von einer gesteigerten Leistungsbereitschaft bei der Aussicht auf Entfristung ausgegangen. Einige Betriebe verfolgen die möglichst späte Information über das endgültige Ende des Vertragsverhältnisses als personalpolitische Strategie, um die Produktivität zu steigern bzw. nicht abreißen zu lassen, auch wenn bereits feststeht, dass der Vertrag nicht verlängert wird.
- Im hochqualifizierten Bereich werden neue Mitarbeiter*innen vor einer Festanstellung durch das Unternehmen im Rahmen einer befristeten Einstellung auf Eignung geprüft.
- Für die bereits beschriebenen Projektstätigkeiten (siehe Kap. 2.1.1) werden Beschäftigte befristet eingestellt. Je schwieriger es für ein Unternehmen ist, ausreichend qualifizierte Arbeitnehmer*innen zu finden, desto eher werden im Fall von befristeten Einstellungen Zugeständnisse gemacht, was rechtliche und ökonomische Vorteile für den*die Arbeitnehmer*in bedeuten kann.

In der Regel enthalten alle Formen der Befristung Benachteiligungen der Beschäftigten – abgesehen von einem Teil der hochqualifizierten Arbeitnehmer*innen, die sich für hochqualifizierte Projektstätigkeiten Kompensationsleistungen für die Befristung verschaffen können (vgl. Sander 2012: 47f.). Die damit verbundene Kontingenz zwingt die Beschäftigten, zu entscheiden, ob sie ihren weiteren Berufsweg mit dem Unternehmen verknüpfen oder Sicherheiten außerhalb des Betriebs suchen (müssen) (vgl. Kratzer 2003: 195).

2.1.5 Flexibilisierte und atypische Erwerbsverhältnisse

Entscheidend für den Bedeutungsgewinn atypischer Arbeitsverhältnisse ist deren Ermöglichung durch die arbeitsmarkt- und beschäftigungspolitische Gesetzgebung in Deutschland seit Anfang der 2000er Jahre (wie insbesondere die Reformen des Arbeitslosengeldes I und II, auch genannt Hartz-Reformen) (vgl. Rademacher/Ramos Lobato 2008: 121). In der Regel wird auf folgende Varianten atypischer Beschäftigung verwiesen:

- Teilzeitarbeit,
- geringfügige Beschäftigung (Mini- und Midi-Jobs),
- befristete Beschäftigung,
- Leih- bzw. Zeitarbeit (einschließlich Personal-Service-Agenturen) und
- neue Selbständigkeit (einschließlich Alleinselbständigkeit) (vgl. u. a. Keller/Seifert 2005: 128; McDowell/Christopherson 2009: 336; Hipp et al. 2015).

In der vorliegenden Arbeit werden hauptsächlich die drei letztgenannten Formen einbezogen, da sie primär temporäre Mobilitätsformen auslösen können. Diese Formen können sich überschneiden und sind im Wesentlichen unsicher (vgl. Edgell 2006: 140).

Insgesamt entwickelte sich die Erwerbsbeteiligung in Deutschland in den letzten Jahren zwar positiv, allerdings nahm der Anteil unbefristeter Vollzeitstellen ab und zugleich gewannen atypische Beschäftigungsverhältnisse an Bedeutung (vgl. Schmeißer et al. 2012: 36). Die seit 2008 andauernde Wirtschafts- und Finanzkrise hat den deutschen Arbeitsmarkt dabei kaum getroffen. Schmeißer et al. (2012) haben mit Daten der Europäischen Arbeitskräfteerhebung (European Labor Force Survey, EU-LFS) die Entwicklung atypischer Beschäftigung in Europa zwischen 1996 und 2009 untersucht. Im Folgenden werden überblicksartig die Ergebnisse für die Bundesrepublik Deutschland vorgestellt. Der Anteil der atypisch Beschäftigten an den erwerbsfähigen Personen stieg von 19 % (1996) auf 28 % (ab 2008), die häufigsten Formen atypischer Beschäftigung waren dabei Teilzeitbeschäftigung, befristete Beschäftigung und Soloselbständigkeit (vgl. Schmeißer et al. 2012: 30). Bei beiden Geschlechtern nahm der Anteil der befristet Beschäftigten zu, bei der Soloselbständigkeit gab es dagegen keine nennenswerten Veränderungen (vgl. Schmeißer et al. 2012: 32). Bei den Unter-30-Jährigen und den 30-49-Jährigen kam es zu einer Zunahme atypischer Beschäftigung, während der Anteil des Normalarbeitsverhältnisses zurückging (vgl. Schmeißer et al. 2012: 33). Unter den Jüngeren ist der Anteil atypisch Beschäftigter am höchsten, sie sind am häufigsten befristet beschäftigt (vgl. Schmeißer et al. 2012: 33). Hochqualifizierte sind im Vergleich zu Beschäftigten mit geringer und mittlerer Qualifikation insgesamt seltener atypisch beschäftigt, wobei der Anteil der befristet Beschäftigten bei den Beschäftigten mit mittlerer Qualifikation ähnlich ist (etwa 7-8 %) und der Anteil an Soloselbständigen in der Gruppe der Hochqualifizierten vergleichsweise hoch ist (7 %, vgl. Schmeißer et al. 2012: 35).

Die **Befristung von Beschäftigung** beinhaltet für die Beschäftigten *per se* mehr Beschäftigungsrisiken (vgl. Mertens/McGinnity 2005: 169). Bei hochqualifizierten jungen Universitätsabsolvent*innen zeigt sich, insbesondere beim Berufseinstieg, ein vergleichsweise hoher Anteil unsicherer Beschäftigung (vgl. Ewers et al. 2006: 30; Rudolph 2005: 110). Die Befristungen in dieser Altersgruppe machen einen Großteil des Anteils an Befristungen aus (vgl. Rudolph 2005:

110). Einige der Hochschulabsolvent*innen, die keine statusadäquate Beschäftigung finden, begeben sich in „offene und unsichere Erwerbsfelder“ (Manske 2007: 28). Welche Perspektive befristete Arbeitsverhältnisse beinhalten, hängt entscheidend auch von der beruflichen und räumlichen Mobilität des*der Arbeitnehmer*in ab, da bei Hochqualifizierten die Verträge seltener entfristet werden, ihre externen Arbeitsmarktchancen dafür aber größer sind (vgl. Boockmann/Hagen 2005: 166). Die befristete Beschäftigung muss deshalb nicht notwendigerweise der Beginn einer schwierigen Erwerbslaufbahn sein.

Die **Leih- und Zeitarbeit** ist im hier interessierenden Kontext lediglich die Personalüberlassung durch Personal-Service-Agenturen nach Arbeitnehmerentsendegesetz (auch genannt Body-Leasing, vgl. Aneesh 2006). Kerngeschäft der Personal-Service-Agenturen ist das Entleihen von Fachkräften für hochspezialisierte Aufgabenbereiche (z. B. Softwareentwicklung, Ingenieurstätigkeiten). Im Unterschied zur Leih- und Zeitarbeit auf einem meist niedrig qualifizierten Niveau sind diese Beschäftigten bei den Personal-Service-Agenturen fest angestellt, ob sie gerade zu einem Projekt entsandt sind oder nicht, d. h. sie haben eine dauerhafte Erwerbsbeschäftigung bei der Personal-Service-Agentur, aber wechselnde Einsatzorte aufgrund unterschiedlicher Projekte. Daneben gibt es konzerninterne Personalpools für bestimmte spezialisierte, zeitlich begrenzte Aufgaben im gleichen Unternehmen (z. B. im Bereich der Anlageninbetriebsetzung und -instandhaltung). Hier werden die Beschäftigten dann ebenfalls für bestimmte Aufgaben an andere Unternehmensstandorte entsandt. Die Projektlaufzeiten können sich in beiden Formen des Body-Leasings zwischen wenigen Tagen und mehreren Jahren bewegen und auch die Einsatzorte können am Wohnort oder überall auf der Welt sein (vgl. Vormbusch/Kels 2008: 146). Eine entsprechende Mobilitätsbereitschaft ist daher explizit im Arbeitsvertrag vereinbart (vgl. Kels/Vormbusch 2009: 63). Zentrale Anforderungen an derart Beschäftigte sind „die Bereitschaft zu weltweiter Mobilität, die kontinuierliche Weiterentwicklung des fachlichen Wissens als auch die Fähigkeit, sich in kulturell und sozial unvertrauten Zusammenhängen schnell zurechtzufinden“ (Vormbusch/Kels 2008: 146). Auch im Body-Leasing-Geschäft stellen „Projektübergänge“ eine regelmäßig wiederkehrende Situation dar (Vormbusch/Kels 2008: 146). Diese gefährdet zwar nicht – wie bei den befristet Beschäftigten – die Beschäftigung an sich, die damit verbundene materielle Absicherung und die berufsbiografische Kontinuität, dennoch stellt sie eine mit verschiedenen Kontingenzen verbundene Situation und zugleich auch einen „Möglichkeitsrahmen“ dar, um Veränderungen oder Weiterentwicklungen vorzunehmen (wie Auszeiten, Weiterbildung, Veränderung der beruflichen Situation) (Vormbusch/Kels 2008: 147). Vormbusch und Kels (2008: 154) beschreiben diese Form des Body-Leasings als „spezifische Mischung aus radikaler Entgrenzung und stabiler institutioneller Einbettung“. Ein wesentlicher Unterschied zur Gruppe der Expatriates ist, dass transnatio-

nale Projekteinsätze keine singuläre, karriereförderliche Station in der Berufsbiografie darstellen, sondern Teil der alltäglichen Lebensführung und beruflichen Laufbahn sind (vgl. Kels/Vormbusch 2009: 63).

Der Anstieg der Selbständigkeit wird überwiegend von der Zunahme von **Mikro- bzw. Soloselbständigkeit** getragen, die insbesondere in den Bereichen der Softwareentwicklung und der EDV-Dienstleistungen entstehen (vgl. Bögenhold/Fachinger 2010: 63, 73). Bei Soloselbständigkeit ist das spezifische, dass die eigene Arbeitskraft das einzige Kapital darstellt (vgl. Betzelt/Gottschall 2005: 276). Ähnlich der Paradoxien, die mit der Subjektivierung der Arbeit verbunden sind, sind zwei entgegengesetzte Interpretationen der Soloselbständigkeit möglich. Die negative Sicht betrachtet Soloselbständigkeit als moderne Form des „Tagelöhnertums“, wo Menschen auf einer täglichen Basis Arbeitskraft anbieten und verkaufen, ohne unter die Sicherungsmechanismen des Arbeits- oder Sozialrechts zu fallen und unter unsicheren und prekären Arbeitsbedingungen und -orten arbeiten müssen (Bögenhold/Fachinger 2010: 80; vgl. Betzelt 2008). Die entgegengesetzte Sichtweise sieht die Soloselbständigkeit als typische und experimentelle Phase bei Selbständigen am Beginn der Selbständigkeit, die sich noch ausprobieren und beabsichtigen, das Unternehmen später zu erweitern (vgl. Bögenhold/Fachinger 2010: 80). Damit ist die Alleinselbständigkeit durch „eine spezifische Mischung von Privilegierung und Prekarität gekennzeichnet“ (Betzelt/Gottschall 2005: 289; vgl. auch Tremblay/Genin 2010; Bergvall-Kåreborn/Howcroft 2013; Cockayne 2016). Nach Kratzer und Sauer (2003: 115) macht die Ambivalenz (aufgrund positiver und negativer Seiten) der Flexibilisierung und Subjektivierung ein wesentliches Moment der Heterogenität von Arbeit aus, sie fassen den Sachverhalt zusammen:

„So ist bei der Thematisierung von Flexibilisierungsprozessen einerseits von der Prekarität der modernen Tagelöhner und der Menschen in ungeschützten Beschäftigungsverhältnissen die Rede, andererseits von der zeitlichen, räumlichen und beruflichen Flexibilität der „High Potentials“.“ (Kratzer/Sauer 2003: 115)

Zwischenfazit

Insgesamt beinhalten atypische Beschäftigungsverhältnisse in besonders ausgeprägter Form die Weitergabe von Marktrisiken an die Beschäftigten und eine Reproduktion bestehender Arbeitsmarktsegregation und -segmentierung (vgl. Ekinsmyth 1999; Edgell 2006: 132; Pelizzari 2009: 65, 79). Jenseits der beschriebenen atypischen Beschäftigungsverhältnisse kommt es im Zuge der Beschleunigung des sozialen Wandels allgemein zu häufigeren Berufs- und Beschäftigungswechseln (einschließlich Phasen der Erwerbslosigkeit) innerhalb eines Erwerbslebens (vgl. Rosa 2005: 182) und aufgrund der Globalisierung und internationalen Arbeitsteilung zu

vermehrten Versetzungen und Entsendungen. Die tendenzielle Beschleunigung des Beschäftigungsstrukturwandels und des Stellenwechsels von Beschäftigten geht dabei einher mit

- einer deutlichen Verkürzung der durchschnittlichen Beschäftigungsdauer in einem Betrieb,
- einer Zunahme zwischenbetrieblicher Stellenwechsel,
- der Zunahme kurz- und mittelfristiger Beschäftigungsverträge,
- einer insgesamt wachsenden Instabilität von Beschäftigungsverhältnissen und
- gesteigener beruflicher und räumlicher Mobilität der Arbeitnehmer*innen (vgl. Rosa 2005: 183).

Im Zuge dessen nimmt das subjektive Entlassungsrisiko deutlich zu und die Bandbreiten der Beschäftigungsformen und Berufssparten verändern sich immer schneller (vgl. Rosa 2005: 183f.). So entsteht ein Nebeneinander von sicheren und unsicheren Beschäftigungsverhältnissen; damit verbunden ist „auch eine größere Mobilität zwischen Beschäftigung und Nicht-Beschäftigung, zwischen abhängiger Beschäftigung und Selbständigkeit, zwischen Betrieben und Unternehmensteilen sowie zwischen mehr oder weniger klar umrissenen und zeitlich fixierten Arbeitsprojekten innerhalb von Betrieben“ (Szydlik 2008: 16). Zwar finden Hochschulabsolvent*innen nach dem Ende einer Beschäftigung oder eines Projekts meist eine Anschlussbeschäftigung, doch kann dies mit räumlicher Mobilität verbunden sein (vgl. Schreyer 2001). Kann diese nicht gewährleistet werden, sind „alternative Absicherungsstrategien“ oft stark eingeschränkt (Klecha/Reimer 2008: 31).

2.2 Folgen für Beschäftigte und Bewältigungsstrategien

2.2.1 Konsequenzen für die Beschäftigten

Im Zuge zunehmend flexibilisierter Erwerbsverhältnisse wird eine Prekarisierung ehemals abgesicherter sozialer Gruppen diskutiert (vgl. u.a. Bourdieu 1998; Castel/Dörre 2009; Götz/Lemberger 2009), die einerseits Merkmale der Kapitalismuskritik aufnimmt (vgl. Motakef 2015: 21) und andererseits neue soziale Ungleichheiten thematisiert (vgl. Vogel 2009: 199). Die neuen Unsicherheiten, die zentral aus der Zunahme atypischer Beschäftigungsverhältnisse resultieren, werden als Prekarität bezeichnet (vgl. Hardering 2011: 45). Diskutiert wird zum einen die Herausbildung einer neuen Unterschicht, einer verunsicherten Mittelschicht oder einer „verstärkten Diffusion sozialer Gefährdungen“ (Vogel 2009: 199). Vor dem Hintergrund des Themas interessieren an dieser Stelle insbesondere die Verunsicherungen in der Mittelschicht und die Verbreitung von sozialen Gefährdungen. Vogel (2009: 201) spricht hier von einer „neuen gesellschaftlichen Zwischenschicht [...], in der die Angst vor dem Abstieg ebenso präsent ist wie die Hoffnung auf Stabilität und Aufstieg“. Diese Fragilität erfasse zunehmend

auch die ehemals stabilen Bereiche der Erwerbsarbeit, wie die arbeitnehmerische Mitte der qualifizierten Arbeitnehmer*innen (vgl. Vogel 2009: 202). Die erodierende Stabilität und Transparenz der Anerkennung beruflicher Leistungen sowie die Beschleunigung und der permanente Wandel sind zwei zentrale Ursachen biografischer Unsicherheiten, so argumentiert Hardering (2011: 12):

„Der Leistungsbeitrag, bei dem man sich nie sicher sein kann, dass er den Anforderungen genügt, und das Beschäftigungsverhältnis, welches über die Unsicherheit des Leistungsbeitrags kaum mehr als sicher wahrgenommen werden kann.“ (Hardering 2011: 18)

Ähnlich argumentiert auch Rosa (2005), dass die Stabilität und Kontinuität sozialer Praktiken aufgrund des permanenten sozialen Wandels schwinden: „es gibt damit keine verbindlichen Strategien mehr, denen zu folgen sich sicher lohnt“ (Hardering 2011: 37).

Mit der Abgrenzung prekärer Arbeitsverhältnisse haben sich zahlreiche Autor*innen beschäftigt. Für Kraemer (2009: 242) sind Arbeitsverhältnisse dann prekär, „wenn Beschäftigung und Einkommen auf längere Sicht ungewiss sind, soziale beziehungsweise Arbeitnehmerrechte nur eingeschränkt gültig sind und der Wertigkeitsstatus der Arbeit fragil ist“. Er gibt damit zu bedenken, dass sich atypisch oder befristet Beschäftigte nicht zwangsläufig in einer prekären Erwerbslage befinden (vgl. Kraemer 2009: 243; Lehnert 2009: 119). So ist es möglich, dass diese in der biografischen Gesamtsicht eine stabile und kontinuierliche Erwerbsbeteiligung aufweisen können. Dies ist beispielsweise bei reibungslosen Übergängen zwischen den Erwerbsverhältnissen, kurzen Sucharbeitslosigkeiten und in Branchen, in denen häufige Arbeitsplatzwechsel förderlich für die Karriere sind, der Fall (vgl. Kraemer 2009: 243). Im Hinblick auf die Zielgruppe ist von Interesse, dass bei Freelancer*innen in der IT-Branche, bei Banken und in der Kreativwirtschaft häufig eine stabile Erwerbsbeteiligung vorliegt, obwohl sie aufgrund der projektförmigen Organisation der Arbeit in diesen Branchen die Arbeitsstellen häufig wechseln (vgl. Kraemer 2009: 234; Geffers/Hoff 2010). In diesem Arbeitsmarktsegment ist eine überdurchschnittlich hohe Entlohnung zum Teil Kompensation für weniger sichere Erwerbsverhältnisse (siehe Kap. 2.1.5; vgl. Sander 2012: 40). Das bedeutet, eine stabile Erwerbsbeteiligung muss nicht mit einem dauerhaften Erwerbsverhältnis einhergehen, entscheidend zur Einschätzung der Stabilität ist vielmehr die biografische Gesamtsicht (vgl. Kraemer 2009: 243). Kraemer (2009: 249f.) spricht im Zusammenhang mit solchen Erwerbsverhältnissen aber von einer „gefühlten Prekarisierung“, die sich aus der ungewissen Erwerbsperspektive ergibt. In einigen Milieus werden bestimmte prekäre Arbeitsverhältnisse in Übergangsphasen eingegangen und zum Teil auch bewusst gegenüber anderen Erwerbsverhältnissen bevorzugt, weil die Tätigkeit als interessant bewertet wird oder der Berufseinstieg nicht anders gelingen kann (vgl. Pelizzari 2009: 56). Ausgeschlossen ist damit nicht, dass die Übergangs- und Suchphasen subjektiv von

Ungewissheit und Unsicherheit geprägt sein können und diese Form der Erwerbsbeteiligung Konsequenzen für die Lebensplanung haben kann. So können auch Berufswechsel in der biografischen Gesamtsicht als autonom oder von außen erzwungen – und damit auch als problematisch – gedeutet werden (vgl. Pelizzari 2009: 37; Schelepa 2010: 136f.). „Zu den wesentlichen Einflussfaktoren der Prekaritätserfahrung zählt auch vor allem das Wissen um die Wahlfreiheit zwischen mehreren Alternativen und die Perspektive einer Verbesserung der Berufssituation“ (Pelizzari 2009: 56). Neben der Betrachtung der einzelnen Erwerbsverhältnisse im Zusammenhang und Zeitverlauf ist die Betrachtung des Haushaltskontexts relevant (vgl. Kraemer 2009: 245). Darüber hinaus ist die Betrachtung der Ausstattung mit den Bourdieuschen Kapitalien von Bedeutung (vgl. Seifert 2009: 45).⁹

Zusammenfassend sind prekäre Lebenslagen dadurch gekennzeichnet, „dass sie weder materiell gesicherten Wohlstandslagen auf der einen noch deprivierten Armutslagen auf der anderen Seite eindeutig zugeordnet werden können. Vielmehr sind sie in einer von Unsicherheit und Vorläufigkeit geprägten sozialen Übergangszone anzusiedeln“ (Rademacher/Ramos Lobato 2008: 126). Aufgrund der analytischen Perspektive des Prekaritätskonzepts auf „die unterschiedlichen ‚Aggregatzustände von Prekarität‘“ und die damit verbundenen Bewältigungs- und Bearbeitungsstrategien sei das Prekaritätskonzept ähnlichen Konzepten wie der Exklusion überlegen (Rademacher/Ramos Lobato 2008: 119). Rademacher und Ramos Lobato (2008: 120) plädieren dafür, die der Prekarisierung innewohnende „Zunahme symbolischer Gewalt“ nicht zu vernachlässigen, um soziale Ungleichheit nicht nur als Folge „individueller Risiken und Fehlentscheidungen“, sondern auch als Ausdruck herrschender Machtverhältnisse analysieren zu können. Auf der Grundlage der aus der Psychologie stammenden Coping-Theorie haben Bude und Lantermann (2006) ein Modell zur Bewältigung unsicherer Situationen entwickelt. Kompetenzen zu ihrer Bewältigung sind demnach insbesondere interne Ressourcen wie persönliche Dispositionen (vgl. Bude/Lantermann 2006: 248). Rademacher und Ramos Lobato (2008: 132) heben die Herausarbeitung der Kompetenzen als eindeutigen Verdienst des Ansatzes von Bude und Lantermann hervor, kritisieren aber die mangelnde Klärung des Zusammenhangs zwischen den internen Ressourcen der Person und deren sozial-struktureller Positionierung. Zur Beantwortung der Frage, worin der Grund für unterschiedliche Wahrnehmungs- und Bewältigungsmuster unsicherer Lagen besteht, müsse dieser Zusammenhang geklärt werden.

⁹ Bourdieu unterscheidet zunächst drei Arten von Kapital: ökonomisches, soziales und kulturelles Kapital. Mit dem Kapitalienkonzept ergänzte Bourdieu den in den Wirtschaftswissenschaften genutzten Kapitalbegriff, der lediglich das ökonomische Kapital umfasst, mit weiteren Formen des Austauschs und machte ihn für die Sozialwissenschaften nutzbar. Kapital wird von Bourdieu (1983: 183) als „akkumulierte Arbeit“ in physischer und inkorporierter Form definiert. Soziales und kulturelles Kapital kann dabei, wie das ökonomische Kapital, Profite erbringen, sich reproduzieren und wachsen sowie die Positionen von Akteur*innen bestimmen und verändern (vgl. Bourdieu 1983: 183).

Auch nach Lehnert (2009: 111) eröffnet die Perspektive der Prekarisierung die Thematisierung von Erwerbsverhältnissen jenseits der entgegengesetzten Pole von einschließender Erwerbsarbeit und ausschließender Erwerbslosigkeit. Der Blick kann so auf alltägliche Arbeitsrealitäten und gesellschaftliche Benachteiligungen im Arbeitsleben gerichtet werden. Nach Götz und Lemberger (2009: 9) ist die Bewertung, Thematisierung und Erfahrung von Prekarität und Prekarisierung von zahlreichen Faktoren wie Alter, Milieu, sozialer, regionaler und politischer Herkunft, den vorhandenen Kapitalien und den Wertorientierungen wie beispielsweise der Orientierung am Normalarbeitsverhältnis abhängig. Stehen alternative Deutungsmuster jenseits des Normalarbeitsverhältnisses subjektiv zur Verfügung, werden auch Beschäftigungen, die keine langfristige Planungssicherheit bieten, nicht zwangsläufig als prekär gedeutet (vgl. Hardering 2011: 57). In die Deutung des Erwerbsverhältnisses als prekär fließt zudem die gegenwärtige konjunkturelle Lage ein (vgl. Hardering 2011: 58). Qualitative Herangehensweisen ermöglichen die Rekonstruktion der Akteursperspektive auf ihre jeweiligen Betroffenheiten. Aus den Innenansichten erschließt sich das jeweils empfundene Verhältnis von Chance und strukturellem Zwang, „das den ungesicherten und kurzfristigen Arbeitsverhältnissen prinzipiell innewohnt“ (Götz/Lemberger 2009: 9). Insgesamt geht es um die „Einbettung des Arbeitsverhältnisses in den jeweiligen Lebenskontext“ und dessen Deutung als Unsicherheit oder Prekarität (Hardering 2011: 59).

Befristete Anstellungen unterliegen viel mehr als (selbst gewählte) Projektstätigkeiten einer Fremdbestimmung, daher werden individuelle Einflussmöglichkeiten und Handlungsspielräume (Agency) anders gedeutet und das gesamte subjektive Befinden zwischen Befristeten und Projektarbeiter*innen unterscheidet sich erheblich (vgl. Sander 2012: 354f.). Insgesamt wird laut Sander (2012: 356) die Prekarisierungstendenz akademischer Arbeit unterschätzt. Auch Manske (2007: 212f.) kommt zu dem Schluss, dass die Flexibilisierung der Arbeitsverhältnisse eine „Prekarisierung auf hohem Niveau“ hervorbringt, „deren Lebenslagen den Marktschwankungen in neuer Weise sowie ohne institutionalisierte Schutzmechanismen ausgesetzt sind und sich insofern, erstens, von den klassischen Professionen, zweitens, von den traditionellen Selbständigen sowie, drittens, eben auch von Niedrigqualifizierten als Hauptbetroffenengruppe von „Prekarität“ unterscheiden.“

„Der feste Arbeitsplatz wird zu einem Privileg, auf der anderen Seite herrschen erzwungene Unsicherheit und Angst vor Arbeitslosigkeit. Eine freiwillige Entscheidung für unsichere Beschäftigungsverhältnisse bleibt denen vorbehalten, die aufgrund ihrer Qualifikation rasch eine Anschlussbeschäftigung finden. Während Angestellte in normalen Beschäftigungsverhältnissen mit realistischem Kalkül planen, versuchen prekär Beschäftigte fortwährend, in ihrer Unsicherheit Beständigkeit zu konstruieren.“ (Sander 2012: 38; vgl. auch Geffers/Hoff 2010)

Die Flexibilitätsanforderungen in Projekten sind in Bezug auf den Arbeitsort und die Arbeitszeit aufgrund der geringen Planbarkeit des Arbeitsprozesses, der Innovationsanforderungen

und der aus der wechselseitigen Abhängigkeit resultierenden Unsicherheit hoch (vgl. Apitzsch 2010: 109). Deshalb sind die Beschäftigten auf Projektarbeitsmärkten häufig formal selbständig oder freiberuflich, befristet beschäftigt oder in kleinen Büros bzw. Unternehmen angestellt. Darüber hinaus werden Leistungsansprüche objektiviert, quantifiziert und stärker schriftlich festgehalten (z. B. über Leistungsziele, vgl. Bröckling 2007: 129ff.). Es besteht daher Unsicherheit im Hinblick auf die Perspektiven der Beschäftigung, des Aufstiegs und des Einkommens im Zusammenwirken mit hohen Flexibilitätsanforderungen. Dies ist ein deutlicher Unterschied zu Arbeitsmärkten, die durch das Normalarbeitsverhältnis geprägt sind. Mit der Arbeit auf Projektarbeitsmärkten ergeben sich Risiken, die hier eher individuell bearbeitet als institutionell reguliert werden. Dies sind Unsicherheiten bezüglich der Beschäftigungsperspektiven, der Sicherung im Alter, im Fall von Arbeitslosigkeit oder Krankheit, des Zugangs zu den Projektarbeitsmärkten, der langfristigen Planung des Erwerbsverlaufs, des Aufstiegs, der familiären Statusänderungen und der Aufrechterhaltung stabiler außerberuflicher Beziehungen (vgl. Apitzsch 2010: 219). Zentral wird es daher für die Beschäftigten auf Projektarbeitsmärkten die „Kontinuität in der Diskontinuität zu gewährleisten“ (Bröckling 2005: 365). Aufgrund des häufigen Wechsels der Erwerbslagen beim Typus des*der Arbeitskraftunternehmer*in müssen die Beschäftigten in flexibilisierten Erwerbsverhältnissen mit wiederkehrenden Phasen des Abstiegs rechnen und lernen, diese zu bewältigen (vgl. Pongratz/Voß 2003: 31).

Die Anforderungen, gemeinsam mit den anderen Projektmitgliedern am selben Ort und in größerer Distanz zum Wohnort zu arbeiten, sowie die nahezu beliebige Verfügbarkeit für das Projekt beeinflussen die arbeitsbezogenen Beziehungen und erhöhen die soziale Kontrolle durch die anderen Projektbeteiligten. Durch die temporäre Entgrenzung von Wohn- und Arbeitsort kann es zu einer Ausweitung sozialer Kontrollmöglichkeiten kommen (vgl. Apitzsch 2010: 232). Dadurch werden die Möglichkeiten, private Interessen und Bindungen mit den Anforderungen der Erwerbsarbeit, also der Projektarbeit, zu vereinbaren, begrenzt (vgl. Apitzsch 2010: 109f.). Darüber hinaus gewinnen informelle Beziehungen an Bedeutung, insbesondere bei wenig transferierbaren Qualifikationen, interaktivem Arbeitsprozess, sehr kurzen Projekten und starker Bindung der Beschäftigung an die Projektdauer (vgl. Grabher 2002; Apitzsch 2010: 222).

Rosa (2005: 190) nutzt für diese gesellschaftliche Entwicklung die Metapher der „rutschenden Abhänge“:

„Die Akteure operieren unter Bedingungen permanenten multidimensionalen Wandels, die Stillstehen durch Nicht-Handeln oder Nicht-Entscheiden unmöglich machen. Wer sich den stetig wechselnden Handlungsbedingungen nicht immer wieder von Neuem anpasst [...], verliert die Anschlussvoraussetzungen und -optionen für die Zukunft.“ (Rosa 2005: 190)

Dadurch ändern sich die Handlungs- und Selektionsbedingungen ständig, „sodass es keine Ruheposition mehr gibt, von der aus Optionen und Anschlüsse ›in Ruhe‹ sondiert werden könnten.“ (Rosa 2005: 190f.) Diese permanente Kontingenz führt zur Unmöglichkeit, vorherzusagen, welche Anschlussoptionen und Handlungschancen zukünftig von Bedeutung sein werden. Als Reaktion darauf, versuchen die Individuen – sowohl beruflich als auch privat – sich möglichst viele Optionen für spätere Realisierungen offen zu halten (vgl. Rosa 2005: 191). Dieser Sachverhalt führt zu dauerhaftem Stress und Zeitdruck, um mit den Veränderungen Schritt halten zu können und Handlungsoptionen und Anschlusschancen nicht durch das Veralten von Kenntnissen und Fähigkeiten zu verlieren (vgl. Rosa 2005: 192). Diese Thesen lassen sich auf die Veränderungen in der Arbeitswelt übertragen: Aufgrund unsicherer Beschäftigung versuchen die Beschäftigten auch außerhalb des Unternehmens, sich möglichst viele alternative Erwerbs- und Berufsoptionen offen zu halten. Dazu ist es notwendig, ein Portfolio verschiedener Fähigkeiten und Erfahrungen sowie Beziehungen und Kontakte zu sammeln und ständig aktuell zu halten. Dies löst dann den Zeitdruck, Stress und ein Gefühl des Nicht-zur-Ruhe-kommens aus.

Insgesamt haben die Veränderungen in der Arbeitswelt Auswirkungen für die gesamte Biografie der Individuen, denn materielle Sicherheit und biografische Ordnung verlieren sich ohne den strukturierenden Rahmen des Normalarbeitsverhältnisses (vgl. Sander 2012: 126). Hardering (2011: 91) spricht hier von einer „Ökonomie der Unsicherheit“, die auf dem Normalarbeitsverhältnis entgegengesetzten Prinzipien beruht: „einer hoch individualisierten Selbstzurechnung, instabilen Zeitperspektiven und instabilen Anerkennungsverhältnissen“. Die Antriebskräfte des Kapitalismus verschieben sich damit hin zu einer „permanenten Drohung mit Unsicherheit“ und damit verbundener möglicher Exklusion (Hardering 2011: 91, 99; vgl. Rosa 2005).

Direkte Folgen befristeter Beschäftigungsverhältnisse sind Einkommenseffekte, Auswirkungen auf die Partizipation und Integration der Beschäftigten in den Unternehmen sowie unsichere Zukunftsperspektiven (vgl. Sander 2012: 136ff.). Eine der Grundfunktionen von Erwerbsarbeit ist die Produktion materieller und sozialer Sicherheit, die bei einer Befristung nicht mehr komplett erfüllt wird (vgl. Sander 2012: 136). Indirekte Folgen befristeter Beschäftigung sind die Folgewirkungen von Arbeitslosigkeit wie die Beeinträchtigung sozialer und gesellschaftlicher Integration und die persönliche Identitätskonstruktion, die über die Teilhabe an Erwerbsarbeit erfolgen (vgl. Sander 2012: 139f.). Befristete Beschäftigungsverhältnisse nehmen somit „Einfluss auf Ordnung und Sicherheit in der Biografie und durchziehen sie mit Inkonsistenzen und Ambivalenzen.“ (Sander 2012: 140) Aus dem Zusammenwirken von Subjektivierung und Prekarisierung ergibt sich eine Verschärfung der Unsicherheit: Zeitgleich werden existenzsichernde und dauerhafte Beschäftigung rar sowie Leistungen und Erfolge in der Arbeit als Bewertungsmaßstab der Person wichtiger. Erwerbslosigkeit wird im Zuge dieser beiden Prozesse nicht

mehr nur als Problem der Erwerbsbiografie, sondern als „persönlicher Makel“ gedeutet (Hardering 2011: 75).

2.2.2 Bewältigungsstrategien

Sander (2012) hat befristete Beschäftigungsverhältnisse bei Hochqualifizierten als potenziellen Prekarisierungsfaktor empirisch untersucht. Die individuelle Deutung und das Management befristeter Beschäftigungsverhältnisse sind dabei von entscheidender Bedeutung und von dem Versuch geprägt, in der Unsicherheit Stabilität zu erzeugen (vgl. Sander 2012: 17, 38). Einerseits mit der Erzeugung von Eindeutigkeit oder auf der anderen Seite mit der Akzeptanz oder der strategischen Steigerung von Kontingenz kann mit der Unsicherheit umgegangen werden (vgl. Sander 2012: 120). Grundlage des Kontingenzmanagements ist es, zu akzeptieren, dass Kontingenz nicht bezwungen und daher subjektives Entscheiden und Handeln unumgänglich sind (vgl. Sander 2012: 120). Kontingenz bleibt also bestehen oder wird sogar bewusst erzeugt, um Risiken auszugleichen oder im Voraus vermeiden zu können, wie beispielsweise das Offenhalten von Optionen (vgl. Rosa 2005: 191; Sander 2012: 120). Im Zuge dessen wird das „Diskontinuitätsmanagement“ – die Stabilisierung des Lebensarrangements im Beruflichen wie Privaten – zum neuen Erfolgskriterium für gelingende Biografien (Wohlrab-Sahr 1995: 237, zitiert nach Hardering 2011: 141f.).

Maßgeblich für den Umgang mit wahrgenommener Unsicherheit ist, inwieweit und in welcher Intensität zugleich Sicherheit wahrgenommen wird, welche Folgen der Unsicherheit zugeschrieben werden sowie ob und welche Handlungsmöglichkeiten gesehen werden (vgl. Sander 2012: 135). Die Deutung von Sicherheit und Unsicherheit ist immer von der subjektiven Lage abhängig; zudem finden die Versuche der Sicherheitskonstruktion in verschiedenen Lebensbereichen statt. Anhand der Sicherheitskonstruktionen in den unterschiedlichen Lebensbereichen konnte Sander für ihr Sample ein übergreifendes Muster der Konstruktion von Sicherheit herausarbeiten, das Schlussfolgerungen für den Umgang mit Befristungen zulässt. So kann in einem Lebensbereich möglicherweise eine höhere Sicherheit erzeugt werden, sodass dafür in einem anderen Bereich eine höhere Unsicherheit zugelassen werden kann, ohne dass diese als Belastung empfunden wird (vgl. Sander 2012: 122). Wenn es hierbei keine intrapersonellen Widersprüche gibt, wirkt sich dies für die biografische Sicherheit positiv aus und persönliche Veränderungen werden als Erfahrungen wahrgenommen und subjektiv in den Lebensverlauf eingeordnet (vgl. Sander 2012: 214). Im Folgenden sollen die Typen der Deutung und des Umgangs mit befristeter Beschäftigung und Unsicherheit vorgestellt werden, da sie Anschlussmöglichkeiten für die vorliegende Arbeit bieten. So sind möglicherweise die Deutung und der Um-

gang mit unsicheren Perspektiven der Beschäftigung und des Wohnorts ähnlich und könnten eine Ergänzung der erarbeiteten Typen darstellen.

Der **Kompensationstypus** gleicht die Unsicherheit der befristeten Beschäftigung durch ein Streben nach Sicherheit in anderen Lebensbereichen aus. Unsicherheit wird als bewältigbar wahrgenommen, solange in anderen Lebensbereichen (wie der Partnerschaft) Sicherheit wahrgenommen wird. Dieser Typus weist zwei Subtypen auf: Beim widersprüchlich-latenten Kompensationstypus stellen sich die Befragten als flexibel, innovativ und belastbar dar; zugleich zeigt sich aber der Wunsch nach langfristigen Bindungen. Die Deutung und der Umgang mit der Lebens- und Arbeitssituation bleiben daher ambivalent. Der Subtypus der offenen Kompensation empfindet die Unsicherheit des Beschäftigungsverhältnisses dagegen bewusst als unsicher und versucht ebenso bewusst, diese Unsicherheit durch das Privatleben, insbesondere die Partnerschaft, zu kompensieren. Anforderungen der flexibilisierten Arbeitswelt werden akzeptiert, also räumliche Mobilität, kurze Vertragslaufzeiten und häufige Unternehmenswechsel, daher sind die Vertreter*innen dieses Typus außer im Rahmen der Partnerschaft auf Kurzfristigkeit eingestellt und haben sich damit arrangiert (vgl. Sander 2012: 185-228).

Innerhalb des **Akzeptanztypus** werden befristete Beschäftigungsverhältnisse nicht als Bedrohung wahrgenommen und das Unsicherheitspotenzial wird als eher gering eingeschätzt.

„Akzeptanztypen arrangieren sich mit ihrer Situation, sind mobil und flexibel und haben kein großes Bedürfnis nach festen Strukturen. Die Angst vor Stillstand in der Biografie ist größer, als die vor Ungewissheit.“ (Sander 2012: 233)

Vertreter*innen dieses Typus arbeiten häufig in entgrenzten Berufen, identifizieren sich stark mit ihrer Arbeit und pflegen fluide, beruflich geprägte soziale Netzwerke. Auch in diesem Typus wird die Partnerschaft als Rückzugs- und Regenerationsort konstruiert. Bei diesem Typus lassen sich ebenfalls zwei Subtypen unterscheiden. Zum einen geschieht die Akzeptanz eines flexibilisierten Berufs aufgrund bekannter Muster und Alternativen; hier bestanden bereits in der Herkunftsfamilie Erfahrungen mit entgrenzten und flexibilisierten Beschäftigungsfeldern. Eine befristete Beschäftigung wird hier solange nicht als Gefährdung wahrgenommen wie Handlungsmöglichkeiten antizipiert werden. Daneben wird die materielle Absicherung allerdings über die Partnerschaft gewährleistet. Der zweite Subtypus innerhalb des Akzeptanztypus sieht befristete Verträge als Selbstverständlichkeit in einer frühen Karrierephase an, danach wird eine Beschäftigung mit „Normalarbeitscharakter“ gesucht. Ebenso wird von einer Unterteilung der Biografie in erwerbs- und familienzentrierte Phasen ausgegangen. In den familienzentrierten Phasen wird versucht, die berufliche Unsicherheit zu minimieren, insbesondere um räumliche Mobilität in dieser Phase zu vermeiden. Auch bei diesem Typus kommt der Partnerschaft eine hohe Bedeutung zu (vgl. Sander 2012: 233-262).

Der **Delegationstypus** bewältigt Unsicherheit durch materielle Absicherung und soziale Unterstützung von Dritten (wie Herkunftsfamilie, Verwandtschaft, Partner*in) bei einem hohen Sicherheitsbedürfnis. Die Folgen befristeter Beschäftigung werden daher nicht selbst getragen, sondern an andere weitergegeben. Sie wirken sich daher auch weniger gravierend aus als bei den anderen Typen. Dennoch löst die Befristung aufgrund des starken Sicherheitsbedürfnisses Ängste und Druck aus. Unsicherheit wird in mehrfacher Hinsicht empfunden: einer unklaren zeitlichen Perspektive, unklarer Finanzierung und uneindeutigen Anforderungen an die Person im Rahmen der Erwerbstätigkeit. Die eigenen Handlungsmöglichkeiten werden als gering, das Leben dafür als fremdbestimmt von Seiten des Arbeitsgebers und des Dritten, der die materielle Absicherung übernimmt, empfunden (vgl. Sander 2012: 271-292).

Der **Stabilitätstypus** hat ein hohes Sicherheitsbedürfnis und versucht daher, eine befristete Beschäftigung zu vermeiden oder zumindest eine möglichst lange Vertragslaufzeit zu erreichen. Hierfür werden auch berufliche Einschränkungen in Kauf genommen. Hier ist der Erwerbsbereich wesentlich für die Herstellung von Sicherheit: Erwerbsarbeit wird als „Basis jeglicher, wahrgenommener Sicherheit und Stabilität“ wahrgenommen. Befristete Beschäftigungsverhältnisse werden daher als wesentlicher Unsicherheitsfaktor und Destabilisierung der Biografie wahrgenommen. Auch in diesem Typus werden wenig Einfluss- und Handlungsmöglichkeiten wahrgenommen; der Erwerbsbereich wird als durch den Arbeitgeber fremdbestimmt angesehen. Die Partnerschaft, aber auch das soziale Netzwerk, wird auch bei diesem Typus als wesentlich für die Herstellung von Sicherheit gedeutet. Innerhalb des Stabilitätstypus lassen sich zwei Subtypen unterscheiden: Das Herstellen von Stabilität durch materielle Reproduktion beinhaltet die finanzielle Absicherung durch das Streben nach Entfristung, dabei werden kaum eigene Handlungsspielräume wahrgenommen, da die Entfristung nur durch den Arbeitgeber erfolgen kann. Bis zur Entfristung werden langfristige Investitionen vermieden, um die materielle Absicherung nicht zu gefährden. Der zweite Subtypus „Stabilität durch gesellschaftliche Integration“ sieht eine dauerhafte Erwerbstätigkeit als Basis dauerhafter Integration in die Gesellschaft. Aus der befristeten Beschäftigung und dem Risiko der Arbeitslosigkeit resultieren diffuse Ängste, keine Anschlussbeschäftigung zu finden und aus der Gesellschaft ausgeschlossen zu werden (vgl. Sander 2012: 293-333).

In der Zusammenschau aller Typen zeigt sich eine hohe Relevanz der zeitlichen Dauer eines Vertrags für die Perzeption von Unsicherheit oder Stabilität (vgl. Sander 2012: 293). Die Akzeptanz und Deutung einer Befristung sind insgesamt von der Qualität der Arbeitsstelle und den inhaltlichen Ansprüchen des Beschäftigten abhängig (vgl. Sander 2012: 354). Befristet Beschäftigte entwickeln verstärkt alternative biografische Gestaltungspläne, um unerwartete Situationen bewältigen zu können, zudem werden verschiedene Szenarien und Optionen durchgespielt.

Notwendig werden daher erhöhte Eigenleistung und Selbstverantwortlichkeit der Individuen (vgl. Sander 2012: 342). Deutlich wird auch, dass die Partnerschaft (außer beim Typus Delegation) eine wichtige Rolle als alternativer Stabilitätsanker spielt.

Pelizzari (2009) hat Deutungen von und den Umgang mit Unsicherheit bei atypisch Beschäftigten aus verschiedenen Branchen und Qualifikationsniveaus untersucht und typisiert. Er konnte zeigen, dass Beschäftigte trotz atypischer Erwerbsverhältnisse weiterhin an einem proletarischen oder arbeitnehmerischen Erwerbshabitus und fordistischen Sicherheitsorientierungen festhalten (vgl. Pelizzari 2009: 172).¹⁰ In den meisten Fällen fehlen den von Pelizzari Befragten „Kategorien und Deutungsschemata, um neue Risiken der Erwerbstätigkeit jenseits der gewohnten Sicherheitsnormen zu erörtern, und trotz des Verbindlichkeitsverlustes des Normalarbeitsverhältnisses gelten ihre Bestrebungen vorrangig der Absicherung der erreichten Positionen.“ (Pelizzari 2009: 172) Insbesondere leistungsorientierte Arbeitnehmer*innen betrachten die prekäre Arbeit grundsätzlich als Übergangsphase vor einer beruflichen Stabilisierung (Typus der transitorischen Prekarität, vgl. Pelizzari 2009: 231). In dieser Phase besteht allerdings die Gefahr, dass sich die Ressourcen mit anhaltender Dauer der Unsicherheit verschleifen (vgl. Pelizzari 2009: 323).

Demgegenüber sahen die Vertreter*innen des Typus der **avantgardistischen Prekarität** ihre Arbeitssituation nicht als Übergangsphase, sondern als „bestmöglichen Kompromiss im Rahmen persönlicher Wertekonstellationen“ (Pelizzari 2009: 292). Dieser Typus weist Merkmale des*der Arbeitskraftunternehmer*in auf: Diese Beschäftigten sind mobil, flexibel und können sich auf wechselnde Anforderungen einstellen. Für diese Gruppe bestehen die mit der Entgrenzung und Subjektivierung verbundenen Risiken (siehe Kap. 2.1.2), denen allerdings keine entsprechenden Strategien der Unsicherheitsbewältigung gegenüberstehen (vgl. Pelizzari 2009: 293), was mit den in Kapitel 2.1.2 ebenso beschriebenen Ambivalenzen zusammenhängt.

Eine bewusste Distanz zu abhängiger Normalbeschäftigung wird im Typus der **hedonistischen Prekarität** deutlich: Wichtig für die Beschäftigten dieses Typus sind persönliche Weiterentwicklung und Selbstverwirklichung, Konsum und demonstrative Unangepasstheit (vgl. Pelizzari 2009: 294). Die materielle Absicherung wird entweder durch die Herkunftsfamilie oder sozialstaatliche Transferleistungen gewährleistet oder spielt im Wertesystem der Beschäftigten dieses Typus keine Rolle (vgl. Pelizzari 2009: 294f.). Dieser Typus ist vornehmlich bei den Jüngeren vertreten und kann nicht immer langfristig durchgehalten werden (vgl. Pelizzari 2009: 295).

Ein ähnliches Wertesystem zeigt der Typus des **kontrolliert Prekären**; im Unterschied zu den hedonistisch Prekären streben sie allerdings beruflichen Erfolg an (vgl. Pelizzari 2009: 314).

¹⁰ Auf die Beschäftigten mit niedrigen Qualifikationsniveaus, die sich deutlich von den (Hoch-)Qualifizierten unterscheiden, kann aufgrund des Themas an dieser Stelle nicht eingegangen werden.

Vertreter*innen sind hochqualifizierte Freiberufler*innen sowie Selbständige mit „Qualifikationen mit hohem Marktwert“ (Pelizzari 2009: 313). Diese Gruppe kommt dem*der Arbeitskraftunternehmer*in am nächsten: Sie verfolgen das Ziel der permanenten Optimierung ihrer Arbeitsleistungen und sehen prekäre Erwerbsverhältnisse als Anreiz dafür (vgl. Pelizzari 2009: 314). Ein hohes Einkommen, wie bei den Projektarbeiter*innen beschrieben, gleicht Auftragschwankungen und Kontingenzen aus (siehe Kap. 2.2.1; vgl. Pelizzari 2009: 314). Die Risiken dieser Prekarisierungsform bestehen in den „klassischen“ Risiken der Subjektivierung und Entgrenzung: Selbstaussbeutung und einem entgrenzten Alltag (vgl. Pelizzari 2009: 317).

Alle von Pelizzari betrachteten Typen beinhalten neue Unsicherheitserfahrungen und unterscheiden sich grundlegend von den Sicherheitsversprechen des Normalarbeitsverhältnisses, dennoch bilden sich nicht gleichzeitig neue Denk- und Handlungsmuster bei den Beschäftigten aus, so sind Anpassungen nur innerhalb des bestehenden Lebensstils und der bestehenden Erwerbsorientierungen möglich (vgl. Pelizzari 2009: 321ff):

„Während die Prekarisierung also zwar jenen Erwerbstätigen Optionen bieten mag, die über die nötigen biografischen Ressourcen verfügen, um Brüche und Diskontinuitäten individuell zu verarbeiten und Unsicherheiten zu bewältigen, so kumulieren sich bei ungünstiger Ausgangssituation die Nachteile und Prekarisierung führt längerfristig zu einer Verfestigung unsicherer Arbeitsmarktlagen.“ (Pelizzari 2009: 326)

Inbesondere der direkte Vergleich ähnlicher Arbeitsmarktlagen zeigte Pelizzari (2009: 326), wie die ungleiche Integrationsfähigkeit zu einem neuen Unsicherheitsfaktor wird.

Dörre und Neis (2008) beziehen die Castelschen Zonen der Prekarität auf die zwar hochqualifizierte, aber zum Großteil prekär beschäftigte Gruppe im wissenschaftlichen Mittelbau der Hochschulen und Forschungseinrichtungen. Und Klecha und Reimer (2008) haben Strategien von Nachwuchswissenschaftler*innen im Umgang mit atypischen Beschäftigungsverhältnissen in der Wissenschaft untersucht. Da die Beschäftigungsverhältnisse in der Wissenschaft sehr spezifisch sind und die besondere Prekarität darin besteht, eine unbefristete Stelle innerhalb der Wissenschaft nur schwer erreichen zu können und mit zunehmendem Verbleib im Wissenschaftssystem die Wahrscheinlichkeit sinkt, eine Stelle außerhalb der Wissenschaft zu erhalten (vgl. zu den spezifischen Bedingungen in der Wissenschaft Enders 1996; Klecha/Krumbein 2008; Musner 2009; Bauder 2012), werden deren Bewältigungsstrategien hier nicht detailliert dargestellt, sondern die von Sander und Pelizzari herausgearbeiteten Bewältigungsstrategien als Anknüpfungspunkte für die vorliegende Arbeit genutzt.

2.3 Zwischenfazit

In Bezug gesetzt zu den zunehmenden Mobilitätsanforderungen in der Arbeitswelt wurden die hier vorgestellten konzeptionellen Ansätze bisher nur am Rande oder in einzelnen Arbeiten. In seiner „Gebietskartierung“ der Soziologie der Arbeit benennt Schmidt (2011) zwar die Zunahme von projektförmigen Arbeits- und flexiblen Beschäftigungsverhältnissen als wichtiges inhaltliches Themenfeld gegenwärtiger soziologischer Arbeitsforschung, nicht aber die damit potenziell verbundenen Mobilitätsanforderungen. Lediglich die „*Globalisierung und Transnationalisierung von Arbeit*“, und als darunter fallender Punkt die Arbeitsmigration, werden in der Arbeitssoziologie behandelt (Schmidt 2011: 414, Hervorhebung im Original). Insgesamt werden gestiegene berufsbezogene Mobilitätsanforderungen aufgrund von projektförmigen und flexiblen Arbeits- und Beschäftigungsverhältnissen in der soziologischen Arbeitsforschung bisher höchstens am Rande mitdiskutiert. Kesselring (2012) beschreibt die betriebliche Rahmung gesteigener beruflicher Mobilitätsanforderungen (insbesondere Dienstreisen) als „betriebliche Mobilitätsregime“. Auch für die betrieblich organisierte Mobilität in multinationalen Konzernen und Organisationen (z. B. Expatriates, Entsendung und Versetzung von Führungskräften) liegen einige Untersuchungen vor (vgl. Beaverstock 2002, 2005; Meier 2006, 2009; Nowicka 2006a, 2006b; Minssen 2009a). Die selbstorganisierte berufsbedingte räumliche Mobilität (wie häufiges Umziehen oder die multilokale Lebensführung), die durch die Flexibilisierung des Arbeitsmarktes und der Erwerbsverhältnisse ausgelöst wird, war bisher jedoch nur am Rande Gegenstand der soziologischen Arbeitsforschung.

Aus der subjektbezogenen Perspektive sollen in der vorliegenden Arbeit die Folgen des Wandels der Arbeitswelt im Hinblick auf die soziale Praxis von Mobilität, Wohnen und sozial-räumlicher Verortung beleuchtet werden. Mobilität und multilokales Wohnen als soziale Praxen zur Bewältigung der Anforderungen flexibilisierter Arbeit können als ein Aspekt der Selbstorganisation untersucht werden. Zudem sind Arbeits- und Mobilitätsarrangement eng miteinander verbunden, wie beispielsweise Kesselring und Vogl (2008) in ihrer Studie zu Mobilitätspionier*innen sowie Goldmacher (2008) in der Beschreibung ihrer eigenen Mobilitätserfahrungen zeigen. Arbeitsverhältnis und Mobilitätsarrangement müssen demnach integriert betrachtet werden. Für die vorliegende Arbeit ergeben sich aus den in diesem Kapitel vorgestellten Ergebnissen der soziologischen Arbeitsforschung daher die im Folgenden dargestellten Rückschlüsse und Fragen im Hinblick auf temporäre Erwerbsverhältnisse und damit verbundene Aufenthalte.

Projekte, die als abgeschlossene Einheiten aufeinander folgen, werden zur zentralen Strukturierungseinheit von Arbeit und Erwerbsverhältnissen mit vielfältigen gesellschaftlichen und subjektiven Auswirkungen und zur zentralen „Referenzfolie“ (Bröckling 2005: 38). Die Übergangs-

phasen zwischen den Projekten werden so zu ganz zentralen *Bewährungsproben* im Erwerbsleben: Noch vor dem Abschluss eines Projekts müssen neue Arbeitsstellen oder Projekte beschafft oder akquiriert werden. Dabei werden immer auch Erfahrungen gesammelt, wie der Übergang zwischen den Projekten und die Integration in neue Projekte gelingen können. Es geht darum, ein Portfolio an Tätigkeiten, Erfahrungen und Projekten aufzubauen, um die eigene Beschäftigungsfähigkeit zu erhalten und auszubauen. Leistungsbereitschaft und Flexibilität dienen nicht mehr der Arbeitsplatzsicherheit, sondern lediglich der Steigerung und der Erhaltung der Beschäftigungsfähigkeit (*employability*) diese kann zu einem der zentralen Sozialkapitalien werden (vgl. Hardering 2011: 12). Und zugleich kommen neue Ausschlussmechanismen wie die Bedeutung von sozialen Beziehungen und Kontakten für die Entwicklung und Durchführung neuer Projekte hinzu.

Die räumlichen Übergänge zwischen den Projekten – Umzüge, berufliche Nebenwohnungen – sollen hier ebenfalls als zentrale Bewährungsproben betrachtet werden, denn zu dem (neuen) Projekt kommt hier ein neuer Standort, eine neue Wohnung, ein neues Umfeld, etc. und damit möglicherweise ein gänzlich neuer Alltag als ein zusätzlicher Unsicherheitsfaktor hinzu. Es soll empirisch untersucht werden, wie die (räumlichen) Übergänge zwischen den Projekten und Erwerbsverhältnissen gedeutet werden. Dabei ist von Interesse, ob für die häufige Eingliederung in neue Orte ebenfalls bestimmte Erfahrungen und Praktiken ausgebildet werden, die diesen Prozess erleichtern, und welche Kapitalien dabei besonders von Bedeutung sind. Entscheidend ist dabei die Gesamtsicht auf die berufliche und private Biografie sowie die Integration der (räumlichen und beruflichen) Übergangsphasen darin. Eine stabile Erwerbsbeteiligung muss nicht mit einem stabilen Erwerbsverhältnis einhergehen, entscheidend ist die Gewährleistung der (Anschluss-)Beschäftigungen.

Eine scheinbare Freiwilligkeit wird zur zentralen Bedingung für die Mitwirkung an Projekten und die Selbstorganisation und -organisation in entgrenzten und subjektivierten Arbeitsverhältnissen. Bei raum-zeitlich entgrenzter Arbeit in unterschiedlichen Arrangements werden eigene Strukturierungsleistungen (wie die *Selbstorganisation* und -rationalisierung) erforderlich. Zudem muss die Biografie auch vor dem Hintergrund wechselnder Projekte und Arbeitsverhältnisse selbst gestaltet werden, etablierte soziale Handlungsmuster haben ihre Gültigkeit verloren. Dabei bleibt die *Ambivalenz* zwischen Selbst- und Fremdsteuerung erhalten, vielfältige Kombinationen aus Flexibilisierung und Entgrenzung sowie institutioneller Einbindung und Möglichkeiten biografischer Planbarkeit sind möglich (vgl. Vormbusch/Kels 2008: 154), die Bewertung der gegenwärtigen Entwicklung von Arbeit ist dadurch deutlich erschwert geworden (vgl. u.a. Kratzer 2003: 14). Es ist ein „paradoxes Nebeneinander von Ambivalenzen und Widersprüchen“ (Kratzer 2003: 15) zu beobachten. Bei der Analyse der Deutung der Erwerbsverhält-

nisse und der damit verbundenen Mobilität muss diese Ambivalenz berücksichtigt werden. Zudem ist zu fragen, inwiefern die berufliche Mobilität und das zugehörige Arrangement als Teil der Selbstorganisation und Ökonomisierung der Lebensführung zu betrachten sind bzw. Anzeichen ökonomisierter Lebensführung aufweisen.

Aufgrund der Diskrepanz zwischen den Leistungsorientierungen, die häufig an einer entgrenzten Arbeit orientiert sind, und der berufsbiografischen Strategien, die demgegenüber am Normalarbeitsverhältnis ausgerichtet sind, muss zusätzlich berücksichtigt werden, an welchen Sicherheitsorientierungen sich die Befragten orientieren. Da es keine strukturellen Absicherungen und Handlungsmuster für berufliche Mobilität gibt, sind die Mechanismen der Mobilisierung und der Umgang mit beruflichen Mobilitätsanforderungen und Mobilität zu untersuchen. Räumliche Mobilität ist oft nötig, um eine Anschlussbeschäftigung oder ein Anschlussprojekt antreten zu können, ohne räumliche Mobilität sind die Absicherungsstrategien oft eingeschränkt.

Die Deutung unsicherer Lagen ist dabei ein wichtiger Bestimmungsfaktor des Arrangements. Vor diesem Hintergrund ist das *Stabilitäts- und Kontinuitätsmanagement* von besonderer Bedeutung für die Bewältigung unsicherer Lagen und räumlicher Mobilität. Zugleich ist es beim permanenten Wandel sozialer Praktiken und Anerkennungslogiken von großer Bedeutung, sich möglichst viele Optionen offen zu halten. Interessant ist es also, zu fragen, ob dies ebenso eine Strategie der Befragten ist.

3 Mobilität und Verankerung

Im vorangegangenen Kapitel wurde ausgeführt, welche Veränderungen sich in den Arbeitswelten der Spätmoderne vollziehen. Stichworte sind Subjektivierung, Flexibilisierung und Entgrenzung; als Folge dieser Veränderungen wird eine Prekarisierung von Beschäftigungsverhältnissen diskutiert. Im Zuge der Flexibilisierung der Beschäftigung und der Projektifizierung der Arbeit werden sowohl häufigere Arbeitgeberwechsel, Phasen mit selbständiger Erwerbstätigkeit, Phasen der Arbeitslosigkeit und Mehrfachbeschäftigungen als auch berufsbedingte räumliche Mobilität zunehmen (vgl. Apitzsch 2010: 129). Die Übergänge von einer Anstellung zur Nächsten bzw. von einem Projekt zum Nächsten werden so zu zentralen Bewährungsproben im Berufs- und Lebensverlauf. Die neuen Anstellungen oder Projekte werden sich nicht zwingend am gleichen Standort oder in räumlicher Nähe zur vorherigen Tätigkeit realisieren lassen, so dass räumliche Mobilität in verschiedenen Formen erforderlich wird. Im Rahmen der vorliegenden Arbeit sollen aus soziologischer Perspektive die mit temporären Mobilitätsarrangements verbundenen Strategien der Mobilisierung und Verankerung analysiert werden.

Obwohl zahlreiche Veröffentlichungen eine Zunahme berufsbedingter Mobilität nahelegen (vgl. insbesondere Florida 2002, 2005), ist die Mobilität in empirischen Studien nicht so hoch wie von Florida postuliert (vgl. Schneider et al. 2008; Martin-Brelot et al. 2010; Musterd/Gritsai 2013), wobei hier deutliche regionale und nationale Unterschiede zu beobachten sind. In den in der ACRE-Studie¹¹ untersuchten beiden deutschen Städten München und Leipzig waren die Befragten weniger sesshaft und zudem waren mehrheitlich berufliche Motive ausschlaggebend für den Zuzug in diese Städte (vgl. Martin-Brelot et al. 2010). Im Projekt JobMob¹² konnte ebenfalls gezeigt werden, dass die Mobilität im Vergleich mit den anderen untersuchten europäischen Staaten in Deutschland am höchsten war (vgl. Lück/Ruppenthal 2010: 39): Die zu über-

¹¹ Die EU geförderte ACRE-Studie (Accommodating Creative Knowledge – Competiveness of European Metropolitan Regions within the Enlarged Union) wurde zwischen 2006 und 2010 in den Fallstudienstädten Amsterdam, Barcelona, Budapest, Dublin, Helsinki, Leipzig, Mailand, München, Posen, Riga und Toulouse durchgeführt und untersuchte die Creative Class und ihre Implikationen für die städtische Wettbewerbsfähigkeit.

¹² Die Studie „Job Mobilities and Family Lives in Europe – Modern Mobile Living and its Relation to Quality of Life“ („JobMob“) untersucht Verbreitung, Beweggründe und Konsequenzen berufsbedingter Mobilität im europäischen Vergleich (vgl. Schneider/Meil 2008; Schneider/Collet 2010). In der ersten Welle wurden 7.220 zufällig ausgewählte Personen in den Ländern Belgien, Frankreich, Spanien, Schweiz, Polen und Deutschland befragt. In 2010 wurde in Deutschland eine zweite Erhebungswelle und in Frankreich, Spanien und der Schweiz 2011 realisiert. Im Rahmen der Studie wurden verschiedene reversible und irreversible Mobilitätsformen wie Recent Relocators, Fernpendler*innen, Übernächter*innen (Overnighter), darunter die drei Untergruppen Shuttles, Fernbeziehungen und Varimobile, sowie Multi-Mobile.

windenden Distanzen sind hier vergleichsweise groß, zugleich ist der Arbeitsmarkt eng und der Druck zu Flexibilität und Mobilität hoch.¹³

Vor diesem Hintergrund blicke ich in diesem Kapitel mit einem mobilitätstheoretischen Blick auf das Thema. Zunächst nähere ich mich dem Begriff der Mobilität und diskutiere damit verbundene terminologische Probleme (siehe Kap. 3.1). Im folgenden Kapitel wird die Normalisierung von Mobilität und ihre diskursive Rahmung als zentrale Voraussetzung der zunehmenden Mobilisierung in der Spätmoderne dargestellt (siehe Kap. 3.2). Aufgrund der gestiegenen Mobilitätsoptionen haben sich die Mobilitätsformen verändert; sie sind hybrider geworden und können leichter wieder rückgängig gemacht werden (siehe Kap. 3.3). Vor diesem Hintergrund blicke ich auf Migrations- und Mobilitätsentscheidungen und die dazu gehörigen Entscheidungs- und Handlungsspielräume, die sich auf einem Kontinuum zwischen Freiheit und Zwang bewegen (siehe Kap. 3.4). Im darauffolgenden Unterkapitel wird räumliche Mobilität in den Kontext sozialer Beziehungen und Bindungen gestellt (siehe Kap. 3.5). Daran anschließend wird diskutiert, inwiefern räumliche Mobilität als zentrales Kapital der Spätmoderne gelten kann. Dies steht direkt in Zusammenhang mit den Folgen für soziale Ungleichheit und räumliche Mobilität (siehe Kap. 3.6). Auf den Gegenpol zur räumlichen Mobilität – Wohnen, Verankerung und sozial-räumliche Verortung – blicke ich in Kapitel 3.7. Als Abschluss des Kapitels werden Schlüsse für die Analyse temporärer Mobilitätsarrangements aus soziologischer Sicht gezogen (siehe Kap. 3.8).

3.1 Begrifflichkeiten und terminologische Probleme

Um einführend den Begriff der räumlichen Mobilität und weitere damit zusammenhängende Begriffe zu klären, wird zunächst auf das Begriffsverständnis in der Soziologie (siehe Kap. 3.1.1) eingegangen. Im Anschluss wird der Begriff der Motilität erläutert und zum Begriff der Mobilität abgegrenzt (siehe Kap. 3.1.2).

3.1.1 Begriffsverständnis in der Soziologie

In der klassischen Soziologie wird Mobilität im Allgemeinen als soziale Mobilität betrachtet, also als Positionswechsel im sozialen Raum oder in einem System sozialer Schichtung (vgl. Franz 1989: 448f.; Kesselring 2012: 83; Manderscheid 2012: 551). Als Bewegung von Subjekten oder Objekten im physischen oder virtuellen Raum wird Mobilität nur verstanden, wenn der Begriff um die Adjektive ‚geografisch‘ oder ‚räumlich‘ ergänzt wird. Mobilität als räumliche

¹³ In keiner der beiden genannten Studien werden die Auswirkungen der Finanz- und Wirtschaftskrise nach dem Zusammenbruch der Lehman Brothers Bank 2008 thematisiert. Deren Auswirkungen auf die unterschiedlichen europäischen Staaten dürften allerdings erheblich sein.

Bewegung oder geografische Distanzüberwindung spielte in der Soziologie lediglich eine untergeordnete Rolle (vgl. Manderscheid 2012: 551) und insbesondere berufsbedingte räumliche Mobilität wurde lange nicht als soziales Phänomen betrachtet (vgl. Kesselring 2012: 83). Gründe dafür sind einerseits die „Raumblindheit der Soziologie“ und andererseits die Konzentration auf unmittelbare Interaktionen und Beziehungen auf der Mikroebene (Manderscheid 2013: 53f.).

Die Vertreter*innen der sich seit Anfang der 2000er Jahre formierenden *New mobilities studies* und des *Mobilities turn* verstehen Mobilität in Abgrenzung dazu als Bewegung von Subjekten oder Objekten im physischen oder virtuellen Raum und als *die* zentrale und konstituierende sozio-materielle Praxis moderner Gesellschaften (vgl. u. a. Urry 2000; Kaufmann 2002; Cresswell 2006; Hannam et al. 2006; Kaufmann 2008 zitiert nach Duchêne-Lacroix/Schad 2013: 68). Mobilitäten werden von Urry (2007: 195) zwar nicht als *per se* neu angesehen, was aber neu ist, ist das Ausmaß der weltweit realisierten Mobilität, die Diversität der Mobilitätssysteme, die Wechselwirkungen zwischen physischer Bewegung und Kommunikation, die Weiterentwicklung von international vernetzten Mobilitätssystemen, die Bedeutung von Mobilität für das gegenwärtige staatliche Handeln und die zunehmende Bedeutung von multiplen Mobilitäten für das soziale und emotionale Leben von Personen. Kaufmann (2002: 12) bezweifelt stattdessen eine tatsächliche Zunahme der Mobilität, geht aber von einer Substituierung bisher praktizierter Mobilitätsformen aus. Ausgehend von diesen Annahmen wird in den *New mobilities studies* eine stärkere Berücksichtigung unterschiedlicher Mobilitäten von Körpern, Materialitäten sowie der zunehmenden virtuellen Mobilität und der dafür benötigten immobilen Infrastrukturen als integralen Bestandteilen des Sozialen in den Sozialwissenschaften gefordert (*New mobilities paradigm*, vgl. Sheller/Urry 2006).

Konsens ist, dass Mobilität immer einen Wechsel oder eine Positionsveränderung impliziert, den

„ein Agens (eine Person, eine Sache, eine Information) im Verhältnis zu einer dieses Agens umgebenden Struktur (Raum, Umwelt, Bedeutungskontext) [vollzieht]. Dabei können sowohl das Agens als auch die es umgebenden Strukturen Mobilität ermöglichen – das Agens etwa durch Bewegung oder Beweglichkeit, die Strukturen durch die Schaffung von Gelegenheiten, Erreichbarkeiten und Anschlüssen. Mobilität ist somit eine die personale und die strukturelle Ebene verbindende Kategorie und beschreibt die Anschlussfähigkeit handelnder Personen oder Systeme und ihrer strukturierten Umwelt. Aus der Sicht der Akteure (Personen, Systeme, Unternehmen, Netzwerke) ist Mobilität die Beweglichkeit zwischen Aktivitäten, aus der Sicht der strukturierten Umwelt (Organisationen, Institutionen, Regionen, Märkte) bedeutet Mobilität Erreichbarkeit, Zugangsmöglichkeit und Barrierefreiheit.“ (Dick 2009: 16)

Hildebrandt und Dick (2009: 38f.) arbeiten in assoziativ-episodischen Interviews fünf Ebenen der Reflexion über Mobilität¹⁴ im Alltagsverständnis heraus. Mobilität steht dabei für die Ermöglichung von Veränderungen auf unterschiedlichen Ebenen, beispielsweise der Biografie, und wird insbesondere im Zusammenhang mit der Gestaltung von (biografischen) Übergängen gesehen (vgl. Hildebrandt/Dick 2009: 40). Auch Bonß, Kesselring und Weiß (2004: 258) weisen darauf hin, dass Mobilität als Basismotiv der Moderne in der Alltagspraxis (zunächst von Eliten, später gesellschaftlich allgemein) zunehmend positiv besetzt ist und nicht nur mit der Überwindung von Zeit und Raum, sondern auch mit Gestaltbarkeit und Veränderbarkeit gleichgesetzt wird. Verschiedene Widerspruchsverhältnisse und Spannungsfelder (wie Stadt – Land, Stabilität – Freiheit) können durch Mobilität miteinander verbunden werden (vgl. Hildebrandt/Dick 2009: 40). Kesselring und Vogl (2008: 167) definieren Mobilität als „an actor’s competence to realize specific projects and plans while ‘on the move’“. Es stellt sich nun die zentrale Frage, ob die gestiegenen Mobilitätsoptionen tatsächlich zusätzliche Möglichkeitsräume eröffnen und ob die bisher geltende Gleichzeitigkeit von raum-zeitlicher und sozialer Bewegung weiterhin gültig ist (Kaufmann 2002: 4, 12).

3.1.2 Motilität und Mobilität

Der Begriff der Mobilität schließt nicht nur die eigentliche Bewegung oder Distanzüberwindung ein, sondern darüber hinaus ein System von Mobilitätsmöglichkeiten, das auf Intentionen, Strategien und Entscheidungen beruht (vgl. Canzler et al. 2008: 2). Diese werden häufig als Motilität bezeichnet, die von Kaufmann folgendermaßen definiert wird:

“Motility can be defined as the capacity to be mobile, or more precisely, as the way in which an individual appropriates what is possible in the domain of mobility and puts this potential to use for his or her activities.” (Kaufmann 2002: 37, Hervorhebung im Original)

Motilität schließt alle Faktoren ein, die die Fähigkeit eines Akteurs, mobil zu werden, beinhalten, einschließlich physischer Disposition, personelle Präferenz für Mobilität oder Immobilität, Verfügbarkeit technologischer Transport- und Kommunikationssysteme, raum-zeitliche Restriktionen sowie benötigtes Wissen und Informationen (vgl. Kaufmann 2002: 38). Motilität ist also die Fähigkeit eines Akteurs, sozial und räumlich beweglich werden zu können: Dies schließt sowohl den vorhandenen Zugang zu räumlicher Beweglichkeit als auch die persönliche Fähigkeit, diesen auch zu nutzen und sich anzueignen, ein (vgl. Canzler et al. 2008: 3). Inwieweit Motilität aber auch auf tatsächliche Bewegung abzielt, hängt von der Intention des*der Akteur*in ab, denn Mo-

¹⁴ Hildebrandt und Dick (2009: 27ff) verwenden den Erzählstimulus „Wenn Sie an Mobilität in ihrem Leben und Alltag denken, welche konkreten Situationen fallen Ihnen dann ein?“ ohne Mobilität weiter einzugrenzen und stattdessen subjektives Alltagswissen über Mobilität herauszuarbeiten.

tilität kann auch dazu genutzt werden, nicht räumlich mobil zu werden, sondern im Gegenteil räumliche Mobilität zu vermeiden (vgl. Canzler et al. 2008: 5).

Der Begriff der Bewegung bezieht sich dagegen auf die geografische Dimension, auf eine konkrete Distanzüberwindung zwischen einem Ausgangspunkt und einem oder mehreren Zielen (vgl. Canzler et al. 2008: 3). Damit kann die Migration – auf unterschiedlichen Ebenen – gemeint sein, aber ebenso die Alltagsmobilität – das tägliche Pendeln zwischen Wohnung und Arbeitsplatz (vgl. Kaufmann/Montulet 2008: 38). Migration oder Wanderung wird als „movement of people from one place or country to another“ für einen längeren Zeitraum als Besuche oder Tourismus bezeichnet (King 2012: 136). Hierunter fällt auch die *Internal migration*, die Wanderung innerhalb eines Staates. Diese sollte ebenfalls berücksichtigt werden, denn sie kommt deutlich häufiger vor als die internationale Migration (vgl. King 2012: 148). Nicht jede geografische Bewegung beinhaltet Mobilität im Sinne von biografischen Veränderungen (vgl. Kaufmann/Montulet 2008: 38). In der Moderne war Mobilität eindeutig mit der „Bereitschaft zur Veränderung im geographischen und/oder sozialen Raum und als die Fähigkeit eines Akteurs, die Richtung der eigenen Bewegungen (mit) zu beeinflussen“ verknüpft (Bonß et al. 2004: 260); im Übergang von der Spätmoderne zeigen sich zumindest in zwei Dimensionen tiefgreifende Veränderungen: Die vorherige Verknüpfung und Parallelisierung von geografischer und sozialer Mobilität sowie die Gleichsetzung von Bewegung und Beweglichkeit stehen infrage, Beweglichkeit ohne Bewegung wird nicht nur denkbar, sondern auch praktikabel (vgl. Bonß et al. 2004: 262). Canzler, Kaufmann und Kesselring (2008: 4) arbeiten drei mögliche Kombinationen von Bewegung (räumlicher Mobilität) und Mobilität (sozialer Mobilität) heraus:

- Bewegung ohne Mobilität, das heißt die räumliche Distanzüberwindung lässt den sozialen Status des Akteurs unberührt,
- Mobilität ohne Bewegung, das heißt durch Praktiken der virtuellen Mobilität verändert sich der soziale Status eines Akteurs, sowie
- Bewegung und Mobilität, das heißt räumliche Mobilität geht mit sozialer Mobilität einher; das Durchqueren von Räumen geht mit dem Durchqueren sozialer Räume einher.

In der vorliegenden Arbeit wähle ich folgende Benennungen: räumliche Mobilität als geografische Distanzüberwindung zwischen zwei Orten, berufliche Mobilität als Wechsel zwischen zwei unterschiedlichen Stellen bzw. Projekten und soziale Mobilität als Veränderung des sozialen Status, der nicht zwangsläufig mit räumlicher oder beruflicher Mobilität einhergeht. Um die Lesbarkeit zu erhöhen, spreche ich gelegentlich von Mobilität und meine damit die räumliche Mobilität.

3.2 Normalisierung räumlicher Mobilität

Die Normalisierung räumlicher Mobilität wird durch mehrere sich wechselseitig verstärkende Entwicklungen begünstigt. Der Bedeutungsgewinn und die positive Deutung von Mobilität finden zunächst im gesellschaftlichen Diskurs statt und werden durch die veränderte Bewertung von Risiko, Unsicherheit und Ungewissheit ermöglicht (vgl. Ladewig/Mellinger 2003; Kesselring 2008: 82; Opitz 2010: 141f.). Räumliche Mobilität hat es zwar auch in historischer Perspektive immer gegeben und es lässt sich momentan nicht eindeutig nachweisen¹⁵, ob räumliche Mobilität tatsächlich gestiegen ist, aber in jedem Fall hat sie sich im Übergang zur Spätmoderne verändert und ist stärker in den Mittelpunkt sowohl des öffentlichen als auch des soziologischen und raumwissenschaftlichen Diskurses gerückt. Voß (2010: 95) spricht von einem „Mobilitätshype“ und einer kulturellen Überhöhung räumlicher Mobilität und Kesselring (2012: 86ff) von einem „moderne[n] Mobilitätsimperativ, der vermehrte soziale und räumliche Beweglichkeit von den Subjekten fordert“ und Mobilität so zu einem präsenten Thema macht, zu dem Subjekte sich positionieren müssen.

Räumliche Mobilität ist so zu einer dauerhaften Anforderung im Erwerbsleben geworden, die zahlreiche Branchen und alle Hierarchieebenen betrifft (vgl. Schneider/Limmer 2008: 119). Folgende Formen berufsbedingter räumlicher Mobilitätsanforderungen werden dabei selbstverständlicher: Dienstreisen und wechselnde Arbeitsorte im Rahmen eines Beschäftigungsverhältnisses, berufliche Versetzungen an andere Orte, Umzüge aufgrund der Neuaufnahme von Beschäftigungsverhältnissen und Tagesfernpendeln zwischen Wohn- und Arbeitsort (vgl. Kaufmann 2002: 2). Mobilität und Flexibilität werden in den Arbeitswelten der Gegenwart zu „fraglos akzeptierte[n] Anforderungen an das Subjekt“ und stellen sogar eine Voraussetzung dar, um überhaupt ökonomisch und gesellschaftlich integriert zu werden (Manderscheid 2013: 51; vgl. Rammler 2008; Voß 2010). Kesselring (2012: 88) spricht von einer Normalisierung von Mobilität und ihren Konsequenzen:

„Es geht nicht mehr darum, mobil sein zu dürfen oder zu können, sondern zu müssen. Damit steht auch die positive Korrelation zwischen sozialer und geografischer Mobilität zur Dispositi-

¹⁵ Einige empirische Studien deuten allerdings eine gestiegene Relevanz der multilokalen Lebensführung an (Schneider et al. 2008; Schad et al. 2015), in repräsentativen Studien belegt werden konnte diese aber nicht. In innerstädtischen Quartieren gab sogar etwas mehr als ein Viertel der Befragten an, multilokal zu leben (vgl. Dittrich-Wesbuer et al. 2015a: 139f.). Mehrere Veröffentlichungen weisen auf die Probleme bei der Erfassung residenzieller Multilokalität mithilfe offizieller Melderegister hin (u.a. Sturm/Meyer 2009; Dittrich-Wesbuer et al. 2015a; Dittrich-Wesbuer et al. 2015b). Eine Zunahme von Living-Apart-Together-Beziehungen konnte mithilfe des Sozioökonomischen Panels bereits nachgewiesen werden (Asendorpf 2008). Zusammen mit zunehmend befristeten Arbeitsverhältnissen kann daher davon ausgegangen werden, dass die Bedeutung temporärer Mobilitätsarrangements, die aus beruflichen Gründen zustande kommen, steigt.

on, also die Idee, physische Mobilität bringe sozialen Wandel und werde sich für das Individuum lohnen.“ (Kesselring 2012: 88)

Im beruflichen Kontext dient räumliche Mobilität vermehrt dazu, den gegenwärtigen sozialen Status zu halten oder den sozialen Abstieg zu vermeiden (vgl. Schneider/Limmer 2008: 119). Die Mobilitätsanforderungen werden aufgrund ihrer diskursiven Normalisierung kaum infrage gestellt und insbesondere von Hochqualifizierten internalisiert (vgl. Schneider et al. 2008; Becker et al. 2011; Brodersen 2014: 98ff).

Im Zuge dessen werden betrieblich bedingte Reisen stärker formalisiert, denn der Bedeutungszuwachs von räumlicher Mobilität geht auch mit ihrer Normalisierung im betrieblichen Alltagshandeln einher (vgl. Kesselring 2012: 85). Kesselring verwendet dafür unter Bezugnahme auf das politikwissenschaftliche Konzept der Regime den Begriff des Mobilitätsregimes:

„Betriebliche Mobilitätsregime basieren [...] auf einem spezifischen Set von Prinzipien, Normen und Regeln, das die Reisetätigkeiten innerhalb und im Auftrag von Unternehmen steuern soll. Deren Ziel ist die Disziplinierung von mobilen Subjekten durch einen Handlungsrahmen, der vorgibt, wer sich wie und zu welchen Konditionen bewegen darf.“ (Kesselring 2012: 87)

Durch die Formulierung von Regelungen beispielsweise in Dienstreiserichtlinien und Reisekostenregelungen werden die Normen eines Mobilitätsregimes in konkrete, schriftlich fixierte Handlungsanleitungen und detaillierte Standards und Verbote übersetzt (vgl. Kesselring 2012: 87). Der Regelungsbereich eines Mobilitätsregimes umfasst die Strukturierung und Steuerung der gesamten betriebsbedingten Bewegungen von Angestellten eines Unternehmens (vgl. Kesselring 2012: 87), einschließlich längerer Aufenthalte beim Kunden oder an anderen Unternehmensstandorten.¹⁶ Die Formulierung von Regeln und ihre Umsetzung stellt eine Normalisierung von Mobilitätsanforderungen dar. Im Gegensatz dazu diente räumliche Mobilität in historischer Perspektive auch dazu, „sich Herrschaft und Kontrolle zu entziehen“ (Schroer 2006: 117). Nach Schroer (2006: 123) kann räumliche Mobilität nicht verstanden werden, wenn dieser Aspekt nicht mitgedacht wird, denn die positive Konnotation des*der Nomad*in und seine*ihre Entpathologisierung wären nicht möglich ohne die zunehmenden Kontrollmöglichkeiten der Reisenden. Nichtsdestotrotz wird räumliche Mobilität weiterhin mit Freiheit und Offenheit assoziiert (vgl. u. a. Kaufmann/Montulet 2008: 53; Arp Fallov et al. 2013: 472; Brodersen 2014: 103ff).

¹⁶ Räumliche Bewegungen repräsentieren Macht- und Herrschaftsbeziehungen (vgl. Ladewig/Mellinger 2003: 45f.), die sich direkt auf die Arbeitsbedingungen der Arbeit- und Auftragnehmer*innen auswirken: „Die [über das Mobilitätsregime] formulierten Normalitätsformate wirken sich direkt auf die Nutzungsformen von Transport-, Informations- und Kommunikationssystemen aus. Ob ein Hotel nahe am Einsatzort oder im Stadtzentrum liegen darf, entscheidet mit darüber, wie die Mitarbeiter ihre sozialen und kulturellen Kontakte gestalten können. Die geografische Lage wirkt sich unmittelbar auf die Qualität der Mobilitätserfahrungen aus.“ (Kesselring 2012: 87)

Die Durchsetzung von gestiegenen räumlichen Mobilitätserwartungen der Unternehmen und deren Normalisierung wird entscheidend flankiert und damit erst ermöglicht durch lebensweltliche Veränderungen, ähnlich wie im Falle der Flexibilisierungs- und Selbstorganisationsprinzipien (siehe Kap. 2.1.2). Dies sind zum einen die fast ubiquitäre Verfügbarkeit von Kommunikations- und Transporttechnologien (vgl. Weichhart 2010) sowie zum anderen der Wertewandel und die Wertepluralisierung (vgl. Weichhart/Rumpolt 2015: 15), hier sind insbesondere die Veränderungen von Partnerschafts- und Familienstrukturen zu nennen (vgl. Schneider/Limmer 2008: 120), die sich in einer steigenden Frauenerwerbstätigkeit, Doppelkarrierepartnerschaften und Zwei-Verdiener-Haushalten zeigen (vgl. Rüger/Becker 2011: 379f.). Ein weiterer Aspekt ist die Tendenz zur verbalen Normalisierung hoher berufsbedingter Mobilitätsanforderungen (vgl. Voß 2010; Kesselring 2012; Arp Fallov et al. 2013: 473).

Die „ideology of mobility“ erhöht den Druck auf die Individuen, räumlich mobil zu werden (Brodersen 2014: 93). Ebenso gewinnen Mobilitätskompetenz und ihre Darstellung nach außen enorm an Bedeutung (vgl. Schroer 2006: 118; Kesselring 2012: 90). Die tatsächlich realisierte Mobilität nimmt dabei nicht zwangsläufig zu, stattdessen findet häufig eine Vermischung von Motilität und Mobilität statt (vgl. Kaufmann 2002: 12). Schondelmayer (2010: 30) spricht in diesem Zusammenhang von einem „Mobilitäts-Gestus“; Schroer (2006: 118) von der „Inszenierung von Mobilität“, in dem Mobilitätsbereitschaft und realisierte Mobilität diskursiv dargestellt werden, aber nicht zwangsläufig mit tatsächlicher Mobilitätsbereitschaft und realisierter räumlicher Mobilität einhergehen (vgl. Schondelmayer 2010; Becker/Tippel 2012: 212). Der Mobilitäts-Gestus wird zu einer zentralen Fähigkeit in spätmodernen Arbeitswelten.

Dies bedeutet zugleich, dass offensichtliche oder unterstellte Immobilität zum Negativkriterium für Individuen wird (vgl. Bröckling 2005: 373), das mit mangelnder Flexibilität, einer anachronistischen Haltung und Desinteresse an der eigenen beruflichen Entwicklung gleichgesetzt wird (vgl. Schneider/Limmer 2008: 119). Eine wie auch immer eingeschränkte räumliche Mobilität wird als Problem gesehen, die „Bereitschaft zur Mobilität wird als gesellschaftspolitische Norm bzw. Verhaltensanforderung gesetzt“ (Manderscheid 2012: 555). Die Normalisierung der räumlichen Mobilität kann daher in den Kontext der Ökonomisierung des Sozialen gestellt werden, da sie immer auch außerbetriebliche, lebensweltliche Aspekte umfasst (vgl. Manderscheid 2013: 51; siehe Kap. 2.1.3).

3.3 Veränderung von Mobilitätsformen: neue (hybride) Mobilitätsformen

Zentral bei der Normalisierung beruflicher Mobilitätsanforderungen sind die Gelegenheiten, die durch neue hybride Mobilitätsformen ermöglicht werden. Im Fokus dieser Arbeit stehen die multilokale Lebensführung und die temporär angelegte Umzugsmobilität, die zur Realisierung temporärer Erwerbsarrangements und Projekte praktiziert werden. Ich verwende im Folgenden den Begriff hybride Mobilitätsformen, um sowohl die multilokale Lebensführung als auch den temporär angelegten (vollständigen) Umzug mit einem Begriff fassen zu können. Zur multilokalen Lebensführung liegt bereits eine breite Literaturbasis vor, diese Mobilitätsform kann daher ausführlich dargestellt werden.¹⁷ Temporär angelegte Umzüge wurden dagegen bisher kaum untersucht, lediglich Häufigumzieher*innen sowie kürzlich Umgezogene wurden in einigen quantitativen Untersuchungen einbezogen (vgl. Schneider et al. 2002; Schneider/Meil 2008; Reuschke 2010; Schneider/Collet 2010).

Im Folgenden gehe ich zunächst auf die theoretischen Anknüpfungspunkte (siehe Kap. 3.3.1) sowie Definitionen und Begriffsabgrenzungen (siehe Kap. 3.3.2) ein. Daran anschließend diskutiere ich, inwiefern hybride Mobilitätsformen soziale Praxen im Umgang mit Kontingenz darstellen können (siehe Kap. 3.3.3). Abschließend werden Erkenntnisse aus bereits vorlegten Typisierungen im Zusammenhang mit hybriden Mobilitätsformen gezogen (siehe Kap. 3.3.4).

3.3.1 Theoriebezüge

Kaufmann (2002) stellt allgemeine theoretische Überlegungen zu reversiblen Mobilitätsformen an: Voraussetzung und zugleich Konsequenz der Normalisierung beruflicher Mobilitätsanforderungen ist die Verschiebung „from irreversibility to reversibility“ (Kaufmann 2002: 24). Irreversible Mobilitätsformen wie die dauerhafte Migration werden durch eher reversible Formen wie die Zirkulation (z. B. tägliches Pendeln, multilokale Lebensführung oder return migration) ersetzt (vgl. Ley/Kobayashi 2005: 112). Allerdings sind sowohl *irreversibility* als auch *reversibility* Idealtypen oder Pole eines Kontinuums, da die unterschiedlichen Mobilitätsformen nicht immer eindeutig einem der beiden Begriffe zugeordnet werden können (Kaufmann 2002: 24f.) und

¹⁷ Die multilokale Lebensführung ist bereits aus unterschiedlichen theoretischen Perspektiven beschrieben und analysiert worden (vgl. u. a. Rolshoven 2006; Weichhart 2009; Weiske et al. 2015) und auch zahlreiche empirische Studien liegen bereits vor (vgl. u. a. Seidl 2009; Kramer 2015; Schad et al. 2015; Montanari 2016). Zudem wurden verschiedene Typologien multilokaler Lebensführung vorgelegt (vgl. u. a. Hesse/Scheiner 2007; Weiske et al. 2009; Menzl et al. 2011; Hilti 2013). Auch zu berufsbedingt multilokaler Lebensführung im Speziellen liegen bereits mehrere Studien vor (vgl. Huchler et al. 2009; Weiske et al. 2009; Petzold 2010; Reuschke 2010; Huchler 2013; Nadler 2014). Bei der Forschung zu multilokaler Lebensführung hat sich das Forschungsfeld der *Residential multilocality studies* rund um das trinationale Netzwerk Multilokalität herausgebildet, dem ein großer Teil der hier genannten Wissenschaftler*innen angehört (vgl. website Netzwerk Multilokalität).

auch die Migration nicht zwangsläufig dauerhaft sein muss, denn Migrationsentscheidungen können ständig neu bewertet und rückgängig gemacht werden (vgl. Halfacree 2004: 241).¹⁸ Es ist stärker als in der Vergangenheit möglich, die Implikationen räumlicher Distanz zu minimieren, die Distanzen reversibler Mobilitätsformen zu erhöhen und die Reversibilität irreversibler Mobilitätsformen herzustellen (vgl. Kaufmann 2002: 26). Räumliche Mobilität zeigt sich in den vier miteinander verschränkten Formen Migration¹⁹, residenzielle Mobilität, Reisen und alltägliche Mobilität, die mit je spezifischen sozialen Temporalitäten verbunden sind (vgl. Kaufmann 2002: 40). Prozesse der Konnektivität, Reversibilität und Ubiquität tragen zur Entstehung neuer Mobilitätsformen bei, die zwischen diesen Hauptformen angesiedelt sind und diese zunehmend ersetzen: residenzielle Multilokalität, tägliches Fernpendeln, Living apart together und kurze touristische Reisen (vgl. Kaufmann 2002: 41f.; Kaufmann/Montulet 2008: 48). So kommt es zur Ausbildung und zunehmenden Verbreitung hybrider, eher temporärer und multilokaler Mobilitätsformen (vgl. Green et al. 1999; Schneider/Limmer 2008: 120; Lück/Ruppenthal 2010: 47; Schneider/Parusel 2011: 10; Nadler 2014); nomadische und sesshafte Lebensformen gleichen sich dabei immer mehr an (vgl. Schroer 2006: 116; Gross 2010).²⁰

Aufgrund der Komplexität der multilokalen Lebensführung ist es nicht möglich, eine übergreifende Theorie dieser Form der Lebensführung zu bilden, denn eine solche Theorie müsste sehr heterogene Elemente der sozialen Welt – gesamtgesellschaftliche Entstehungsbedingungen, subjektive Entscheidungsprozesse und Handlungsmuster der Akteure – unter Berücksichtigung der materiellen Rahmenbedingungen und ermöglichenden Voraussetzungen zueinander in Beziehung setzen (vgl. Weichhart/Rumpolt 2015: 47). Nichtsdestotrotz können natürlich Theoriebezüge hergestellt werden: Schad (2015) stellt beispielsweise Bezüge zur Actor-Network-Theory her; Petzold zur Rational Choice-Theorie (vgl. Weiske et al. 2015); Weiske zu Praxistheorien (vgl. Weiske et al. 2015); Schad, Hilti, Hugentobler und Duchêne-Lacroix (2015) zu den Kapitaltheorien nach Bourdieu; Hilti (2013) und Nadler (2014) zur phänomenologischen

¹⁸ Lück und Ruppenthal (2010: 56) konnten im Rahmen der JobMob-Studie zeigen, dass bei nahezu drei Viertel der kürzlich Umgezogenen die Perspektive des Bleibens unklar ist: 3 % planen an den vorherigen Ort zurückzukehren, 17 % planen zu bleiben und 8 % sind bereits an diesen Ort zurückgekehrt. Und auch in Living-apart-together-Beziehungen ist häufig das spätere Zusammenziehen bereits eingeplant (vgl. Lois/Lois 2012; Dorbritz/Naderi 2013).

¹⁹ Auch die Migration ist immer weniger auf zwei Raumpunkte und einen oder zwei Zeitpunkte beschränkt, vielmehr ist sie für viele Menschen kein Ausnahmevergange im Lebensverlauf mehr und häufigere Hin- und Her- und auch Dreiecks-Migration sind als genuiner Bestandteil durchaus kontinuierlicher Lebensläufe von transnationalen Migrant*innen zu verstehen (vgl. Pries 2010: 127).

²⁰ Dies betrifft auch die transnationale Mobilität: Da Unternehmen auch in der globalisierten Welt lieber Insider*innen fördern als externe Bewerber*innen zu rekrutieren, ist eher die temporäre Auslandsentsendung verbreitet als eine wirkliche „Transnationalisierung der Karrierewege“ (Pohlmann/Bär 2009: 31). Begründet wird dies von den Organisationen mit bereits vorgenommenen Investition in Humankapital, die Durchsetzung sozialer und unternehmenskultureller anstatt ökonomischer Rationalitäten und Risikominimierung, da die Weitergabe von Informationen im Falle des Unternehmensaustritts befürchtet wird.

Soziologie. Des Weiteren nehmen die *Residential multi-locality studies* Bezug zu den Praktiken des *Placemaking*, des *Doing space* und des *Timing* als spezifischen Strategien, um das alltägliche Leben zu organisieren (vgl. Schier et al. 2015a: 441).

Weichhart (2009) unternimmt einen Versuch, die multilokale Lebensführung angelehnt an Rational Choice-Theorien zu beschreiben, ohne jedoch explizit auf diese zu verweisen. Weichhart betrachtet die multilokale Lebensführung als kein neues Phänomen, sondern als „universelle soziale Praxis“, die realisiert wird, um Handlungsspielräume und das Spektrum nutzbarer Ressourcen zu erweitern (Weichhart 2010: 61). Weichhart (2009: 2) bezeichnet die Gelegenheitsstrukturen von Orten, mit denen bestimmte Nutzungsansprüche erfüllt werden, als „Standortofferten“:

„Alle Handlungen der alltäglichen Lebenspraxis finden an bestimmten Orten statt, die eine jeweils spezifische Kombination derartiger Standortofferten aufweisen. Körperlichkeit bedeutet aber natürlich auch, dass wir nicht gleichzeitig an zwei verschiedenen Orten sein können und die Überwindung der Distanz zwischen zwei Orten einen *Transaktionsaufwand* erfordert, der in Form von Transaktionskosten für den Akteur messbar gemacht werden kann.“ (Weichhart 2009: 2, Hervorhebung im Original)

Standortofferten als ortsgebundene Handlungsmöglichkeiten beeinflussen die tatsächlichen Handlungen an diesen Orten, zugleich beeinflusst die An- und Abwesenheit anderer Menschen die (sozialen) Handlungsmöglichkeiten an den Orten (vgl. Fuhrer/Kaiser 1993: 62). Dazu zählen auch die bestehende Ortsbindung und die kognitiv-emotive Verbundenheit mit dem Ausgangsort einschließlich der dort bestehenden Interaktionsstrukturen (vgl. Weichhart/Rumpolt 2015: 27).

Aus Sicht der Akteur*innen wäre es zum einen eine Strategie, sich bestmöglich im Raum zu positionieren, um die erwünschten Standortofferten nutzen zu können. Eine zweite Strategie besteht darin, zwischen verschiedenen Orten zu wechseln und so verschiedene Standortofferten an unterschiedlichen Orten zu nutzen. Beide Strategien werden durch Zugangsbeschränkungen und benötigte Zugangsressourcen begrenzt. Tatsächlich benötigt der Mensch „als Zentrum seiner Lebenswelt eine Behausung“ und kann nur die Standortofferten wahrnehmen, die von dort aus im täglichen Aktionsradius zu erreichen sind (Weichhart 2009: 2). Ausgehend davon finden Wohnstandortverlagerungen statt, wenn sich die Individuen davon eine Nutzensteigerung erwarten (vgl. Weichhart 2009: 2). Fallen relevante Standortofferten immer wieder weg, bestehen nach Weichhart (2009: 3) zwei Möglichkeiten: erstens die „permanente Wohnsitzverlagerung“ und zweitens die Möglichkeit, den alten Wohnstandort beizubehalten und (immer wieder) einen neuen zusätzlichen Wohnstandort zu begründen. Also die Mobilitätsformen des Häufigumziehens oder der multilokalen Lebensführung.

„Beide Handlungsoptionen bieten die Möglichkeit, zusätzliche Standortofferten nutzbar zu machen und damit die Defizite oder Unzulänglichkeiten am ursprünglichen Standort auszugleichen.“

Diese zweite Möglichkeit, die zur Lebensform der Multilokalität führt, setzt eine gewisse Bindungswirkung des ursprünglichen Wohnstandorts voraus, die verhindert, dass er aufgegeben wird.“ (Weichhart 2009: 3)

Zum anderen muss es aber auch gute Gründe dafür geben, einen zweiten Wohnstandort einzurichten (vgl. Weichhart 2009: 8f.). Bedingungen und Konsequenzen der sozialen Praxis der residenziellen Multilokalität sind die einigermaßen regelmäßige Anwesenheit der multilokalen Person an beiden Orten sowie die zusätzlichen materiellen und sozialen Kosten beispielsweise für das Aufrechterhalten sozialer Kontakte, einer zusätzlichen Unterkunft, Transport etc. (vgl. Weichhart 2009: 9).

3.3.2 Definitionen und zentrale Aspekte

Im Forschungsfeld der *Residential multilocality studies* wurden mehrere Klärungen der (residenziellen) Multilokalität vorgenommen, die eine unterschiedliche Eingrenzung des Forschungsgegenstands vornehmen. So wählt Rolshoven beispielsweise eine sehr weite Definition:

„Multilokalität bedeutet *Vita activa* an mehreren Orten: Der tätige Lebensalltag verteilt sich in seiner Gesamtheit auf mehrere Orte, die in mehr oder weniger großen Zeiträumen aufgesucht und mit einer mehr oder weniger großen Funktionsteiligkeit genutzt werden.“ (Rolshoven 2006: 181)

Diese Definition ist zwar eine der meist zitierten bei der Auseinandersetzung mit multilokaler Lebensführung; sie ist allerdings derart offen, dass sie auch das tägliche Fernpendeln einschließen könnte. In den *Residential multilocality studies* besteht soweit Konsens, dass der Begriff Multilokalität weiter spezifiziert werden muss, und zwar um den wichtigen Aspekt des Residenziellen, des Wohnens, zu ergänzen.

„Demgemäss [sic] impliziert multilokales Wohnen das Vorhandensein und die Nutzung von mehr als einem Wohnsitz oder allgemeiner, mehr als einer Behausung. Diese Nutzung beinhaltet das Übernachten, kann darüber hinaus aber unterschiedlichen Veranlassungen, Motiven und Rhythmen folgen. Die Behausungen können vielfältige Ausformungen, Eigenschaften und – im Gegensatz zum Gros der statistischen Definitionen von Wohnung – auch mobilen Charakter annehmen, sodass des Dauercampers Wohnwagen, ein Hausboot o. Ä. im Verständnis mit eingeschlossen sind.“ (Hilti 2013: 30)

„In einer ersten Annäherung lässt sich residenzielle Multilokalität als das Leben und Wohnen an zwei oder mehreren Orten verstehen. Voraussetzung dabei ist, dass die Personen, die eine solche Lebensweise angenommen haben, an diesen Orten jeweils über eine Behausung verfügen und für deren Benützung eine Art Rechtstitel oder Genehmigung aufweisen können. Die Behausungen werden alternativ in regelmäßigen oder unterschiedlichen Abständen genutzt. [...] Residenzielle Multilokalität kann im Lebensverlauf von Menschen über kürzere oder längere Zeit als spezifische Praxis des Wohnens ausgeübt werden und einzelne Individuen, aber auch Familien, Partnerschaften sowie andere Primärgruppen oder soziale Figurationen betreffen.“ (Weichhart/Rumpolt 2015: 11)

Die Begriffe „Residenzielle Multilokalität“ und „Multilokales Wohnen“ werden entsprechend in der wissenschaftlichen Literatur synonym verwendet (vgl. Hilti 2013: 29), daran orientiert sich auch die vorliegende Arbeit. In der aktuellen Debatte wird zunehmend auch der Begriff der „multilokalen Lebensführung“ verwendet (Danielzyk et al. 2016), den ich hier ebenfalls nutzen werde. Das multilokale Wohnen wird hier als spezifische Form der Lebensführung aufgefasst, die Alltagsräume über mehrere Wohnstandorte aufspannt (vgl. Danielzyk et al. 2016: 1f.). Mit berufsbedingt multilokaler Lebensführung bezeichne ich die multilokale Lebensführung aus dezidiert beruflichen Gründen (insbesondere die Nutzung einer Neben- bzw. Zweitwohnung am Arbeitsort, vgl. Tippel im Erscheinen).²¹

Entscheidend sind also das Vorhandensein und die Nutzung von mehr als einer Behausung, die unterschiedlichen Beweggründen und Rhythmen folgen kann: Das Wohnen ist also zentraler Aspekt multilokaler Lebensführung (vgl. Schier et al. 2015a). Dementsprechend ist der Begriff der Wohnung von zentraler Bedeutung in der Multilokalitätsforschung. Um die Bandbreite der möglichen Ausprägungsformen abzudecken, kann aber auch der Begriff der Behausung genutzt werden (vgl. Weichhart/Rumpolt 2015: 20).²² Die Berücksichtigung des Wohnens ist nach eigener Auffassung der *Residential mutlilocality studies* der entscheidende Unterschied der Forschung zu multilokaler Lebensführung zum vorherrschenden Mobilitätsdiskurs. Die Ambivalenzen des Forschungsthemas – Mobilität wie Sesshaftigkeit – sollen gleichwertig berücksichtigt werden (vgl. Schier et al. 2015a; Weichhart/Rumpolt 2015: 12). Wohingegen die Mobilitätsforschung bzw. die *New mobilities studies* häufig nur eine der beiden Seiten – zumeist die Mobilität – in den Vordergrund rücken und das dialektische Gegenüber vernachlässigen. Goldmacher (2008: 118) unterstreicht mit dem Begriff „located mobility“ für das Leben und Arbeiten an mehr als einem Ort die Verknüpfung beider Pole des Kontinuums, die ohne den Bezug aufeinander analytisch nicht zu verstehen sind.²³ Zudem findet auch hier eine Entgrenzung und Vermischung unterschiedlicher Sphären wie beispielsweise zwischen Arbeit und Zuhause, Zuhause und Nicht-Zuhause und zwischen Hauptwohnsitz und Nebenwohnsitz statt (vgl. Goldmacher 2008: 126; Weichhart/Rumpolt 2015: 14; siehe Kap. 2.1.2). Dies kann auf das Zusam-

²¹ Häufig werden berufsbedingt multilokal Lebende auch als „Shuttles“ oder „Wochenendpendler*innen“ bezeichnet (vgl. u. a. Schneider et al. 2002; Limmer/Schneider 2008; Reuschke 2010). In einigen Studien zu berufsbedingt multilokaler Lebensführung werden Abgrenzungen anhand der Distanz zwischen Wohn- und Arbeitsort, anhand der Haushaltsform oder der wöchentlichen Aufenthaltsdauer am Arbeitsort vorgenommen (vgl. zusammenfassend Reuschke 2010: 74). Häufig werden ausschließlich Paar- und Familienhaushalte betrachtet (wie beispielsweise bei Weiske et al. 2009), daher wird in der englischsprachigen Fachliteratur häufig von „Commuter partnerships“ gesprochen (u. a. van der Klis/Mulder 2008).

²² Auf den Begriff des Wohnens wird in Kapitel 3.7.1 vertiefend eingegangen.

²³ „Located mobility“ beinhaltet ein Gefühl der Bindung und Zugehörigkeit zu mehr als einem Ort zur gleichen Zeit sowie den Versuch, während physischer Abwesenheit Präsenz und ein Gefühl der Verbundenheit bei Kolleg*innen, Freund*innen und Familie zu demonstrieren (vgl. Goldmacher 2008: 126).

menspiel von eigentlich Gegensätzlichem wie Entankerung und Verankerung, Stabilität und Fluidität, Bewegung und Bindung, Mobilität und Immobilität und einer wechselseitigen Durchbringung mobiler und sesshafter Lebensbereiche zurückgeführt werden (vgl. Gross 2010: 321; Hilti 2013; Weichhart/Rumpolt 2015: 12), dass für hybride Mobilitätsformen konstitutiv ist.

Die verbleibenden Unklarheiten machen deutlich, dass es nicht möglich ist, eine einheitliche Terminologie multilokaler Lebensführung zu bilden. Auch Urry (2002: 257) gibt zu bedenken, dass sich die analytische Unterscheidung zwischen zuhause und abwesend angesichts regelmäßiger Mobilität auflöst. Vielmehr spiegelt das Fehlen einer einheitlichen Terminologie die von Beck und Lau (2004) beschriebene terminologische Krise der Spätmoderne wider: Sachverhalte werden uneindeutiger und sind daher immer schwerer begrifflich eindeutig zu fassen (vgl. Weichhart/Rumpolt 2015: 15).

3.3.3 Hybride Mobilitätsformen als soziale Praxen im Umgang mit Kontingenz

Für global mobile Projektarbeit können Kels und Vormbusch zeigen, dass die Kontingenzen des Projektgeschäfts ein hohes Maß an Ungewissheit (u. a. hinsichtlich der nächsten Aufgabe, des Arbeitsortes, des Projektteams, der Projektdauer) mit sich bringen, das sowohl individuell als auch innerhalb des Familien- und Sozialsystems biografisch und alltäglich reflexiv bearbeitet und bewältigt werden muss (vgl. Kels 2008: 118; Kels/Vormbusch 2009: 63f.). Es ist plausibel, dass dies nicht nur für die transnationale Projektarbeit gilt, sondern auch für Projektarbeiter*innen im nationalen Projektgeschäft und für berufsbedingt multilokal Lebende und temporär Umziehende generell, denn mit beiden Mobilitätsformen sind verschiedene Kontingenzen verbunden.

Spätmodernes Alltagsleben ist mit der Anforderung verbunden, flexibel und reflexiv zu sein sowie individuelle Risiken zu managen. Räumliche Mobilität kann in verschiedener Hinsicht als Antwort auf diese Anforderungen gelten, daher ist insbesondere Mobilität entscheidend für den „sense of freedom“ (Arp Fallov et al. 2013: 472). Eine der möglichen individuellen Lösungen auf den gesellschaftlichen Wandel sind multilokale Arrangements (vgl. Weiske et al. 2009: 67). Für Rolshoven (2007: 17) ist die multilokale Lebensführung eine Strategie oder Kulturtechnik des*der modernen Akteur*in, die mobile Lebenswelten charakterisiert und die Umkehrbarkeit (Reversibilität) der Mobilität sichert. Resultat dieser Lebensweise ist, dass „the provisional takes an intermediate position“ zwischen den Lebenszielen und dem tatsächlich realisierten Leben (Rolshoven 2007: 21). Weiske, Petzold und Zierold (2008: 67f.) bezeichnen die multilokale Lebensführung als eine soziale Praxis in Reaktion auf flexibilisierte Arbeitsmärkte und Erwerbsverhältnisse zur Bewältigung der damit verbundenen Kontingenz und als Strategie des sozialen Statuserhalts oder der -verbesserung. Ebenso kann residenzielle Multilokalität eine Strategie sein, die die Vulnerabilität auf dem Arbeitsmarkt reduziert, indem durch sie mehrere

Optionen offengehalten werden (vgl. Duchêne-Lacroix/Maeder 2013, zitiert nach Schier et al. 2015a: 441):

„Zudem ist die flexible Arbeitswelt in der kapitalistischen Spätmoderne für viele der Teilnehmer verbunden mit projektförmiger Arbeitsorganisation, unsicheren Verträgen, wechselnden Firmensitzen und Arbeitsorten und birgt insgesamt anhaltende Unberechenbarkeit. In ihren multilokalen Arrangements gehen die Akteure darauf ein. Einen Ort zu fixieren, um andere fluid halten zu können, ist eine hybride Form zur Kompensation von Unberechenbarkeit.“ (Weiske 2009: 279)

Auch Kesselring und Vogl (2008: 163) betrachten Mobilität bei Mobilitätspionier*innen²⁴ als Teil des individuellen Risikomanagements. Quantitative Erkenntnisse stützen die These, dass berufsbedingte räumliche Mobilität aus der Flexibilisierung von Erwerbsverhältnissen und Arbeitsmärkten resultiert: In der JobMob-Studie konnten Lück und Ruppenthal (2010: 62) zeigen, dass Mobile weniger sichere Stellen innehaben; ein relativ hoher Anteil von ihnen verfügt lediglich über befristete Arbeitsverträge.

Die Bleibewünsche und Ortsgebundenheiten, die bei der multilokalen Lebensführung sichtbar werden, verweisen nach Rolshoven (2004: 215) auf Verankerungs- und Versicherungswünsche, um den mit der Modernität und der Mobilität verbundenen Risiken etwas entgegenzusetzen. Für die vorliegende Arbeit bedeutet dies, dass eine multilokale Lebensführung als soziale Praxis gewählt werden kann, um temporäre Erwerbsarrangements wie befristete Stellen und Projekte realisieren zu können und trotz der damit verbundenen Kontingenzen Stabilität entweder beizubehalten oder zu generieren. Beweggründe für eine berufsbedingt multilokale Lebensführung können die Realisierung qualifikationsadäquater Beschäftigung, befristete Beschäftigung oder Projektarbeit sowie berufsimmanente Mobilitätsanforderungen sein (vgl. Toppel im Erscheinen). Der ausschlaggebende Standortfaktor einer Stadt kann dementsprechend auch für multilokal Lebende in Umfang und Qualität von Arbeits- und Ausbildungsplätzen liegen (vgl. Petzold 2011: 161). Hilti (2013: 250f.) verweist auf „komplexe und dynamische Motivlagen und Begründungszusammenhänge“ für eine multilokale Lebensführung, die eher Regelfall als Ausnahme sind und ein genaues Hinsehen erfordern. Zwar gibt es selbstverständlich die primär beruflichen Anlässen folgende multilokale Lebensführung, dennoch ist damit wenig über die alltägliche Lebensführung sowie die Deutung und Bewertung des multilokalen Arrangements ausgesagt (vgl. Hilti 2013: 251).

Empirische Studien zeigen, dass eine multilokale Lebensführung oft als zeitlich begrenzte Lebensform gewählt wird (vgl. Schneider/Limmer 2008: 125; Lück/Ruppenthal 2010: 51; Reuschke

²⁴ Innerhalb des von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten Sonderforschungsbereichs 536 – Reflexive Modernisierung wurden in der Teilstudie B3 sogenannte Mobilitätspionier*innen untersucht. Mobilitätspionier*innen werden verstanden als Subjekte, die neue Verknüpfungen von sozialer und räumlicher Mobilität praktizieren (vgl. u. a. Bonß et al. 2004; Kesselring 2006b; Kesselring/Vogl 2008).

2010: 190ff; Petzold 2011: 161). Zum Teil wird die Entscheidung, räumliche Mobilität zu akzeptieren, explizit mit dem Gedanken getroffen, dass die spezifische Erwerbssituation nur für eine kurze Zeit andauern wird und die Rückkehr zur monolokalen Lebensweise bereits geplant ist (vgl. Schneider/Limmer 2008: 125; Weiske et al. 2009: 72). Auch die global mobile Projektarbeit wird von den Projektarbeiter*innen häufig als kurze biografische Phase konzipiert, um die gewonnenen Ressourcen für den Übergang in eine sesshaftere Anstellung zu nutzen (vgl. Kels/Vormbusch 2009: 66). Meistens wird allerdings keine eindeutige Entscheidung getroffen, stattdessen folgt eine Reihe provisorischer Arrangements, wenn berufliche Mobilitätsanforderungen auf das Individuum zukommen (vgl. Bonnet et al. 2008: 146; Rolshoven 2007).

Räumliche Mobilität, multilokale Lebensführung und deren Akzeptanz können daher als abhängig von der jeweiligen Lebensphase betrachtet werden: In den unterschiedlichen Lebensphasen gibt es jeweils unterschiedliche Beweggründe und Arrangements mobiler Lebensformen (vgl. Hilti 2013: 22ff). In Doppelverdienerpartnerschaften werden zirkuläre Mobilitätsformen häufig als Strategie gewählt, um die Anforderungen und Restriktionen zweier Berufskarrieren zu vereinbaren (vgl. Lück/Ruppenthal 2010: 41; Reuschke 2010). Ein weiterer Grund sind meist schulpflichtige Kinder: Wenn Kinder im Haushalt leben, wird ein vollständiger Umzug eher vermieden und zirkuläre Mobilitätsformen gewählt (vgl. Rüger/Becker 2011: 379f.). Bei einer Veränderung der Lebenssituation kann sich die Einstellung zum Verhältnis von Arbeit und anderen Lebensbereichen verändern (vgl. Kratzer 2003: 185): Entgrenzte Arbeitsbedingungen einschließlich räumlicher Mobilitätsanforderungen werden in bestimmten Lebensphasen (beispielsweise nach der Familiengründung) nicht mehr bedingungslos akzeptiert (vgl. Kels 2008: 121f.) und zum Teil Praktiken und Strategien zur Vermeidung berufsbedingter räumlicher Mobilität entwickelt (vgl. Becker/Tippel 2012: 227).

Die Untersuchung und Typisierung multilokaler Lebensführung sollte daher um Coping-Strategien ergänzt werden (vgl. Weichhart/Rumpolt 2015: 39, siehe Kap. 2.2.1). Auch Kesselring (2006a: 269) nutzt den Begriff der Coping-Strategien als Strategien im Umgang mit dem spätmodernen „Mobilitätsimperativ“. Weichhart (2015b: 386) greift die Livelihood-Theorien auf, die aus der Entwicklungsforschung stammen und die Überlebensstrategien armer Haushalte im globalen Süden unter verschiedenen Rahmenbedingungen untersuchen. Auch diese fußen auf dem Ansatz der Coping-Strategien. Weichhart (2015b) schlägt vor, den Livelihood-Ansatz nicht nur für arme oder unterprivilegierte Bevölkerungsgruppen im globalen Süden zu verwenden, sondern ebenfalls für die Mittel- und Oberschichten im globalen Norden, denn – wenn auch auf einem anderen Level – alle Menschen versuchen, ihre Vorstellungen von einem „guten Leben“ umzusetzen, ihre Bedürfnisse zu befriedigen und Wünsche zu erfüllen. Und auch sie nutzen Coping-Strategien und

spezifische soziale Praktiken, um ihren Lebensstandard zu sichern – auch wenn die Möglichkeiten hier die Zwänge überwiegen (vgl. Weichhart 2015b: 386).

3.3.4 Typisierungen hybrider Mobilitätsformen

Hesse und Scheiner (2007: 142ff) schlagen eine literaturbasierte Übersicht über Typen multilokalen Wohnens vor, in die sie folgende Dimensionen integrieren: Entstehungsbedingungen, Anlass und Kontext, Haushaltsorganisation, Periodizität des Wechsels, Distanz und Reisezeit sowie Hierarchie der Wohnsitze. Interessanterweise werden Häufigumzieher*innen, die auch als „moderne Nomaden“ bezeichnet werden, ebenfalls als Typ der multilokalen Lebensführung betrachtet (Hesse/Scheiner 2007: 147; siehe Tab. 2). Als Häufigumzieher*innen definieren sie „einfache Wohnsitzwechsel, die aber die übliche Häufigkeit residenzieller Mobilität deutlich überschreiten“ (Hesse/Scheiner 2007: 147). Begründet wird dies mit Überschneidungen und Kombinationen der verschiedenen Mobilitätsformen untereinander: Berufsbedingt multilokal Lebende können zugleich bei wechselnder Projektarbeit die beruflich genutzten Wohnsitze häufig wechseln ähnlich den Häufigumzieher*innen, behalten dabei aber den Lebensmittelpunkt stabil, oder die Häufigumzieher*innen können zugleich in einer Living Apart Together-Beziehung leben (vgl. Hesse/Scheiner 2007: 147; Tippel im Erscheinen).

Tabelle 2: Übersicht über multilokale Wohnformen nach Hesse und Scheiner

	Typ	Entstehungsbedingung	Anlass	Haushaltsorganisation (Trennung)	Periodizität des Pendelns	Distanz	Hierarchie der Wohnsitze
1	(Wochen-)Pendler*innen mit definiertem Hauptwohnsitz („Shuttles“)		Beruf	ja	häufig	groß	ja
2	Arbeits-, Transmigrant*innen	(Zwang)	Beruf	ja	selten	sehr groß	ja
3A	LATs über große Distanzen („Pendler*innen“ / Transmigrant*innen ohne definierten Hauptwohnsitz)		Beruf, Lebensform	ja	häufig (?)	(sehr) groß	nein
3B	LATs über kleine Distanzen	freiwillig	Lebensform	ja	häufig	gering	nein
4A	Zweitwohnsitz als Altersruhesitz / Freizeitwohnsitz	freiwillig	Freizeit	nein	selten	(sehr) groß	ja/evtl.
4B	Zweitwohnsitz in der	freiwillig	Frei-	nein	häufig	gering	ja

	Nähe des Wohnortes		zeit				
4C	Gemeinsamer Zweitwohnsitz als Arbeitswohnsitz	freiwillig	Beruf	nein	distanzabhängig (?)	unterschiedlich	ja
5	Häufig-Umzieher*innen („Moderne Nomad*innen“)		Beruf	teilweise	selten ¹	groß	entfällt
6	Pendelnde Kinder / Jugendliche	Zwang	Lebensform	ja	häufig	unterschiedlich	evtl.

¹ im Vergleich etwa zu Wochenpendler*innen

Quelle: Hesse/Scheiner 2007: 145

Hilti hat eine Typologie der Lebenswelten multilokal Wohnender entwickelt, die zwar nicht ausschließlich berufsbedingt multilokal Lebende fokussiert, aber dennoch eine wertvolle Übersicht unterschiedlicher Wohnarrangements für die vorliegende Arbeit liefert. Anhand der Analysedimensionen Entstehungszusammenhang und Selbstverständnis (zeitliche Achse), Ausgestaltung sozialer Beziehungen im Rahmen der multilokalen Lebensführung (soziale Achse) und (raumbezogene) Beheimatung und Dingwelt (räumliche Achse) analysiert und ordnet Hilti (2013: 110ff) die Lebenswelten multilokal Wohnender.

Im Typus **Parallelwelt** werden die multilokalen Arrangements aus dem Kompromiss begründet, berufliche und private Bedürfnisse und Anforderungen zu vereinbaren. Es besteht eine Hierarchisierung und funktional-räumliche Trennung der Wohnsitze, in den meisten Fällen in einen arbeits- und einen familienbezogenen Wohnsitz. Auch Freizeitleben und soziale Beziehungen unterliegen dieser Differenzierung. Bei diesem Typus unterscheidet Hilti zwei Subtypen: Hader und Ambition. Im Subtypus Hader wird das multilokale Arrangement eindeutig negativ beurteilt; mangels akzeptabler Alternativen wird es aber beibehalten. Dagegen verbindet der Subtypus Ambition berufliche Weiterentwicklung mit Selbstverwirklichung. Das Arrangement wird als selbstverständlich betrachtet, solange es beide Aspekte verbinden kann. Damit ist es „Ausdruck der Internalisierung gesellschaftlicher resp. ökonomischer Anforderungen“ (Hilti 2013: 117).

Die multilokale Lebensführung im Typus **Gegenwelt** beruht auf dem „Wunsch nach kontrastreichen Wohnsituationen“ (Hilti 2013: 149) und unterschiedlichen Alltagspraktiken an den Orten und entspringt häufig krisenhaften Lebenssituationen:

„Gegensätze prägen beim Typus Gegenwelt auch die emotionale Bindung zu den Wohnorten sowie den Umgang mit den Materialitäten des Wohnens. Doch so unterschiedlich sich die Wohnsituationen ausmachen und so unterschiedlich die multilokal Wohnenden den jeweiligen Lebensvollzug erfahren, so wohl fühlen sie sich an beiden (oder allen) Orten. Multilokales Wohnen ermöglicht hier die lebenspraktische Verknüpfung mehrerer Orte der Beheimatung.“ (Hilti 2013: 150)

Gegenweltliche Bedeutungsstrukturen wie die Verbindung der Gegensätze zwischen urbanem und ländlichem Wohnort finden sich auch bei einigen berufsbedingt entstandenen Arrangements (vgl. Hilti 2013: 179).

Prägend für den Typus **Doppelwelt** ist die „Gleichwertigkeit und Gleichartigkeit der Lebensvollzüge hier und dort“ sowie die Doppelung der Wohnsituationen (vgl. Hilti 2013: 184). Auch die sozialen Beziehungen sind an beiden Orten gleichwertig und überschneiden sich zu einem großen Teil. Beide (oder viel mehr alle) Wohnsitze sind sozial und virtuell miteinander vernetzt. Dieses Arrangement entwickelt sich häufig sukzessive aus Arrangements der anderen beiden Typen; es kann also auch aus beruflich motivierten Arrangements entstehen. Innerhalb dieses Typus unterscheidet Hilti die zwei Subtypen *Privileg* und raumbezogene Heimatlosigkeit.

„Der positiv konnotierte Subtyps *Privileg* sieht sich mehrfach beheimatet; das multilokale Wohnen bietet ihm erweiterte Möglichkeiten und Chancen der privaten wie beruflichen Lebensgestaltung“ (Hilti 2013: 185).

Hilti weist daraufhin, dass es neben offensichtlich beruflichen Beweggründen auch versteckte biografische Verbindungen zu den Orten geben kann, die in Interviews herausgearbeitet werden müssen.²⁵ Dagegen werden im Subtypus (raumbezogene) Heimatlosigkeit mehrheitlich berufsbedingte Arrangements mit hoher Mobilitätsbelastung und wechselnden Arbeitsorten zusammengefasst, denen „es an Gelegenheiten zur lebenspraktischen sozialen und räumlichen Verankerung an einem Ort fehlt“ (Hilti 2013: 185).

Van der Klis und Karsten (2009) untersuchen die Bedeutung des *Home* für die Wohnung am Arbeitsort in beruflich bedingten Shuttle-Arrangements:

„we interpret space, place, and home as a continuum of levels of experience of the commuter residence, scaled from anonymous, purely functional or instrumental (space), through well-known, thoroughly familiar (place), to intimate or personal (home).“ (van der Klis/Karsten 2009: 236).

Zudem gehen sie davon aus, dass einer Wohnung auf dreierlei Weisen Sinn verliehen werden kann: durch die Gestaltung des materiellen Settings, das Engagement in Aktivitäten und die Organisation des sozialen Lebens (vgl. van der Klis/Karsten 2009: 236). Werden alle drei Dimensionen im Zusammenhang betrachtet, lassen sich drei Typen der Bedeutung des Arbeitsorts herausarbeiten:

1. der Arbeitsort als (vollständiges) *Home* in allen drei Dimensionen,

²⁵ Hilti nennt hier das Beispiel der im öffentlichen Dienst beschäftigten Frau Näf-Sommer, die in Luzern einer Verwaltungstätigkeit nachgeht und zugleich ein politisches Amt im Kanton Graubünden innehat, sodass sie an beiden Orten einen Wohnsitz begründet. Auf den ersten Blick erscheint das Arrangement also rein berufsbedingt, jedoch wird bei näherem Hinsehen eine biografisch begründete Verbundenheit mit dem Kanton Graubünden deutlich, da ihr früh verstorbener Vater von dort stammte. Die Ortswahl ist also „kein Zufall“ (Hilti 2013: 190, 200f., 250f.).

2. der Arbeitsort als lediglich vertrauter Standort und
3. die intentionale Distanzierung vom Arbeitsort (vgl. van der Klis/Karsten 2009: 243).

Aus der Typenbildung lässt sich schließen, dass tendenziell am ehesten die soziale Dimension vernachlässigt wird. Am einfachsten erscheint es für die Befragten, einen *Sense of home* durch die Gestaltung der materiellen Dimension zu kreieren, da dies keine direkten Konsequenzen für den Wohnort hat (vgl. van der Klis/Karsten 2009: 244).

Reuschke (2010: 130ff) untersucht die Wohnsituationen von Shuttles mithilfe einer Clusteranalyse zur Ermittlung von „Gruppen mit bestimmten Ausstattungsmerkmalen“ und widerlegt damit ebenfalls die Annahme vom günstigen, spartanisch eingerichteten Zimmer, sondern zeigt, dass einige Shuttles auch große Wohnungen mit hoher Ausstattungsqualität am Arbeitsort wählen. Dies lässt sich hauptsächlich auf die Periodizität des Pendelns, also die häufige Anwesenheit am Arbeitsort zurückführen.

Weiske, Petzold und Zierold (2009: 68) analysieren multilokale Praxen in Mehrpersonenhaushalten unter Berücksichtigung der handlungstheoretischen Dimensionen räumlicher Arrangements, Dauer und Rhythmen, Aktivitäten der multilokalen Praxis sowie Sinnkonstruktionen. Sie beziehen dabei explizit sowohl die Deutungen der mobilen als auch der sesshaften Haushaltsmitglieder ein. Sieben Typen multilokaler Haushalte, deren multilokale Lebensführung aus beruflichen Motiven entstanden ist, konnten sie herausarbeiten:

- **Verschickung:** Die multilokale Lebensführung dieses Typus entsteht aus einem eingeschränkten Arbeitsplatzangebot am Herkunftsort und ist im familienzentrierten und monolokalen Lebenskonzept der Akteur*innen eigentlich nicht vorgesehen:

„Die Mobilisierung wird als Zumutung erlebt und charakterisiert so das Arrangement Verschickung“ (Weiske et al. 2009: 70).

Soziale Beziehungen und Aktivitäten am Arbeitsort sind daher, ähnlich wie bei Hiltis Typus Parallelwelt, eingeschränkt. Auch eine eindeutige Hierarchisierung der Wohnsitze ist festzustellen.

- **Kolonisierung:** Die Akteur*innen des Typus Kolonisierung befinden sich in einer nachfamilialen Lebensphase; die Deutung des multilokalen Arrangements fällt bei den Haushaltsmitgliedern konträr aus: Die sesshaften Akteur*innen betrachten sie, ähnlich wie im Typus Verschickung, als Zumutung, während die mobilen Akteur*innen bereits über Multilokalitätserfahrungen verfügen, die sie reproduzieren können, und die Erweiterung der beruflichen Möglichkeiten als relevanten Moment der Selbstverwirklichung deuten:

„Für die Mobilen ist dieses Arrangement ausgewogener und sozial reicher als im Arrangement Verschickung, weil sie ihre Situation deutlicher gestalten als erleiden“ (Weiske et al. 2009: 72).

- Re-Zentrierung: Dieser Typus ist dem Typ Kolonisierung ähnlich; entscheidender Unterschied ist die „Positionierung der multilokalen Phase im Lebensverlauf der Akteure – hier geht es um die vorfamiliäre Phase des Paares und den Übergang zu einem gemeinsamen Leben an einem gemeinsamen Ort“ (Weiske et al. 2009: 72). Diese multilokale Phase fällt in die Berufseinstiegsphase und dient der Qualifizierung und Etablierung im Beruf. Das Lebenskonzept dieser Paare ist moderner angelegt als im Typ Kolonisierung und ist offen für weitere multilokale Phasen.
- Doppelleben: Die Bezeichnung dieses Typus bezieht sich auf die Mobilen, die ein „Doppelleben“ führen, indem sie an beiden Orten unterschiedliche Lebensentwürfe verfolgen. Die Sesshaften dieses Typus orientieren sich an einem monolokalen Lebenskonzept; am gemeinsamen Lebensort lassen sich die Mobilen darauf ein und verfolgen am anderen Ort einen stärker an beruflicher Selbstverwirklichung orientierten Lebensentwurf. Das Arrangement ist aufgrund der unterschiedlichen Intentionen der Akteur*innen fragil und spannungsreich (vgl. Weiske et al. 2009: 73).
- Bi-Polarisierung: Bei diesem Typus nutzen alle Akteur*innen des Haushalts beide Standorte gleichermaßen; es besteht keine Hierarchisierung wie bei den bis hierhin vorgestellten Typen. Das multilokale Arrangement kann von allen Akteur*innen des Haushalts mit Sinn gefüllt werden und ist daher weniger ambivalent als in den Typen Verschickung, Kolonisierung, Re-Zentrierung und Doppelleben.
- Expedition:

„Die hochqualifizierten und selbstbestimmten Akteure [dieses Typus] akzeptieren berufsbedingte Multilokalität als eine der Bedingungen ihrer Berufsarbeit und integrieren sie in ihren Lebensentwurf“ (Weiske et al. 2009: 73).

Die Arbeitsorte und die Positionen zwischen Mobilen und Sesshaften können mehrfach wechseln. Es findet aber eine Hierarchisierung der Wohnorte statt: Der gewählte Lebensort stellt einen „Fixpunkt im fluiden Zusammenspiel der Orte“ dar (Weiske et al. 2009: 74).

- Drift: Prägend wirkt für diesen Typus eine „große Offenheit“, auch hinsichtlich der weiteren beruflichen und privaten Entwicklung der Paare (Weiske et al. 2009: 74).

Die Typen Bi-Polarisierung und Expedition werden von Weiske, Petzold und Zierold (2009: 74) als „Pioniere“ interpretiert, da sie gestaltend mit den Möglichkeiten und Zumutungen des multilokalen Arrangements umgehen. Zentral für den aktiven Umgang mit der Multilokalität ist die sinnvolle Integration der multilokalen Lebensführung in das Lebenskonzept (vgl. Nadler 2014: 373). Deutung und Ausgestaltung multilokaler Arrangements hängen entscheidend davon ab, inwiefern diese Lebensform mit den persönlichen Werten und Einstellungen sowie der sozialen Akzeptanz dieser Lebensform in Einklang steht (vgl. Hilti 2009; Weiske et al. 2009). Gewinnbringend ist diese Typisierung vor allem, da sie eindrücklich verdeutlicht, wie eng die Deutung des Arrangements als positiv oder negativ mit dessen Ausgestaltung zusammenhängt.

Ähnliche Erkenntnisse liefert Kels' (2008, 2009) Untersuchung zu unterschiedlichen Strategien im Umgang mit global mobiler Projektarbeit. Kels (2008: 120) untersucht unterschiedliche Anrechnungsmuster der Projektarbeit und konnte als Resultat drei Typen subjektiver Karrierepolitik²⁶ herausarbeiten:

- **Situativ-adaptive Karrierepolitik:** Die Vertreter*innen des Typus haben die räumlichen Mobilitätsanforderungen als elementaren Teil ihres Berufs akzeptiert und ihr Privatleben dementsprechend eingerichtet. Daher nehmen sie bei der räumlichen Verankerung, der Pflege sozialer Beziehungen, der Familienarbeit und den Freizeitmöglichkeiten Einschränkungen in Kauf (vgl. Kels 2008: 120f.).
- **Krisenbewältigung:** Als krisenhaft erleben die Vertreter*innen dieses Typus die Anforderungen global mobiler Projektarbeit. Aus diesem Grund versuchen sie, Arbeitszeiten oder räumliche Mobilitätsanforderungen zu reduzieren oder erwägen den Wechsel des Arbeitsfeldes oder des Unternehmens (vgl. Kels 2008: 121f.).
- **Strategische Karrierepolitik:** Die Vertreter*innen des dritten Typus sehen das Arbeitsarrangement der global mobilen Projektarbeit als Übergangssituation an, in der ein Portfolio an Fähigkeiten aufgebaut wird, das den späteren Wechsel in Berufsfelder mit geringeren räumlichen Mobilitätsanforderungen ermöglichen soll (vgl. Kels 2008: 123).

Kesselring untersucht anhand sogenannter Mobilitätspionier*innen neue Verknüpfungen von sozialer und räumlicher Mobilität. Bei den Mobilitätspionier*innen verbinden sich virtuelle und physische Mobilitätspraktiken (Nutzung von Internet und physische Bewegung im Raum), sodass subjektspezifische Möglichkeitsräume entstehen, in denen die Individuen bestimmte Mobilitätszwecke realisieren können (vgl. Kesselring 2012: 96). Kesselring (2006b) zeigt ein prägnantes Beispiel, in dem nahezu völlige räumliche Immobilität durch virtuelle Mobilität erfolgreich substituiert werden kann.²⁷ Die Annahme von der unbedingten Notwendigkeit räumlicher Mobilitätsbereitschaft und tiefgreifender sozialer Konsequenzen im Falle der Verweigerung lässt sich damit nicht so eindeutig halten (vgl. Bonß et al. 2004: 276). Angesichts der zunehmenden räumlichen Mobilitätsanforderungen kann eine solche spezifische Form der Sesshaftigkeit zum Luxus werden, da sie soziale Teilhabe ermöglicht, ohne räumlich mobil sein zu müssen (vgl. Schroer

²⁶ „Der Begriff der Karrierepolitik benennt einen reflexiven Modus, innerhalb dessen sich Erwerbspersonen – aufbauend auf dem bisherigen Verlauf ihrer Berufsbiografie, ihrer Arbeits- und Lebenssituation sowie zukünftiger beruflicher und privater Pläne – mit den Anforderungen und Chancenstrukturen ihrer beruflichen Entwicklung im Betrieb auseinandersetzen“ (Kels 2008: 118). Der hier genutzte Begriff der Karriere benennt wie im anglophonen Sprachraum der Begriff ‚Career‘ eher den Berufsverlauf und ist unabhängig von hierarchischen Positionen und Aufstieg.

²⁷ Kesselring berichtet vom Beispiel der Internetjournalistin Johanna Rheingold, die sich selbst aufgrund ihrer Rolle als Hausfrau und Mutter als „höchst unflexibel und räumlich immobil“ beschreibt (Kesselring 2006b: 347). Dennoch ist sie in ihrem Beruf als Journalistin zu den Themen Datenschutz und Informationsfreiheit sehr erfolgreich und renommiert. Dies kann sie realisieren, indem sowohl Recherche, Interaktion und Positionierung ihrer Texte virtuell erfolgen. Durch das Nutzen dieser Nische kann sie ihre räumliche Immobilität nutzen und positiv wenden. Dieses Beispiel verdeutlicht, dass räumliche Mobilität nicht mehr zwangsläufig mit sozialer oder beruflicher Mobilität zusammenhängen muss und neue Verknüpfungen mit virtueller Mobilität erfolgen können.

2006: 124). Ein solcher Luxus ist sicherlich nicht in allen Berufen und Branchen möglich. Dennoch zeigen die Ergebnisse des Mobilitätspionier*innen-Projekts, dass Hypermobile eher einer Minderheit zuzurechnen sind und Hypermobilität auch nicht von einschlägigen Unternehmen und Institutionen vorbehaltlos gefördert wird (vgl. Bonß et al. 2004: 275). Die Dichotomisierung von Hypermobilen und Immobilen lässt sich zudem empirisch nicht halten, vorherrschend sind auch hier eher Mischtypen (vgl. Bonß et al. 2004: 276). Aufgrund der Normalisierung räumlicher Mobilität ist diese kein Alleinstellungsmerkmal mehr und geht daher nicht mehr zwangsläufig mit einem Sprung auf der Karriereleiter einher (vgl. Minssen 2009b; Becker et al. 2011: 57).

3.4 Migrations- und Mobilitätsentscheidungen

Vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage, wie Migrations- und Mobilitätsentscheidungen von Subjekten getroffen werden und wie sie analysiert werden können (siehe Kap. 3.4.1). Zum anderen wird immer wieder die Frage diskutiert, ob berufsbedingte räumliche Mobilität vor dem Hintergrund flexibilisierter Arbeitsmärkte und Erwerbsverhältnisse als freiwillig oder erzwungen gedeutet werden kann. In Kapitel 3.4.2 gehe ich daher auf mögliche Handlungsspielräume und Freiheitsgrade innerhalb von Migrations- und Mobilitätsentscheidungen ein.

3.4.1 Analyse von Migrations- und Mobilitätsentscheidungen

In einer soziologischen Betrachtung räumlicher Mobilität müssen über die Subjektebene hinaus stärker der gesellschaftliche Kontext und insbesondere die wirksamen Machtstrukturen betrachtet werden, „aus denen heraus Mobilitätsnotwendigkeiten, -bedürfnisse und -zwänge entstehen“ (Manderscheid 2012: 555). Mobilität kann daher „nicht isoliert als Ergebnis der Entscheidung eines Individuums betrachtet werden, vielmehr müssen Mobilitätspraktiken als eingebettet in wirtschaftliche, räumliche und politische Strukturen, kulturelle Vorstellungen und Orientierungsmuster, diskursiv erzeugtes Wissen, soziale Zusammenhänge und eine Reihe weiterer gesellschaftlicher Praktiken und Prozesse begriffen werden“ (Manderscheid 2012: 563; vgl. ähnlich Mason 2004b: 169; Zhang 2018). Zudem beeinflussen unterschiedliche „cultures of mobility“ – kulturelle Unterschiede hinsichtlich räumlicher Mobilität und deren Pfadabhängigkeiten – Mobilitätsentscheidungen (Conradson/Latham 2005: 297). Mobilität soll daher als relationale, in gesellschaftliche und räumliche Beziehungen eingebettete Dimension verstanden werden (vgl. Manderscheid 2013: 52; Findlay et al. 2015: 391). Da Mobilität innerhalb gesellschaftlicher und räumlicher Kontexte hergestellt wird, sollte sich der Blick nicht auf ein autonomes Mobilitätssubjekt richten, sondern stattdessen Mobilität als relationale Option für ein Subjekt betrachten (vgl. Manderscheid 2013: 70).

Migrations- und Mobilitätsentscheidungen beinhalten zusätzlich ungeplante, nicht-rationale und unbewusste Elemente, die meist nicht hinreichend berücksichtigt werden. Zhang (2018: 200) kritisiert die Gleichsetzung von „agency and outcome“, die bei der Analyse von Migrationsentscheidungen häufig vorgenommen wird. Sie schlägt dagegen vor, Migrationsentscheidungen in prozessualer und relationaler Hinsicht zu untersuchen. Dabei ist auch die Bedeutung von Kontinuität und des Bleibens am aktuellen Standort als Bestandteil von Migrationsentscheidungen zu berücksichtigen (vgl. Gustafson 2009; Halfacree/Rivera 2012: 92; King 2012: 137; Zhang 2018: 200). Migration wird im Gegensatz dazu meist als einmaliges Ereignis bzw. einmalige Entscheidung oder als das dem abgeschlossenen Ereignis bzw. der abgeschlossenen Entscheidung Folgende untersucht. Der Zusammenhang zwischen beidem wird jedoch häufig übersehen, daher sollte „a particular migration as needing to be un-made and re-made to persist in space and time“ analysiert werden (Zhang 2018: 202). Zhang (2018: 207) weist im Zuge dessen auch auf die große Bedeutung von ‚unconscious decisions‘ hin:

„Although decisions can be made, identified and registered, human intentionality should be seen as less definitive and effective of its apparently desired outcomes.“ (Zhang 2018: 210)

Auch die Entscheidung, ob ein Standort verlassen oder dort geblieben wird, könnte sich vielmehr einfach ergeben als geplant sein (vgl. Halfacree/Rivera 2012: 92). Und Adey und Anderson stellen die Frage:

„can we ever really know how or where a decision is made in a long and difficult chain of uncertainty and contingency?“ (Adey/Anderson 2011: 2881)

Die Handlung des eigentlichen Umzugs ist daher eingebettet in einen Prozess der Migration und Mobilität (vgl. Halfacree/Rivera 2012: 93f.; King 2012: 137), in dem Temporalität und Relationalität eine wichtige Rolle einnehmen (vgl. Zhang 2018: 211). Es sollte statt der einzelnen Migrations- und Mobilitätsentscheidung vielmehr der Mobilisierungsprozess mit seinen vielfältigen Abwägungen, Deutungen, Rahmenbedingungen und Auswirkungen betrachtet werden.

„Migration decision-making, no matter how rationally it seems to be calculated, has a history, a geography and a sociocultural dimension; it is always situated in the multiple currents of experience, sensation, emotion and encounter, and memory, reflection, hope and anticipation that is life (Thrift 2004).“ (Halfacree/Rivera 2012: 95)

Auch die Folgen eines Umzugs auf unterschiedliche Lebensbereiche – wie Beruf, Wohnen, Partnerschaft und soziale Kontakte – werden zwar bereits im Voraus imaginiert; die tatsächlichen Auswirkungen können sich jedoch ganz anders darstellen (vgl. Halfacree/Rivera 2012: 97ff). Daher sollten Migrationsentscheidungen als „holistic investment decision based on long-term as much as short-term considerations, while assuming that these considerations are both rational and conscious to varying degrees“ (Halfacree/Rivera 2012: 101) begriffen werden.

Bei der Betrachtung räumlicher Mobilität und Migration unter einer biografischen Perspektive wird meist eine Überlagerung vielfältiger Motive für einen einzelnen Umzug sichtbar (vgl. Halfacree 2004: 241; Mason 2004b: 166; Ley/Kobayashi 2005: 118; Halfacree/Rivera 2012: 97). Mehrere Autor*innen plädieren in diesem Zusammenhang für eine angemessene Berücksichtigung von Motiven und Kontexten abseits des Ökonomischen für Migration und Mobilität (vgl. Halfacree 2004: 239ff; Ley/Kobayashi 2005: 114; Bartolini et al. 2017: 669). Bartolini, Gropas und Triandafyllidou (2017: 670) verweisen zudem auf Migrationsmotive, die nicht direkt auf die aktuelle Arbeitsstelle oder die aktuelle Vermeidung von Arbeitslosigkeit abzielen, sondern auf bessere zukünftige Beschäftigungs- und Karriereperspektiven (auch hinsichtlich finanzieller Sicherheit). Bei Mobilisierungsentscheidungen haben sich in empirischen Studien drei Einflussbereiche als relevant erwiesen: erstens das Partnerschafts- oder Familienideal, das Vorstellungen von Nähe, Distanz, Zusammensein und Autonomie beinhaltet sowie der Kontext der Partnerschaft, Haushaltskonstellation und Verwandtschaftsbeziehungen („linked lives“, vgl. Findlay et al. 2015: 391; Zhang 2018: 202), zweitens lokale Solidarität und individuelle Verbundenheit mit dem Wohnort und drittens der hauptsächlich psychologische Faktor des individuellen Bedürfnisses nach Sicherheit (vgl. Schneider/Limmer 2008: 127). Diese Einflussfaktoren werden mit dem Risiko von Arbeitslosigkeit und Gelegenheiten der beruflichen Verbesserung abgewogen (vgl. Schneider/Limmer 2008: 124). Pelizäus-Hoffmeister (2001: 84ff) konnte ebenfalls zwei Motive für die Akzeptanz und positive Deutung berufsbedingter Mobilität herausarbeiten, die bei allen von ihr Interviewten anzutreffen waren: Das Streben nach Autonomie und größtmöglicher Unabhängigkeit in beruflicher Hinsicht (beispielsweise Wahl der Themen und Arbeitszeiteinteilung) sowie der generelle Wunsch nach neuen Erfahrungen, auch in Bezug auf Standorte.

Migrations- und Mobilitätsentscheidungen sind daher mithilfe qualitativer Forschungsdesigns zu untersuchen (vgl. Brown 2015), in denen subjektive Rahmenbedingungen in ihrem Zusammenwirken mit gesellschaftlichen Kontexten und Zwängen analysiert werden können. Dabei sollten auch Motive, Prozesse und Auswirkungen herausgearbeitet werden, die auf einer unbewussten Ebene liegen und in Interviews nicht zwangsläufig thematisiert werden (vgl. Halfacree 2004: 241).

3.4.2 Freiheitsgrade in Migrations- und Mobilitätsentscheidungen

In Bezug auf räumliche Mobilität wird immer wieder die Frage nach Zwang oder Freiwilligkeit bzw. den zur Verfügung stehenden Freiheitsgraden bei Mobilitätsentscheidungen gestellt (vgl. u. a. Freudendal-Pedersen 2009; Schwedes 2013: 3; Danielzyk et al. 2016: 4). Auch Urry (2007) geht von einer starken Zunahme der Mobilität in verschiedenen Hinsichten (Personen und Dinge) aus, die teils freiwillig, teils unfreiwillig erfolge. Insbesondere in Teilen der Soziologie wird

eine negative Sichtweise vertreten, die berufliche Mobilität als insbesondere vom Arbeitsmarkt aufgezwungen betrachtet und negative Folgen für das Individuum und die Gesellschaft befürchtet (vgl. Sennett 2000; Bauman 2003b; Negt 2003; Bröckling 2007: 264; Hannemann 2010: 10; Manderscheid 2013: 52). Räumliche Mobilität kann demnach nicht ausschließlich als Ressource gedeutet werden, sondern ebenso „als Zwang, Belastung oder sogar als sozial dysfunktional“ (Manderscheid 2012: 555). Der Begriff der Mobilität ist auf der anderen Seite eng mit dem Begriff der Freiheit verbunden (vgl. Kaufmann/Montulet 2008; Kesselring 2008).

Die gegenwärtige Wertschätzung räumlicher Mobilität führt zudem dazu, dass das Individuum für sein* ihr Schicksal weitgehend verantwortlich gemacht werden kann (siehe Kap. 2.1.2), d. h. das eine Migrations- und Mobilitätsentscheidung eher als rationale Entscheidung – und damit weitgehend freiwillige Entscheidung – gedeutet wird, anstatt als gesellschaftlich und sozial eingebettete Entscheidung – und damit bestimmten Zwängen und Machtstrukturen unterworfen (siehe Kap. 3.4.1).

„The contemporary valorisation of mobility continues to make the individual responsible for his or her becoming. It negates the fact that social structures also contribute to mobility behaviour, that mobilities are subject to social constraint, and that opportunities of upward socioeconomic movement to which the individual seemingly responds by being physically mobile are as much wanted and realised opportunities, as choices by default. This renders mobility as the embodiment of freedom inconsistent.“ (Kaufmann/Montulet 2008: 53)

Vor diesem Hintergrund ist eine eindeutige Zuordnung zu den gegenteiligen Polen von Zwang und Freiwilligkeit nicht möglich:

„If we observe movements within social and geographical spaces we can measure them and we can reproduce them quantitatively in figures, tables and diagrams. But we are never able to simply say if the movements of people and goods are acts of freedom and self-fulfillment or if they are reactions to pressure and social or economic constraints.“ (Kesselring 2008: 85)

Die Akteur*innen treffen vor dem Hintergrund der gegebenen Situation und ihrer Rahmenbedingungen eine aktive Entscheidung, sodass Mobilitätsentscheidungen vielmehr auf einem Kontinuum zwischen Freiheit und Zwang verortet werden können (vgl. Hilti 2009: 156f.). Der Gegensatz zwischen beiden Polen liefert allerdings keine eindeutigen Zuordnungen mehr (vgl. Kratzer 2003: 225), denn selbst in ‚Notsituationen‘ bestehen bestimmte Spielräume innerhalb der Entscheidungen hinsichtlich Migration und Mobilität (vgl. Koser 2010, zitiert nach Zhang 2018: 203). Und auch in Wohlstandssituationen sind die „Bedingungen und Prozesse transnationalen Lebens [...] eine selten dargestellte Palette von Zwängen, Chancen und Verwundbarkeiten“ (Duchêne-Lacroix 2009: 88). Auch Weichhart und Rumpolt (2015: 11) betrachten residenzielle Multilokalität als „soziale Praxis der Lebensbewältigung, die aus unterschiedlichsten

Gründen freiwillig gewählt, mehr oder weniger durch äußere Umstände bedingt und genötigt oder sogar aufgrund spezifischer Rahmenbedingungen gleichsam erzwungen wird“.

Petzold vertritt dagegen eine entscheidungstheoretische Perspektive, die den gesellschaftlichen Kontext außer Acht lässt:

„Ein Akteur wählt eine Multilokation dann als Handlungsalternative, wenn er seine individuellen Präferenzen unter den gegebenen lokalen positiven und negativen Restriktionen der beteiligten Orte bestmöglich realisieren kann.“ (Petzold 2010: 244)

Manderscheid (2013: 54) empfiehlt, um sowohl Zwänge als Chancen zu berücksichtigen, analytisch genauer zwischen Umzugsmobilitäten, die aufgrund von Alternativlosigkeiten erzwungen sind, und Umzügen als Optionenerweiterung zu unterscheiden. Sofern diese zur Auswahl stehen, werden verschiedene Alternativen hinsichtlich Arbeitsstellen und Standorten untereinander abgewogen (vgl. Pongratz/Voß 2003: 175). Martin-Brelot, Grossetti, Eckert, Gritsai und Kovács (2010: 865) sprechen im Fall von Umzügen, bei denen keine Auswahl zwischen mehreren adäquaten Arbeitsstellen und/oder Standorten besteht, von „no choice' decisions“.²⁸ In diesem Kontext steht ebenfalls die Diskussion über die Kriterien von Standortentscheidungen, die durch die Thesen von Florida (2002, 2005) ausgelöst wurde²⁹, in der es im Wesentlichen darum geht, welche Standortfaktoren ausschlaggebend für die Standortwahl hochqualifizierter Arbeitskräfte sind. Von Relevanz sind dabei berufliche (attraktive Arbeitsstelle), soziale (Partnerschaft, Familie, soziales Netzwerk) und lokale (Attraktivität des Standortes) Motive für die Standortwahl (vgl. u. a. Musterd/Murie 2010; Musterd et al. 2016).

Hybride Mobilitätsformen (siehe Kap. 3.3) mindern die Auswirkungen und die Unumkehrbarkeit räumlicher Mobilität, indem die Akteur*innen sich nicht mehr zwischen unterschiedlichen Alternativen entscheiden müssen und mehrere Standortofferten nutzen können sowie mehrere soziale Leben zugleich realisieren können (vgl. Kaufmann 2002: 42; Weichhart 2009; Weiske et al. 2009: 73; Hilti 2013: 149), sofern die finanziellen Ressourcen dies zulassen.³⁰ Dies impliziert das Vorhandensein eines bestimmten Freiheitsgrades hinsichtlich der Mobilitätsarrangements und ihrer jeweiligen Ausgestaltung in der gegebenen Erwerbs- und Mobilisierungssituation.

²⁸ Im Gegensatz dazu sind die Umzüge zu sehen, die aufgrund von „personal trajectories“, also aufgrund der Verbundenheit eines*einer Akteur*in mit einem Ort resultierend aus seinem*ihrem bisherigen Lebensverlauf, durchgeführt werden (Martin-Brelot et al. 2010: 860).

²⁹ Dieser Ansatz wurde bereits in verschiedener Hinsicht stark kritisiert (vgl. u. a. Peck 2002; Markusen 2006; Storper/Manville 2006; Krätke 2010; Musterd/Gritsai 2013). Dennoch wurden die Standortentscheidungen der Creative Class vermehrt untersucht (vgl. u. a. Brown 2015; Montanari et al. 2018; Sánchez Moral et al. 2018) und die Stadtpolitik seit 2000 wurde entscheidend durch diese Debatte beeinflusst (vgl. u. a. Scott 2006; Evans 2009; Storper/Scott 2009; Kloosterman 2013).

³⁰ Kneer (2010: 221) spricht von der neuen Sozialfigur des Hybriden, der in der Lage ist, „divergierende[...] kulturelle Elemente[...] und Codes“ und damit Ambivalenzen miteinander zu kombinieren.

Vor diesem Hintergrund kann von einem *Mobile subject* gesprochen werden: „the individual as a mobile actor, who needs to deploy strategies and tactics to struggle and to juggle with mobility constraints“ (Kesselring 2008: 94).

Vor diesem Hintergrund ist die Analyse der Größe der jeweiligen Entscheidungs- und Handlungsspielräume entscheidend (vgl. Kaufmann 2002: 43). Motilität und ihre Transformation zu tatsächlicher Mobilität hängen von den Kompromissen zwischen Ambitionen, Lebensprojekten und dem Lebensstil ab und sind mit unterschiedlichen Handlungslogiken verbunden. Die Übereinstimmung zwischen Motilität und Mobilität ist Ausdruck der Entscheidungsspielräume, die einem*iner Akteur*in offenstehen (vgl. Kaufmann 2002: 45).

„Mobilität als Option oder Ressource einerseits und realisierte Mobilität als (ökonomischer, sozialer oder politischer) Zwang andererseits unterscheiden sich [...] entlang einer Autonomie- und Machtachse.“ (Manderscheid 2012: 555)

Akteur*innen, die in ihren Entscheidungen frei sind, sind daher nicht zwangsläufig räumlich schnell und weit mobil. Neue Transport- und Kommunikationsmöglichkeiten befreien Akteur*innen auch nicht von sozialen Bindungen, sondern ermöglichen lediglich deren Aufrechterhaltung über Distanzen (vgl. Kaufmann 2002: 100; Kaufmann/Montulet 2008: 51). Kaufmann (2002: 100f.) vermutet daher, dass größere Handlungsspielräume statt zu mehr räumlicher Mobilität zu Lebensstilen führen würden, in denen sowohl Mobilität als auch Stabilität und Kontinuität stärker integriert werden können. Konnektivität, Reversibilität und Ubiquität sind daher Bestandteile eines Systems von Restriktionen und Erweiterungen der Entscheidungsspielräume. Allerdings werden die Unterschiede in den Entscheidungsspielräumen weiterhin durch Faktoren sozialer Ungleichheit bestimmt (vgl. Kaufmann 2002: 32, 43).

Eine berufsbedingt multilokale Lebensführung beinhaltet sowie andere Mobilitätsformen „Chancen und Zumutungen“ (Weiske et al. 2009: 74), die ähnlich wie die „positiven und negativen Gestaltungsspielräume“ bei der Subjektivierung und Entgrenzung der Arbeit vielfältige Ambivalenzen und Widersprüche beinhalten (Kratzer 2003: 203). Shuttles, die ihr multilokales Arrangement als einzige Möglichkeit betrachten, um überhaupt erwerbstätig zu sein, beurteilen ihr gesamtes Arrangement weniger positiv und haben zugleich größere Schwierigkeiten, geeignete Strategien im Umgang mit der mobilen Lebensform zu entwickeln (vgl. Lück/Ruppenthal 2010: 51). Die Ausgestaltung und der Umgang mit dem Mobilitätsarrangement scheinen also entscheidend von der Deutung räumlicher Mobilität und den zur Verfügung stehenden Entscheidungs- und Handlungsspielräumen abzuhängen.

3.5 Konsequenzen berufsbedingter räumlicher Mobilität für soziale Bindungen

Im folgenden Unterkapitel widme ich mich den Konsequenzen berufsbedingter räumlicher Mobilität für soziale Beziehungen und Bindungen. Dazu gehe ich zunächst auf die wissenschaftliche und gesellschaftliche Diskussion zu diesem Thema ein (siehe Kap. 3.5.1), um dann unterschiedliche „Leistungsbereiche“ (Pelizäus-Hoffmeister 2001: 53) sozialer Beziehungen vorzustellen und auf die Konsequenzen für die jeweiligen Arten von Beziehungen einzugehen (siehe Kap. 3.5.2).

3.5.1 Thesen zu den Konsequenzen berufsbedingter räumlicher Mobilität für soziale Bindungen

Berufsbedingte räumliche Mobilität ist mit Konsequenzen für soziale Beziehungen und Bindungen verbunden. Insbesondere aus soziologischer Perspektive wird von einer Erosion sozialer Bindungen ausgegangen. Bröckling (2007: 264) etwa legt nahe, dass das Leben im Rahmen der Projektzyklen eine Persönlichkeit erfordere und erzeuge, „die sich unabhängig macht von langfristigen Bindungen an andere“. Auch Sennett (2000: 38) vertritt eine negative Sicht auf die Veränderungen des flexiblen Kapitalismus und geht von der „Zerstörung des Charakters“ und einem Verlust langfristiger Bindungen in einer konstant instabilen Welt aus:

„Die Bedingungen der neuen Wirtschaftsordnung befördern [...] eine Erfahrung, die in der Zeit, von Ort zu Ort und von Tätigkeit zu Tätigkeit driftet.“ (Sennett 2000: 31)

Von Seiten der Arbeitgeber lässt sich nach Manderscheid (2013: 52) „ein mobilisierender desozialisierender Blick und Zugriff auf die (potentiell) erwerbsarbeitenden Subjekte feststellen, der dabei von sozialen und räumlichen Bindungen der Individuen weitgehend abstrahiert“. Ähnlich betrachtet Hannemann (2010: 19) multilokales Wohnen als vom „Beschäftigungssystem auferlegte Belastung [...], die von sozialen Netzwerken aufgefangen werden muss“. Damit werden nicht nur die Erwerbsarbeit, sondern auch soziale Beziehungen im Kontext der Veränderungen der Arbeitswelt prekär: Auf der einen Seite droht der Verlust des Arbeitsplatzes oder unsichere Beschäftigungsverhältnisse, auf der anderen Seite Trennung oder Scheidung (vgl. Jurczyk et al. 2009: 249f.). Konflikte zwischen den sich ständig wandelnden Werten der Arbeitswelt, die hauptsächlich auf Kurzfristigkeit angelegt sind, und den Werten der Familie, die auf Loyalität und Verlässlichkeit beruhen, sind daher vorprogrammiert (vgl. Sennett 2000: 31; Schneider/Limmer 2008: 136). Daher stellt sich die Frage, wie in einer auf Kurzfristigkeit und räumlicher Mobilität angelegten Gesellschaft dauerhafte soziale Beziehungen und Bindungen aufrechterhalten werden (können) (vgl. Kesselring 2008; Beck/Beck-Gernsheim 2011) und ob kurzfristige Formen der Vergesellschaftung an Bedeutung gewinnen da „auch sie Möglichkeiten

intensiver Auseinandersetzung bieten und durch Mobilitätsprozesse „nahegelegt“ werden“ (Pelizäus-Hoffmeister 2001: 53).

Auf der anderen Seite wird (zum Teil euphorisch) argumentiert, dass soziale Beziehungen und Bindungen durch die Weiterentwicklung und massive Verbreitung von Transport- und Kommunikationstechnologien auch über große Distanzen nicht nur aufrechterhalten, sondern auch intensiv gelebt werden können (vgl. beispielsweise Urry 2002; Larsen et al. 2006; Beck/Beck-Gernsheim 2011: 31):

„Thus as easy availability of cars, trains, planes and communication technologies seem to spread social networks beyond cities, regions and nations, so they reconnect them by helping to afford intermittent visits, meetings and frequent communication at-a-distance. People can travel, relocate and migrate and yet still be connected with friends and family members ‘back home’ and elsewhere. So increasingly people near emotionally may be geographically far away; yet they are only a journey, email or a phone call away.“ (Larsen et al. 2006: 262)

Kaufmann und Montulet (2008: 48) verweisen ebenfalls darauf, dass die beschriebene Substitution dauerhaft angelegter Mobilitätsformen durch reversible Mobilitätsformen zugleich mit einer Veränderung der Implikationen von räumlicher Mobilität auf soziale Beziehungen verbunden ist. Hybride Mobilitätsformen an Stelle von dauerhaften Umzügen tragen dazu bei, soziale Netzwerke und lokale Verankerungen aufrechterhalten zu können:

„Connectivity and reversibility illustrate two important points: people try to reduce the impact of their moves on their lives, their social networks, their anchoring, while at the same time attempting to achieve maximum moving potential – motility – in order to respond to the mobility injunction that characterises contemporary Western societies.“ (Kaufmann/Montulet 2008: 48)

Entsprechend dem von Kaufmann formulierten Prinzip *from contiguity to connexity* werden Beziehungen also nicht mehr nur durch unmittelbare räumliche Nähe, sondern auch durch technische Kommunikationsmittel aufrechterhalten (vgl. Kaufmann 2002: 22). In der Netzwerkgeografie sozialer Beziehungen kommt medienvermittelter Kommunikation eine zentrale Rolle zu (vgl. Ohnmacht et al. 2008: 157). Auch in Familien mit multilokal lebenden Familienmitgliedern spielt die virtuelle Kommunikation eine entscheidende Rolle bei der Herstellung koprä-senter Zeiten (vgl. Schier 2009, 2013).

Von einem „Death of Distance“ (Cairncross 2001) in Zeiten des Internets ist im Hinblick auf soziale Beziehungen aber bisher nicht auszugehen (vgl. Mok et al. 2010). Schlüsselfragen der gegenwärtigen Mobilitätsforschung sind daher, wie Individuen soziale Beziehungen und sozialen Austausch in „a global society of networks, scapes and flows“ organisieren (Kesselring 2008: 80). Das

³¹ Duchêne-Lacroix (2009: 87) spricht angesichts dessen gar von „Mobilitäts- und Kommunikationsprothesen“, deren Bedeutung für das tägliche Leben erst bei ihrem Ausfall (wie Streiks, Unwetter, leerem Akku, gestohlenem Handy) auffällt.

bedeutet, die Veränderungen der Mobilitätspraktiken jenseits klassischer Formen der Integration, sozialen Einbettung und Identität, die auf Lokalität, Anwesenheit und Face-to-Face-Interaktionen beruhen, zu untersuchen, da Konnektivität und virtuelle Mobilität zu integralen Bestandteilen des sozialen Lebens werden (vgl. Kesselring 2008: 80). Im Zuge dessen sind die Auswirkungen von räumlicher Mobilität auf Individuen, Familien, Gruppen, soziale Netzwerke und so weiter zu analysieren (vgl. Kesselring 2008: 94).

3.5.2 Auswirkungen auf unterschiedliche „Leistungsbereiche“ sozialer Beziehungen

Pelizäus-Hoffmeister (2001: 53ff) konzipiert soziale Beziehungen vor dem Hintergrund räumlicher Mobilitätsanforderungen als „Unterstützungsleistungen“ mit bestimmten „Leistungsspektren“. Zwei Bedarfslagen im Hinblick auf die Wünsche nach sozialen Leistungen können unterschieden werden: einerseits der Wunsch nach intensiven, emotional-expressiven Unterstützungsleistungen mit Merkmalen wie Intimität, Stabilität, Vertrauen und motivationaler Unterstützung und auf der anderen Seite der Wunsch nach sachlichen, aktivitätsorientierten Leistungen, wie Vermittlung von Informationen, Geselligkeit und konkreten Interaktionen, verbunden mit einem geringeren Bedarf nach intensiven, emotionalen Unterstützungsleistungen (vgl. Pelizäus-Hoffmeister 2001: 88). Ähnlich können Freundschaften sowohl eine zweckmäßige als auch eine emotionale Bedeutung für die Individuen haben (vgl. Kathiravelu/Bunnell 2018: 493):

„Friendships range across levels of intimacy, from that of close dyadic relationships that involve parallel life experiences and shared geographies, to those that evolve within a short time-space, around a particular activity or area.“ (Kathiravelu/Bunnell 2018: 494)

Unter bestimmten Bedingungen können soziale Beziehungen oder Freundschaften daher auch temporär und fluide sein sowie nur für eine begrenzte Zeit eingegangen werden. Dieser Aspekt beinhaltet die Fähigkeit, temporäre soziale Beziehungen einzugehen, und diese, wenn nötig, auch wieder zu lösen („emotional boundary work“, Goldmacher 2008: 126). Den Anforderungen von Freund*innen und Bekannten an eine kontinuierliche Beziehung mit einigermaßen regelmäßig stattfindenden Treffen kann von beruflich sehr Mobilen nur selten entsprochen werden (vgl. Vonderau 2003: 65f.).

Der „Social glue“, der Menschen zusammenhält, unterscheidet sich daher deutlich von dem aus der Vergangenheit (Bunnell et al. 2012: 491), denn Freundschaften sind zu einem zentralen Aspekt des sozialen Lebens von Individuen geworden (vgl. Bowlby 2011: 605) und stellen zunehmend eine Form der Intimität dar, die in einer urbanisierten, mobilen und vernetzten Welt an Bedeutung gewinnt (vgl. Bunnell et al. 2012: 491). Thrift (2005: 146) beschreibt Freundschaft ebenfalls als eine Form sozialer Beziehungen, die im Gegensatz zu Partnerschaften ein

„light-touch‘ model of intimacy and compassion“ bietet, das realistisch und erreichbar erscheint. Freundschaften stellen im Gegensatz zu Familien oder Partnerschaften keine bindenden Beziehungen, sondern die schwächste und am wenigsten institutionalisierte Form sozialer Bindungen dar (vgl. Bunnell et al. 2012: 493). Veränderungen in Mustern und Praktiken von Freundschaft sind daher sowohl Indikator als auch Antwort auf gravierende gesellschaftliche Veränderungen (vgl. Bowlby 2011: 605). Freundschaft ist demnach zwar kein Grundbedürfnis, hilft aber dem essentiellen Bedürfnis nach sozialem Kontakt nachzukommen. Dennoch bleiben die Familie und die Partnerschaft die einzigen sozialen Bindungen, die nicht der Mobilität geopfert werden (vgl. Colic-Peisker 2010: 476).

Räumliche Mobilität einschließlich der multilokalen Lebensführung ist mit einer Umstrukturierung der alltäglichen Praktiken und Aktivitäten sowie ihrer Organisation verbunden (vgl. Bonnet et al. 2008: 159; Schier et al. 2015b). Zudem kommt es zu einer Restrukturierung sozialer Beziehungen nach einem Wohnstandortwechsel (vgl. Nisic/Petermann 2013: 168): Bestehende soziale Beziehungen verändern sich; sie müssen nun auf Distanz weitergeführt oder abgebrochen werden und am neuen Wohnort müssen neue soziale Beziehungen aufgebaut oder bestehende reaktiviert werden. Soziale Beziehungen auf Distanz sind mit bestimmten Restriktionen verbunden und sie erfordern einen erhöhten Koordinationsaufwand (vgl. Jurczyk et al. 2009: 180). Dennoch sind bei Personen mit einem höheren Bildungsabschluss zunehmend Neigungen zu erkennen, Freundschaftskontakte auch über große Distanzen aufrechtzuerhalten und diese intensiv zu pflegen, insbesondere an vorhergehenden Lebens- und Arbeitsstandorten (vgl. Urry 2002; Cronin 2015; Dirksmeier 2017: 45). Allerdings stellt die Entfernung einen wesentlichen Kostenfaktor bei möglichen Unterstützungsleistungen dar und schnelles Reagieren ist über große räumliche Distanzen oft nur eingeschränkt möglich (vgl. Pelizäus-Hoffmeister 2001: 55). Diese Restriktionen können nur vor dem Hintergrund der gewünschten Leistungsspektren – der Erwartungen an soziale Beziehungen – bewertet werden (vgl. Pelizäus-Hoffmeister 2001: 55). Hannemann (2010: 15) vermutet, dass die multilokale Lebensführung „nur von Haushalten mit geringen sozialen Bindungen und individualistischen Orientierungen als positive Erweiterung von Lebenschancen und Horizonten wahrgenommen“ werden kann.

Im Hinblick auf die sachlichen, aktivitätsorientierten Leistungen (einschließlich berufsorientierter Kontakte) lässt sich aber sogar eine Ausweitung des sozialen Netzwerks ausmachen. Nach Ohnmacht, Frei und Axhausen (2008: 157) vergrößern sich soziale Netzwerke durch räumliche Mobilität, denn eine längere Ausbildung ist mit dem Besuch räumlich disperser Bildungseinrichtungen und Arbeitsplätze verbunden, die zu einer räumlichen Ausdehnung der sozialen Kontakte führt. Mobile verfügen an sehr verschiedenen und weit voneinander entfernten Standorten über Beziehungen, die sich netzartig über ihre persönlichen Landkar-

ten erstrecken, nur wenige dieser Beziehungen sind ortsgenau begrenzt oder lediglich auf eine Lokalität bezogen (vgl. Vonderau 2003: 61). Die prozessuale Natur von Freundschaften führt so zu komplexen Netzwerkgeografien aus Freundschaftsbeziehungen während des Lebenslaufs (vgl. Bunnell et al. 2012: 495). Die Raumbezüge von Arbeit, Freundschaften, Freizeit und anderen relevanten Lebensbereichen werden in einer globalisierten Welt daher immer komplexer (vgl. Pries 2010: 16).

Der Arbeitsplatz spielt eine wichtige Rolle bei der lokalen Inkorporation am neuen Standort und fungiert als „contact point“ (Plöger/Becker 2015: 1526; vgl. van der Klis/Karsten 2009: 242; van Riemsdijk 2014: 974).³² Das Wissen über die zeitliche Begrenztheit des Aufenthalts wirkt sich auch auf die sozialen Beziehungen am Ort des temporären Aufenthalts aus (vgl. Goldmacher 2008: 123): So werden selten Beziehungen zu dauerhaft Ansässigen geknüpft (vgl. Plöger/Becker 2015: 1526f.; Ryan 2015: 1678).³³ Berufsbedingt multilokal Lebende investieren kaum oder gar nicht in soziale Aktivitäten am Arbeitsort, um weiterhin die Bedeutung des Wohnortes als Ort des sozialen Lebens zu erhalten und zudem scheint es aufgrund der angenommenen beschränkten Dauer den Aufwand nicht wert (vgl. van der Klis/Karsten 2009: 241).³⁴ Bei wiederholter Mobilität oder kürzeren Aufenthalten kann es vorkommen, dass nicht ausreichend Zeit bleibt, die Freundschaften so zu festigen, dass sie auch die Trennung (bzw. die darauf folgende Distanz) überstehen (vgl. Ryan 2015: 1672). Auch Kesselring (2012: 93) geht davon aus, dass hochmobile Subjekte Netzwerke ausbilden, „deren Mobilitäten keineswegs unge richtet im Sinne von chaotisch, ziellos oder anomisch sind, sondern einer konnektiven Logik der Einbindung in sinnhafte Zusammenhänge und in sozial gekoppelte Bindungen und Interaktionen folgen“. Diese Netzwerke beruhen eher auf sachlichen, aktivitätsorientierten Leistungen

³² Zum Teil werden diese Verbindungen gezielt von Intermediären wie Human Resource-Abteilungen, Migrantenorganisationen oder der Politik hergestellt, zum anderen Teil aber auch von den Mobilten und hilfsbereiten Kolleg*innen selbst (vgl. van Riemsdijk 2014: 972).

³³ Goldmacher (2008) beschreibt, wie sich ihr Wissen über die zeitliche Begrenzung ihres Aufenthalts auf die sozialen Beziehungen am Ort des temporären Aufenthalts auswirkte:

„I wondered how close I could or should get to my new roommates. Would they be interested in developing a friendship with me, knowing at some point in the near future I would no longer be there? I did not think the terms of friendship could be negotiated ahead of time, so I decided to do my best to make friends but let them know ahead of time the duration of my stay. When introducing myself to new people, I always framed my introduction with the information that I was in San Francisco for a summer internship. By providing this boundary information, I felt that I made public the temporariness of my situation, allowing others to determine whether they wanted to engage in a provisional relationship.“ (Goldmacher 2008: 123)

³⁴ Multilokal lebende Personen sind zwar auch am Arbeitsort über Freund*innen, Nachbar*innen und Kolleg*innen sozial integriert, bei weitem aber nicht so stark wie am Nicht-Arbeitsort (vgl. Petzold 2011: 162). Generell wird an beiden Orten ein „sehr investitionsintensives Engagement“ vermieden, daher kann eine relative zeitliche und organisatorische Ressourcenknappheit bei Multilokalen vermutet werden (vgl. Petzold 2011: 162f.). Die Möglichkeiten regelmäßig an Treffen von Vereinen und Sportaktivitäten teilzunehmen sind bei beruflich Mobilten stark eingeschränkt. Die Eingliederung in eine Interessengruppe an einem der Standorte erfordert aufwendige, individuelle Strategien (wie Umstellung des Dienstplans) (vgl. Vonderau 2003: 66).

und auch eher kurzfristig angelegten sozialen Kontakten. Berufsmobile sind oft in über den Raum gestreckte und aus den lokalen Bezügen zum großen Teil entbettete Netzwerke persönlicher Beziehungen eingebunden, die zwar genau an ihre Interessen und ihren Geschmack angepasst sind, aber die für das private Zusammensein wichtige physische Nähe nur zum Teil ersetzen können (vgl. Vonderau 2003: 67). Zum Erhalt dieses sozialen Netzwerks sind größere Anstrengungen erforderlich, je räumlich disperser das Netzwerk ist (vgl. Ohnmacht et al. 2008: 158f.). Wiederum sind, je länger die Kontakte schon bestehen, umso weniger Aufrechterhaltungsaktivitäten wie gesellige Interaktionen erforderlich; diese Kontakte bleiben auch bei längerer Funkstille bestehen (vgl. Grabher/Ibert 2006: 159).

Auch für die intensiven, emotional-expressiven Unterstützungsleistungen in Familien und Partnerschaften bedeutet räumliche Mobilität, dass der Aufwand für die Aufrechterhaltung der Beziehungen und die Koordination gemeinsamer Zeit steigt. Damit sind verschiedene emotionale und organisatorische Anforderungen verbunden (vgl. Schier 2013: 42ff), die eine aktive Gestaltung des mehrrötigen Familienalltags erfordern (vgl. Schneider/Limmer 2008: 138; Jurczyk et al. 2009: 180):

„In den Partnerschaften und familiären Beziehungen geht es um die ständige Suche nach gemeinsamer Zeit, aber auch nach einem gemeinsamen Ort, an dem die Beziehung immer wieder – zumindest kurzfristig – so lokalisiert werden kann, dass das Bedürfnis nach Nähe befriedigt wird und die Vorstellungen beider Partner von einem zufrieden stellenden Zusammensein realisiert werden können.“ (Vonderau 2003: 69)

Dies wird als „Doing Family“ (Schier/Jurczyk 2007: 10) oder auch als „Doing Multi-local Family“ (Schier 2013: 40) bezeichnet. Innerhalb der familiären und Paarbeziehungen kann es zu Situationen der Einsamkeit kommen, wenn das Bedürfnis nach direkter Nähe im Alltag vernachlässigt wird (vgl. Vonderau 2003: 67). Regelmäßige Familientelefonkonferenzen, Nachreisen an den Arbeitsort eines Familienmitglieds oder mobiles Familienwohnen sind Beispiele für neue Praktiken im Umgang mit der Abnahme kopräsenter Zeiten aufgrund beruflicher Mobilitätsanforderungen (vgl. Jurczyk et al. 2009: 180). Eine Schwierigkeit des Zusammenseins und Zusammenbleibens besteht auch darin, dass die mobile Lebensweise des*der Partner*in in sehr hohem Maße das Leben des anderen beeinflusst, auch wenn diese*r selbst keinen mobilen Beruf ausübt (vgl. Vonderau 2003: 68).³⁵

³⁵ Interessanterweise sind es, auch wenn beide Elternteile entgrenzt erwerbstätig sind, „in den meisten Fällen Frauen, die aufgrund der immer noch hochwirksamen traditionellen geschlechtsbezogenen Arbeitsteilung den stabileren Part in der familialen Lebensführung übernehmen“ (Jurczyk et al. 2009: 222). Einige der mobilen Berufe sind „besonders familienunfreundlich, weil die Mobilität des einen Partners die beruflichen und sozialen Möglichkeiten des anderen hemmt und ihn sogar an einen Ort, an eine >konservative< Lebensweise bindet“ (Vonderau 2003: 68).

Pelizäus-Hoffmeister (2001) betrachtet die Gestaltung sozialer Beziehungen unter Mobilitätsbedingungen und arbeitet anhand der Relevanzsetzungen bei der Abwägung von beruflichen und sozialen Bedürfnissen und Erfordernissen drei unterschiedliche Umgangsweisen heraus:

- Koordinierung der Anforderungen des sozialen Netzwerks mit den beruflichen Erfordernissen: Dabei bildet die zeitliche Strukturierung des Alltags einen Rahmen aus beruflichen Erfordernissen, eigenen Interessen und Wünschen der Familie und des Freundeskreises, der zugleich aber Möglichkeiten flexiblen Handelns offenhält. Der Beruf mit seinen Mobilitätsanforderungen wird eher an die sozialen Interessen und Notwendigkeiten angepasst, sodass es – auch in Abhängigkeit zur Stellung im Lebenszyklus – zu einer Einschränkung von Mobilität kommen kann (siehe Kap. 3.3.4). Soziale Beziehungen werden während mobilitätsbedingter Abwesenheiten durch medienvermittelte Kommunikations- und Interaktionsformen aufrechterhalten. (vgl. Pelizäus-Hoffmeister 2001: 98ff)
- Fokussierung auf berufliche Interessen und Autonomiestreben: Dazu gehören die Ablehnung einer Familiengründung und der Verzicht auf eine langfristige, stabile Partnerschaft, da beides nicht mit den Anforderungen des Berufs und dem beruflichen Autonomiestreben vereinbar erscheint. Die sozialen Beziehungen werden bei diesem Typus stärker substituiert, funktional ausgerichtet, spezialisiert und modifiziert (vgl. Pelizäus-Hoffmeister 2001: 111ff).
- Ausgleich beruflicher und privater Interessenbereiche: Bei der Abstimmung beruflicher und privater Interessen werden die beruflichen Interessen mit den Anforderungen der wichtigsten Bezugspersonen vereinbart. Ist der Ausgleich beider Lebensbereiche nicht möglich, werden eher die „Leistungen“ gegenüber dem sozialen Netzwerk eingeschränkt. Damit verbunden ist auch der Aufbau zeitlich befristeter und uniplexer Beziehungen (Pelizäus-Hoffmeister 2001: 126ff).

Mobile sind demnach bei der Gestaltung ihrer sozialen Beziehungen „hin- und hergerissen“, weil sie nicht nur zwischen globalen und lokalen Räumen und verschiedenen Standorten, sondern auch zwischen entbetteten und ortsgebundenen Formen des Zusammenseins wechseln müssen (Vonderau 2003: 69). Bei den vorgenommenen Einschränkungen und Substitutionen sozialer Beziehungen wird immer in den Bereichen Stabilität erhalten, die für die Betroffenen am wichtigsten sind (vgl. Pelizäus-Hoffmeister 2001: 142; siehe dazu auch die Ausführungen zu Sander 2012 in Kap. 2.2.2).

3.6 Kapitalien und soziale Ungleichheit

Im folgenden Unterkapitel sollen die Kapitalien nach Bourdieu und die soziale Ungleichheit in ihrer Verbindung mit räumlicher Mobilität diskutiert werden. Dazu wird zunächst die Frage gestellt, ob räumliche Mobilität und Motilität als Kapitalien nach Bourdieu zu betrachten sind

(siehe Kap. 3.6.1). Im zweiten Kapitelteil wird die Diskussion um die multilokale Lebensführung und darin enthaltene Aspekte sozialer Ungleichheit aufgearbeitet (siehe Kap. 3.6.2).

3.6.1 Räumliche Mobilität und Motilität als Kapital?

Zahlreiche Autor*innen haben sich bereits mit den Implikationen veränderter Mobilitätsanforderungen und Mobilitätsformen für die von Bourdieu eingeführten Kapitalien auseinandergesetzt. Ein kurzer Überblick dazu wird an dieser Stelle gegeben. Die Hauptargumentation ist, dass Subjekte versuchen, ihr Mobilitätspotenzial soweit wie möglich zu steigern, um unvorhersehbare Veränderungen ihres sozioökonomischen Status und damit eine drohende Exklusion zu vermeiden (vgl. Kaufmann/Montulet 2008: 52). Vor diesem Hintergrund kann Motilität als Kapital im Sinne von Bourdieu angesehen werden und wird von Kaufmann (2002: 2) sogar als zentrales Kapital der Spätmoderne oder „central value of our culture“ bezeichnet. Götz, Lemberger, Lehnert und Schondelmayer (2010: 9) betrachten räumliche Mobilität bzw. die Darstellung von Motilität aufgrund deren gesellschaftlichen Bedeutung als symbolisches Kapital.

Kaufmann (2002) geht in seinem Motilitäts-Ansatz von sozialen Ungleichheiten bei der gesellschaftlichen Herstellung von Mobilität aus, die auf der ungleichen Verteilung unterschiedlicher kultureller, sozialer und ökonomischer Kapitalien beruhen. Damit sind sowohl die unterschiedliche Aneignung räumlicher Strukturen und Technologien zur Raumüberwindung als auch unterschiedliche Kompetenzen, um gesellschaftliche und betriebliche Mobilitätsanforderungen zu bewältigen, verbunden. Petzold (2015) stellt Überlegungen zum Zusammenhang von sozialer Ungleichheit und räumlicher Mobilität an: Die soziale und die körperliche Position einer Person im Raum sind miteinander verschränkt und von der Distanz zu subjektiv benötigten Ressourcen abhängig. Wiederum hängt aber auch die geografische Position einer Person von ihrer Position in anderen geografischen Räumen ab (beispielsweise aufgrund der Staatsangehörigkeit). Mobilität ist somit entscheidend für die Teilhabe an Wohlstand und Einfluss, denn Mobilität gewährleistet Zugang zu Ressourcen, insbesondere soziales Kapital in Netzwerken werde über Mobilität generiert (vgl. Petzold 2015: 244f.). Daher stehen Mobilität und soziale Ungleichheit in engem Wechselverhältnis: Mobilität bringt Ungleichheit hervor und Ungleichheit bedingt ungleiche Mobilitätsmuster (vgl. Petzold 2015: 245).

Durch die Multilokalitätsforschung werden Kapitalien oder Kompetenzen beschrieben, die eine multilokale Lebensführung begünstigen oder erst ermöglichen. Bedingungen und Konsequenzen einer multilokalen Lebensführung sind die einigermaßen regelmäßige Anwesenheit der multilokalen Person an beiden Standorten sowie die zusätzlichen materiellen und sozialen Kosten beispielsweise für das Aufrechterhalten sozialer Kontakte, Unterkunft, Transport etc. (vgl. Weichhart 2009: 9). Die Option der Strategie einer multilokalen Lebensführung ist daher

durch die Verfügbarkeit von Zugangsressourcen beschränkt (vgl. Weichhart 2009: 2). Schad, Hilti, Hugentobler und Duchêne-Lacroix (2015: 182) gehen in Anlehnung an Bourdieu (1983) und Löw (2001) davon aus, dass Ressourcen und Kompetenzen in der Bevölkerung ungleich verteilt sind und sich aufgrund dessen Unterschiede in der Art, Form, Dauerhaftigkeit und Räumlichkeit von multilokalen Arrangements zeigen.

Um das komplexe Zusammenspiel von Mobilität und Verankerung an mehreren Standorten im Rahmen einer multilokalen Lebensführung zu verstehen, schlagen Duchêne-Lacroix und Schad (2013: 61) das Konzept des Raumbezogenen Handlungsvermögens vor. Für die multilokal Lebenden liegt die Herausforderung im alltäglichen Umgang mit den Eigenschaften und Ambivalenzen mehrerer unterschiedlicher Standorte (vgl. Duchêne-Lacroix/Schad 2013: 62). Darüber hinaus verstehen sie unter Verweis auf Urry (2008) und die etymologische Bedeutung des Wortes *travel* mobil zu sein selbst als eine Art von Arbeit (Fahrkarte kaufen, laufen, warten, fahren usw.). Die Bewältigung der mit räumlicher Mobilität bzw. einer multilokalen Lebensführung verbundenen Ambivalenzen erfordere daher Raumbezogenes Handlungsvermögen (vgl. Duchêne-Lacroix/Schad 2013: 62). Einerseits wird das Raumbezogene Handlungsvermögen täglich genutzt (Mobilität) und andererseits beinhaltet es Potenziale (Motilität), beispielsweise die Resilienz gegenüber unerwarteten Veränderungen der Lebensumstände (vgl. Duchêne-Lacroix/Schad 2013: 62). Ein Mangel an Raumbezogenem Handlungsvermögen gehe daher mit geringen Freiheitsgraden in Bezug auf Mobilität und Verankerung einher und erhöhe die Verwundbarkeit des jeweiligen Lebensarrangements. Rolshoven (2004: 218) führt in Anlehnung an den Begriff des kulturellen Kapitals den Begriff der Kulturellen Mobilität ein, den sie als Mobilität zwischen unterschiedlichen Handlungsmustern an verschiedenen Standorten bezeichnet. Dies schließt die Fähigkeit ein, die verschiedenen Standorte des Lebensalltags der multilokalen Lebensführung miteinander zu verknüpfen und in ihnen kompetent zu agieren (vgl. Rolshoven 2004: 218; Duchêne-Lacroix/Schad 2013: 72).

Eine große Rolle bei Mobilitätskompetenzen und Mobilitätskapital spielen zurückliegende Mobilitätserfahrungen. Subjekte mit vielfältigen Mobilitätserfahrungen erleben ihre aktuellen Mobilitätspraktiken öfter als Chance und Ergebnis freier Entscheidung:

„They have become “experts” of mobility through this history of mobilities as, with clear goals, an instrumental orientation of mobility, strategies, and resources.” (Viry et al. 2010: 169)

Damit führen zurückliegende, gelungene Mobilitätserfahrungen dazu, dass Mobilität weniger als Einschränkung oder Belastung und eher als Optionenerweiterung gedeutet wird, da die Personen in ihrer Biografie zusätzliches Mobilitätskapital und Motilität aufgrund ihrer zurückliegenden Mobilitätserfahrungen und der herausgebildeten Mobilitätspraktiken erworben haben (vgl. Viry et al. 2010: 169). Ähnlich stellen sich Beschäftigte, die bereits mehrere Stellenwechsel

im Erwerbsverlauf erlebt haben, bewusster auf die Anforderungen möglicher weiterer Stellenwechsel ein und erkennen darin eine Chance zur persönlichen Weiterentwicklung (vgl. Pongratz/Voß 2003: 175). Auch Führungsnachwuchskräfte sind darauf eingestellt, dass eine Führungskarriere hohe Mobilitätsbereitschaft erfordert und erwägen deshalb vorab berufliche und räumliche Mobilitätsoptionen und kalkulieren diese in ihre Karriereplanung ein (vgl. Pongratz/Voß 2003: 175f.). Dieser ‚Vorteil‘ von Individuen mit Mobilitätserfahrung(en) kann zu zunehmenden Ungleichheiten zwischen Mobilen und Nicht-Mobilen führen (vgl. Viry et al. 2010: 170).

3.6.2 Multilokale Lebensführung und soziale Ungleichheit

Um im Hinblick auf die Fragestellung der Prekarität an das vorangegangene Kapitel 2 anzuknüpfen, stellt sich auch die Frage nach einem möglichen Zusammenhang zwischen hybriden Mobilitätsformen und sozialer Ungleichheit. Auslöser von räumlicher Mobilität werden häufig aus der Perspektive der Rational Choice-Theorie modelliert. Räumliche Mobilität wird dabei als Weg der Nutzenmaximierung zur Befriedigung anderer Bedürfnisse verstanden, also als Ergebnis einer Abwägung unterschiedlicher Bedürfnisse (vgl. Weichhart 2009; Petzold 2010; Manderscheid 2013: 54; Weiske et al. 2015). Die Hauptauslöser sind aus dieser Perspektive Arbeitsmarktanreize, dabei werden jedoch soziale Ungleichheiten außer Acht gelassen, beispielsweise der unterschiedliche Zugang zu räumlicher Mobilität (vgl. Manderscheid 2013: 54). Bisher liegen meines Wissens lediglich drei Überlegungen zum Zusammenhang von sozialer Ungleichheit und hybriden Mobilitätsformen (hier im Speziellen die multilokale Lebensführung) vor (vgl. Koch 2008; Hilti 2009; Petzold 2015).

Koch (2008) erweitert den Armutsbegriff um soziale Inklusion bzw. Exklusion und der einem Subjekt zur Verfügung stehenden Handlungs- und Entscheidungsspielräume. Durch die Sekundäranalyse von Schneider, Limmer und Ruckdeschels (2002) „Mobil und flexibel?“ kommt er zu dem Schluss, dass berufsbedingte Mobilität ein „Exklusionsgenerator“ ist (Koch 2008: 225). Auch Duchêne-Lacroix (2009: 89) benennt das Risiko der „doppelten Desintegration“ an beiden Standorten. Petzold (2015: 250) kritisiert die Annahmen von Koch aber dahingehend, dass zum einen Armut oder soziale Ungleichheit mehr Dimensionen als die soziale Inklusion und „individuelle Entscheidungskompetenz“ umfasst und zum anderen, dass eine multilokale Lebensführung neben Exklusion auch Inklusion (beispielsweise in den Arbeitsmarkt) beinhaltet. Diese Annahme widerspricht zudem der Annahme von Mobilität als in der Spätmoderne entscheidendem Inklusionsmoment. Dies legt zur Analyse sozialer Ungleichheiten innerhalb temporärer Arbeitsaufenthalte die Analyse der Entscheidungsspielräume der Akteur*innen sowie der in

ihren Erwerbs- und Mobilitätsarrangements enthaltenen Inklusions- und Exklusionsmomente nahe (vgl. Manderscheid 2012; siehe Kap. 3.4).

Auch Hilti (2009: 155) arbeitet Schnittstellen multilokaler Lebensführung und sozialer Ungleichheit heraus: Unter sozialer Ungleichheit versteht sie in Anlehnung an Kreckel (1983) die ungleiche Verteilung von Gütern und Positionen, Macht und Interaktion. Da selbst zunächst ähnlich erscheinende Multilokalitätsarrangements völlig unterschiedlich bewertet werden und keine generelle Antwort auf die Frage nach residenzieller Multilokalität und sozialer Ungleichheit gegeben werden kann, stellt Hilti (2009: 157f.) die These auf, dass residenzielle Multilokalität neue Dimensionen sozialer Ungleichheit beinhaltet, die quer zu traditionellen Faktoren sozialer Ungleichheit liegen.

Petzold (2015: 246) argumentiert unter Rückgriff auf Theorien sozialer Ungleichheit sowie Raum- und Mobilitätstheorien, dass im Hinblick auf residenzielle Multilokalität soziale Ungleichheiten an unterschiedlichen Standorten unterschiedliche subjektive Bedeutungen haben. So lässt sich auch die Tatsache erklären, dass räumliche Mobilität nicht zwangsläufig mit einem sozialen Aufstieg einhergeht und dennoch vollzogen wird. Ob räumliche Mobilität mit einem sozialen Auf- oder Abstieg einhergeht, hängt vom sozialen Status und Bildungsgrad ab (vgl. Petzold 2015: 247). Bei der Untersuchung mobilitätsbezogener Ungleichheitsprozesse müssen daher die Statusdynamiken an beiden Standorten berücksichtigt werden (vgl. Petzold 2015: 247f.). So bedingt der jeweilige soziale Status nicht nur unterschiedliche Mobilitätsaktivitäten, sondern zugleich neue Ungleichheiten an den jeweiligen Standorten (vgl. Petzold 2015: 248). Mobilität und insbesondere der Zugang zu ihr sind als Auslöser und Folge mit sozialen Ungleichheiten verflochten (vgl. Petzold 2015: 248). Die internationale Mobilität und der Stellsuchradius von Studierenden und Hochschulabsolvent*innen hängen entscheidend von ihrer sozialen Herkunft ab (vgl. Kratz 2012) und wirken sich ebenso entscheidend auf den weiteren Berufsverlauf aus.

Da Mobilität und soziale Ungleichheit in einem dynamischen, prozesshaften Verhältnis zu einander stehen, sind „Multilokalisierungen und multilokale Arrangements [...] einerseits Folgen der Ungleichheiten von Orten bzw. Regionen *und* Akteuren, andererseits bringen sie selbst wieder ungleiche Orte und Akteure hervor“ (Petzold 2015: 252, Hervorhebung im Original). Die multilokale Lebensführung und soziale bzw. räumliche Disparitäten stehen daher in „verschiedensten kausalen Wechselverhältnissen“ (Petzold 2015: 252). Die Entscheidung zur multilokalen Lebensführung resultiert in dieser Argumentation entweder aus Ungleichheiten der Akteur*innen oder Ungleichheiten der Standorte (vgl. Hilti 2009; Petzold 2015: 254). Darüber hinaus müssen die Akteur*innen einerseits über die Fähigkeit verfügen, mögliche Zugänge zu

einer multilokalen Lebensführung auch zu erkennen („Motility“, siehe Kap. 3.1.2) und zum anderen die Fähigkeit, eine solche Lebensführung auch praktisch umzusetzen (vgl. Petzold 2015: 254). Dem stehen auf der Seite der Standorte entsprechende Gelegenheitsstrukturen („Standortofferten“, Weichhart 2009; „Opportunitäten“, Petzold 2015: 254) gegenüber. Petzold (2015: 254) stellt die These auf, dass „der Anreiz zur Multilokalisierung umso größer [sic] ist, je größer die objektiven und wahrgenommenen Unterschiede zwischen dem Ausgangsort und dem potenziellen zusätzlichen Wohnort hinsichtlich der Einkommensmöglichkeiten sowie des Arbeitsplatz- und Wohnungsangebotes sind“.

Eine weitere Ungleichheitskomponente liegt in der Organisation und Bewältigung der multilokalen Lebensführung, die häufig mit einer ungleichen geschlechtlichen Arbeitsteilung innerhalb des Haushalts einhergeht (vgl. Bonnet et al. 2008: 151; Petzold 2015: 255; Reuschke 2010; Schneider/Limmer 2008: 134f.).⁵⁶ Bei der Analyse hochqualifizierter mobil oder multilokal Lebender haben sich die Ungleichheitsaspekte der Lebenschancen, Lebensstile, des sozialen Status und der Motilität als bedeutsam gezeigt (vgl. Petzold 2015: 258; Meier 2006). Petzold (2015: 258) vermutet als Auslöser für die Multilokalisierung hochqualifizierter Akteur*innen räumlich disparat verteilte Aufstiegsmöglichkeiten und „dass die Mobilisierung selbst Teil des individuellen Lebensstils ist, der mit der Fähigkeit zu Flexibilität auch eine Abgrenzung gegenüber Sesshaften symbolisieren kann“. Räumliche Mobilität wird distinktiv dargestellt als persönliches Bedürfnis der Neugier und „open-mindedness“ und verdeckt damit den Zusammenhang mit sozialer Ungleichheit (Brodersen 2014: 103ff).

Zudem ist die Motilität und räumliche Mobilität von den finanziellen Ressourcen der Akteur*innen abhängig. So fallen beispielsweise Kosten für die Wohnung am Arbeitsstandort, die Aufrechterhaltung sozialer Beziehungen (Transport-, Kommunikations- und Zeitkosten) sowie die Mobilität zwischen den Standorten an. Insbesondere in den *first* und auch in den *second tier global cities* steigen die Mieten stetig an (vgl. Beswick et al. 2016; Wetzstein 2017). Darüber hinaus sind die Dienstleistungen und Ausstattungen der Nicht-Orte oder „generic places“ zum Teil nur für die hochmobilen Eliten finanzierbar (Duyvendak 2011: 33). Distinktiv wirken des Weiteren der symbolische Wert und die Heterogenität der Nachbarschaft und der ästhetische Wert der Wohnung (vgl. Savage et al. 2005; Frank 2011: 295; Arp Fallov et al. 2013: 481).

⁵⁶ So findet in multilokalen Haushalten häufig eine Retraditionalisierung der Geschlechterverhältnisse statt: Die Partnerinnen der mobilen Männer – und es sind insbesondere in Haushalten mit abhängigen Kind(ern) überwiegend die männlichen Partner, die mobil sind – übernehmen einen größeren Teil der Haushaltsorganisation, der Kindererziehung und -betreuung und der Organisation sozialer Kontakte für die abwesenden Männer. Mobile Frauen können demgegenüber kaum auf die Unterstützung ihrer Partner zählen (vgl. Bonnet et al. 2008: 151; Schneider/Limmer 2008: 135). Zum anderen verschiebt räumliche Mobilität von Frauen nicht nur die Familiengründung, wie es auch bei Männern der Fall ist, sondern führt häufig zur völligen Aufgabe des Kinderwunschs. Mobile Männer werden dagegen ebenso oft Väter wie sesshafte Männer (vgl. Schneider/Limmer 2008: 134).

Wanderungen beinhalten also Veränderungen des sozialen Status, die sich auf den Herkunfts-, den Ziel- oder den Kontext der mobilen Gruppe selbst beziehen lassen (vgl. Verwiebe 2008: 185). Verwiebe (2008: 186ff) untersucht Veränderungen des sozialen Status, die im Zuge von Wanderungen eintreten. Auf der Grundlage einer qualitativen Untersuchung kommt er zu dem Schluss, dass innereuropäische Migrant*innen weder ausschließlich einer mobilen Elite noch den sozialen „Unterschichten“ zuzuordnen sind (Verwiebe 2008: 191f.). Vielmehr erscheinen Wanderungen als heterogenes Phänomen, das in allen Gesellschaftsschichten auftritt. Sozialstrukturelle Charakteristika wie Geschlecht und Alter bestimmen neben kulturellem und sozialem Kapital (Bildungsabschluss, beruflicher Status, internationale Netzwerke) die Statusveränderungen im Zuge der Wanderung entscheidend mit (vgl. Verwiebe 2008: 192ff). Allerdings sind die Wanderungen der „Elite“ und der „oberen Mittelschichten“ eher beruflich begründet („Karrierefaktor“), während in der „Mittelschicht“, der „unteren Mittelschicht“ und der „Unterschicht“ die Migration eher soziale oder kulturelle Gründe hatte (Verwiebe 2008: 192ff). In den beiden oberen Typen folgen die Berufsverläufe einem einheitlichen (Karriere-)Muster, während bei den Typen mit geringerem sozialen Status die Berufsbiografien nach der Wanderung heterogener sind: Sie sind von befristeten Jobs unterhalb der jeweiligen Berufsqualifikation sowie Phasen der Arbeitslosigkeit gekennzeichnet (vgl. Verwiebe 2008: 192ff). Die Chancen und Risiken der Übergangsphasen sind bei den untersuchten Wanderungen also ungleich verteilt (vgl. Verwiebe 2008: 195).

Neben dem sozialen Status stellt das Alter eine wichtige Differenzierungskategorie hinsichtlich sozialer Ungleichheit bei räumlicher Mobilität dar. So ist berufsbedingte Mobilität insbesondere in einer früheren Karrierephase von Bedeutung (siehe Kap. 2.1.5), später jedoch entstehen nicht unbedingt Vorteile durch weitere räumliche Mobilität (vgl. Ryan/Mulholland 2014: 585).

Da die Erwerbsmöglichkeiten unter anderem von den Mobilitätsmöglichkeiten und der Mobilitätsbereitschaft abhängen, können eingeschränkte Mobilitätsoptionen Prekarisierungsrisiken beinhalten (vgl. Manderscheid 2013: 70). Im Zuge der in Kapitel 2 beschriebenen Flexibilisierung und Subjektivierung der Erwerbsarbeit gewinnen soziale Ungleichheiten ohnehin wieder stärker an Bedeutung für den Erwerbsverlauf und sind damit ein weiterer entscheidender Prekarisierungsfaktor.

3.7 Betrachtung des Gegenpols von Mobilität: Stabilität und Verankerung

Als Folge flexibilisierter Arbeitsmärkte und -organisation sowie höherer Mobilitäts- und Flexibilitätsanforderungen wird eine Abnahme raumbezogener Identitäten und ein Bedeutungsverlust enger Bindungen zu Orten vermutet (vgl. u. a. Sennett 2000; Boltanski/Chiapello 2003; Bröckling 2007; Koch 2008; Duyvendak 2011: 9; Richter 2013: 20). Daher werden eine Marginalisierung des Räumlichen (vgl. Kaufmann 2002: 12) und der Übergang von einer sesshaften in eine „nomadische bzw. neonomadische Ära“ (Schroer 2006: 115) vermutet.

„Gemäß dieser Vorstellung haben wir es derzeit mit einer Entwicklung zu tun, die das Ende des Raums und das Ende der Sesshaftigkeit – und damit auch das Ende [...] des Wohnens zur Folge hat. Dort, wo alles in Bewegung gerät, nichts mehr von Dauer ist und alle Entfernungen mühelos überwunden werden können, scheinen Raum, Architektur und Wohnen ausgedient zu haben, werden doch alle drei mit Dauerhaftigkeit, Festigkeit und Ortsabhängigkeit assoziiert.“ (Schroer 2006: 115)

Die Aussage von Schroer impliziert, dass mit Sesshaftigkeit und Stabilität assoziierte Bereiche und Bindungen aufgrund der Unsicherheit und Fluidität des (Arbeits-)Lebens infrage gestellt werden. Insbesondere im Hinblick auf temporäres Wohnen werden dadurch mehrere Fragen aufgeworfen: Wie wird ein Bereich wie das Wohnen, der eigentlich für Stabilität und Sesshaftigkeit steht, unter temporären Bedingungen gedeutet und konzipiert? Welche Bedeutung haben Wohnen und Verortung in einer mobilisierten Welt?

Die entgegengesetzte Position legt den Schluss nahe, dass raumbezogene Identitäten und Ortsbindungen eher gestärkt werden, da die Anforderungen und Zumutungen der entgrenzten Welt als Gegenreaktion eine Bedeutungszunahme von Orten und ortsbezogener Bindungen nahelegen sowie selbst globale Prozesse lokal fundiert bleiben (vgl. u. a. Berking 1998, 2006; Beck 2008: 34; Richter 2013: 20). Zudem bleibt der Mensch aufgrund seiner Körperlichkeit zumindest physisch an einen Standort gebunden (vgl. Böhle/Wehrich 2010). Zumindest nimmt die Beschäftigung mit der Bedeutung von Orten in unsicheren Zeiten im Allgemeinen zu (vgl. Harvey 1996: 297). Soziale Praktiken und Strategien der Stabilisierung und der Verortung können für die Individuen in einer globalisierten Welt daher sogar an Bedeutung gewinnen. Mobilitätsform und Ortsbindung stehen in engem Wechselverhältnis zueinander: einerseits beeinflusst die bestehende Ortsbindung die Wahl der Mobilitätsform und andererseits hat die gewählte Mobilitätsform Auswirkungen auf den Fortbestand bestehender und die Ausbildung ‚neuer‘ Ortsbindung.

Zentral für die Soziologie ist die Frage, wie soziale Stabilität – für den Einzelnen wie für die Gesellschaft – in einer Welt konstanter Bewegung und Veränderung möglich ist und wie sie

individuell sowie gesellschaftlich hergestellt wird (vgl. Kesselring 2008: 92). Es ist daher von zentraler Bedeutung, auch das Gegenüber der Mobilität – Praxen der Stabilisierung, der Verortung, des Wohnens und des *Placemakings* – einzubeziehen (vgl. Kaufmann 2008 zitiert nach Duchêne-Lacroix/Schad 2013: 68). Die Analyse von sozialen Praktiken im Rahmen temporärer Mobilitätsarrangements erfordert daher sowohl einen mobilitäts- als auch einen verankerungstheoretischen Zugang (vgl. Duchêne-Lacroix/Schad 2013: 71). In diesem Unterkapitel gehe ich vor diesem Hintergrund auf Aspekte der Verankerung als wichtigem Faktor in mobilen Arrangements ein. Zunächst wird auf den Begriff des Wohnens, seine unterschiedlichen Inhalte und seinen Zusammenhang mit dem englischen Begriff *Home* geschaut (siehe Kap. 3.7.1). Vor dem Hintergrund flexibilisierter Arbeitsmärkte, steigender Unsicherheit und zunehmender Mobilitisierung werden Veränderungen des Wohnens und seine Funktion als Stabilisierungsfaktor diskutiert (siehe Kap. 3.7.2). Daran anschließend beschäftige ich mich mit den zahlreichen Begrifflichkeiten, die in der Debatte um die sozial-räumliche Verortung auftauchen (siehe Kap. 3.7.3), um dann zu diskutieren, wie sich Zugehörigkeit, Verortung und Identität bei mobilen Subjekten verändern (siehe Kap. 3.7.4).

3.7.1 Begrifflichkeiten – Wohnen und Home

Der Begriff des Wohnens ist eng mit dem Begriff der Sesshaftigkeit verbunden. Die Verbindung von Sesshaftigkeit und Wohnen geht auf Heidegger zurück, der Wohnen als „das Bleiben, sich Aufhalten“ (Heidegger 2016[1951]: 3) oder gar als „Aufenthalt auf der Erde“ oder „Aufenthalt bei den Dingen“ bezeichnet (Heidegger 2016[1951]: 5). Hannemann (2010: 15) bezeichnet das Wohnen daher als den „konservativste[n] Lebensbereich“.

Wohnen ist eigentlich ein „sozial, phänomenologisch, politisch, ökonomisch, kulturindustriell, technologisch und nicht zuletzt soziologisch komplexes Phänomen“ (Hasse 2012: 475); wird aber häufig auf das Materielle der Unterkunft, die Wohnung, reduziert (vgl. Spiegel 2001: 42; Hasse 2012: 475). Die „epochen-, kultur- und schichtspezifischen Ausformungen des Wohnens“ seien so verschieden, dass „als einzige Gemeinsamkeit nur die physische Schutzfunktion der Wohnung“ bleibt (Häußermann/Siebel 2000: 12). Hasse (2012: 475f.) kritisiert aus soziologischer Sicht, dass dementsprechend nicht der Begriff des Wohnens, sondern lediglich verwandte auf das Materielle reduzierte Begriffe wie Wohnumfeld, Wohngemeinschaft thematisiert werden. Als Gründe für die Betonung des Materiellen des Wohnens nennt Hasse die „Kontingenz der sich im Wohnen versammelnden Bedeutungen“ und auch „die Gefühlsmacht, die sich in (persönlichen wie gemeinsamen) Situationen des Wohnens verdichtet“ (Hasse 2012: 476), also die ‚Unsaybarkeit‘ anderer Bedeutungen und Dimensionen des Wohnens.

Die konkret-materiellen Funktionen des Wohnens beinhalten den Schutz vor Witterung und Naturgewalten, die Aufbewahrung persönlicher Habe sowie einen Raum für Privatheit und die engsten Sozialkontakte etc. (vgl. Flade 2006: 18f.; Weichhart/Rumpolt 2015: 20). Zugleich funktionsiert die Wohnung als Schutz und Rückzugsraum vor der Außenwelt und möglicher sozialer Kontrolle (vgl. Häußermann/Siebel 2000: 12; Weichhart 2009: 4). Aus Sicht der Anthropologie bedarf der Mensch aufgrund seiner Mängelhaftigkeit (vgl. Gehlen 2016)³⁷ dem Wohnen als „Form der Selbstbewahrung, Selbstverwahrung, Sicherung gegen unwillkommene Ein- und Übergriffe, Beheimatung, sinnlichen Kontemplation, emotionalen Selbstbeherbergung“ (Hase 2012: 478). Nach Weichhart und Rumpolt kann in modernen Gesellschaften also davon ausgegangen werden:

„Man kann nicht *nicht* wohnen.“ (Weichhart/Rumpolt 2015: 20, Hervorhebung im Original) Wohnen stellt dementsprechend ein basales Bedürfnis dar.

Das Wohnen und die Wohnung sind an einen Ort gebunden; der Ort ist dafür nach Spiegel (2001: 42) sogar konstitutiv. Die Wohnung einschließlich Grundriss, Ausstattung und sozial-räumlicher Lage bildet den Ausgangs- und Endpunkt der alltäglichen zirkadianen Lebenspraxis und bestimmt wie diese strukturiert und organisiert wird (vgl. Häußermann/Siebel 2000: 15; Weichhart/Rumpolt 2015: 20). Durch die Lage der Wohnung werden also der Aktionsraum der Bewohner*innen, Standortofferten für die tägliche Nutzung sowie Gelegenheiten und Restriktionen bestimmt. Das Wissen über diese Wohnumgebung erleichtert und routinisiert Handlungsabläufe (vgl. Flade 1993: 51). Auch innerhalb der physischen Hülle stellt das Wohnen eine „elementare Erscheinungs- und Ausdrucksform menschlichen Seins“ dar, „es umfaßt [sic] daher alle die Tätigkeiten und Verhaltensweisen, die regelmäßig an einem bestimmten Ort stattfinden“ (vgl. Spiegel 2001: 42). Breckner (2002: 151f.) betont den Prozesscharakter des Wohnens, nachdem Wohnen als Tätigkeit, als soziale Praxis verstanden werden kann. Das Wohnen kann zudem entsprechend einem relationalen Raumverständnis als relationales Konzept betrachtet werden, da es „die Beziehung zwischen Wohnumwelt und Bewohner“ bezeichnet (Flade 1993: 46) und sich über die Wohnung hinaus auf das Quartier und die Stadt erstreckt (vgl. Flade 2006: 15f.).

Darüber hinaus wird das Wohnen mit unterschiedlichen immateriellen Bedeutungen und Emotionen aufgeladen (vgl. Fuhrer/Kaiser 1993: 65). Als „Zentrum des privaten Lebens“ und Rückzugsraum gegenüber dem öffentlichen Leben ist die Wohnung Projektionsfläche der Ich- und Wir-Identität ihrer Bewohner*innen (Häußermann/Siebel 2000: 44; vgl. Nadler 2014: 90; Weichhart/Rumpolt 2015: 20). Denn in der Wohnung als gesetzlich geschütztem Rückzugsbe-

³⁷ Gehlen (2016) prägt zwar das Zitat vom Mensch als ‚Mängelwesen‘, stellt aber davon ausgehend menschliche Praktiken in den Mittelpunkt seines Interesses, also um die Mängel auszugleichen, entwickeln die Subjekte bestimmte Praktiken, die es zu analysieren gilt. Das Wohnen kann in diesem Fall als eine solche Praxis betrachtet werden.

reich der Privatheit können die Bewohner*innen eine „selbstbestimmbare Regulierung des jeweils gewünschten Verhältnisses von Privatheit und Öffentlichkeit vornehmen“ (Weichhart/Rumpolt 2015: 26). Die Wohnung stellt einen der wenigen Räume eigener Kontrolle und eines der wenigen eigenen Territorien dar (vgl. Nadler 2014: 90). Lebensstil, Geschmack und Persönlichkeitsmerkmale prägen die funktionale und ästhetische Gestaltung der Wohnungen, aber Wohnweise und Wohnkultur repräsentieren zugleich die soziale Zugehörigkeit, die Normen einer Gesellschaft und die Verfügung über materielle und kulturelle Ressourcen (vgl. Häußermann/Siebel 2000: 44). Aus ethnologischer Sicht ist die Wohnung daher:

„Jede Wohnung ist ein mal mehr, mal weniger gewolltes Selbstporträt ihres Besitzers.“
(Miller 2010: 11)

Die Wohnung ist ebenso Ort des Erinnerns: Die Subjekte versichern sich in ihr ihrer eigenen Geschichte und Identität, die zum Teil durch Objekte symbolisiert wird (vgl. Häußermann/Siebel 2000: 44; Flade 2006: 18f.). In der Gestaltung des Wohnens spiegeln sich unbewusst gemachte Bedeutungen, die als Bedürfnisse zum Tragen kommen (wie beispielsweise die Schaffung von Schutz- und Kompensationsräumen) (vgl. Hasse 2012: 479). Nach Csikszentmyhalyi und Rochberg-Halton (1981) sind die Dinge und Orte, mit denen Menschen sich umgeben, ein genaues Abbild bestimmter Aspekte ihrer Persönlichkeit (Csikszentmyhalyi/Rochberg-Halton 1981, zitiert nach Fuhrer/Kaiser 1993: 60), dies impliziert eine spezifische Art der Identitätsbeziehung zwischen den Dingen und der Persönlichkeit von Menschen (vgl. Fuhrer/Kaiser 1993: 60). Wohnen ist daher auch die Fähigkeit „to achieve a spiritual unity between humans and things“ (Harvey 1996: 300f.). Die Wohnung ist ein relevanter Ort für die Individuen, dessen Bedeutsamkeit auf der integralen Verknüpfung von Bewusstsein und Identität, Körper und physisch-materieller Welt beruht (vgl. Weichhart/Rumpolt 2015: 24). Als solche ist sie nach Spiegel (2001: 42) in soziologischer Hinsicht Ausgangspunkt des Individuums zur Gesellschaft. Indem Menschen in der Wohnung bedeutsame Bindungen sozialer, psychischer und emotionaler Art erleben, ist sie „Kernbereich subjektiver Welterfahrung und Weltaneignung, die über die Körperlichkeit des Menschen vermittelt wird und im Bewusstseinsstrom verankert ist“ (Weichhart/Rumpolt 2015: 25). Die Wohnung ist Quelle und Grundlage von ontologischer Geborgenheit und Gewissheit (vgl. Giddens 1991: 35-69; Hiscock et al. 2001: 50) und existenziell für das Vertrauen in die Verlässlichkeit und Beständigkeit der Lebenswelt (vgl. Weichhart/Rumpolt 2015: 26). Auch die zweite oder weitere Wohnung(en) sind im Aneignungsprozess der Lebenspraxis als relevante Orte anzusehen (vgl. Weichhart/Rumpolt 2015: 26).

Wohnen vereint den emotionalen Aspekt der Vergemeinschaftung, der soziale Beziehungen und die Zusammengehörigkeit zwischen den Zusammenwohnenden impliziert (ausgenommen Wohngemeinschaften und Heime), mit dem ökonomischen Aspekt, der sich auf die Wahl von

Wohnstandort und Wohnform auswirkt (vgl. Hasse 2012: 481f.). Spiegel (2001: 43) weist im Unterschied zu den vorangegangenen Ausführungen daraufhin, dass die Wohnung nur in seltenen Fällen exakt die Wohnbedürfnisse ihrer Bewohner*innen widerspiegelt. Vielmehr ist die Wohnung meist das Ergebnis von Kompromissen: eines wechselseitigen Anpassungsprozesses zwischen Wohnbedürfnissen und Wohnmöglichkeiten am gewählten Ort und hinsichtlich der finanziellen Ressourcen. Häußermann und Siebel (2000: 45f.) rücken ebenso die Restriktionen in den Vordergrund, nämlich die „Realitäten von Konvention, Armut, Enge und Mobilitätswängen“. Wie eine Wohnung eingerichtet und genutzt wird, hängt auch davon ab, zu welchen Zwecken sie dienen soll, schließlich sind die Möglichkeiten, eine Wohnung selbst zu gestalten und sich darin nach eigenen Vorstellungen einzurichten, abhängig davon, welche physische Form (Grundriss) vorgegeben und wie veränderbar diese ist. Das individuelle Wohnen ist damit eine Mischung aus individueller Geschichte, notwendigen Funktionen, soziokulturellen Präferenzen, finanziellen Ressourcen sowie Wohnungs- und Möblierungsangebot (vgl. Häußermann/Siebel 2000: 49). Da das Wohnen und die Wohnung den sozialen Status der Bewohner*innen repräsentieren, kommt beidem eine hohe symbolische Bedeutung zu (vgl. Häußermann/Siebel 2000: 14; Weichhart/Rumpolt 2015: 20) und es dient der Distinktion von Anderen (vgl. Bourdieu 1982; Hasse 2012: 483). Darüber hinaus versuchen unterschiedliche Gruppen von Nutzer*innen je nach sozialer Lage, Wohnumfeld und Quartier ihre Wohnsituation und ihr Wohnumfeld entsprechend ihren Bedürfnissen zu verändern (vgl. Frank 2011: 298).

Im Wohnen werden somit mehrere Spannungsfelder überbrückt – zwischen öffentlichem und privatem Raum, Rationalität und Emotionalität sowie gesellschaftlichen und individuellen Ansprüchen, damit kommt dem Wohnen „eine sozialpsychologisch entlastende Funktion“ zu (Hasse 2012: 482f.). Die Wohnung ist „Ruhe-, Entspannungs- und Kompensationsraum“, um „systembedingte Zumutungen im Bereich der Arbeit wie der gesellschaftlichen Organisation des Lebens“ auszugleichen (Hasse 2012: 483). Plöger (2016: 160) betont in diesem Zusammenhang die Bedeutung des Wohnens und eines solchen Kompensations- und persönlichen Rückzugsraums gerade für hochmobile Gruppen, insbesondere wenn ein neuer Standort (noch) unvertraut und überfordernd ist. Wohnen als soziale Praxis bildet sich in Abhängigkeit von den sozialen und ökonomischen Erfordernissen der Arbeit heraus und lässt sich, trotz der Funktion als Ruhe- und Rückzugsort, angesichts der zunehmenden Entgrenzung der Lebensbereiche nicht als funktional und räumlich vollständig Entgegengesetztes zur Arbeit definieren (vgl. Hasse 2012: 484). Wohnen muss daher im Kontext der Lebenswelt betrachtet werden, denn die dem Wohnen zugeschriebenen (Be-)Deutungen können aus einer segmentierten Perspektive nicht erschlossen werden (vgl. Hasse 2012: 493).

Flade (1993: 45f.) setzt Wohnen gleich mit Zuhause-Sein: Sie fasst Wohnen zusammen als enge Beziehung des Menschen zu seiner Umwelt, Interaktion zwischen Mensch und Wohnumgebung, zentrale menschliche Tätigkeit, Rahmenbedingung für die Sozialisationsleistungen der Familie sowie emotionale Verbundenheit mit einem Ort. Von ebenso großer Bedeutung ist neben den Begriffen des Wohnens und der Wohnung daher der englische Begriff des *Home*. Der deutsche Begriff ‚Zuhause‘ wird dagegen deutlich seltener in der Literatur aufgegriffen. Im Unterschied zum Wohnen und zur Wohnung stellt *Home* die Bedeutung sozialer, psychologischer und emotionaler Aspekte und Bindungen in den Vordergrund und weniger den physisch-materiellen (vgl. Easthope 2004: 136; Blunt 2005; Blunt/Dowling 2006), denn „houses are not just physical structures, but also homes” (Dowling/Mee 2007: 161). Häuser und Wohnungen bilden die physische Grundlage, um sie durch emotionale Investitionen, soziale Beziehungen und soziale Praktiken zu *Homes* zu machen (vgl. Dowling/Mee 2007: 161).

„Home is as much a process as it is a thing. Houses and the objects within them are arranged and rearranged to suit the lifestyles of their inhabitants and make them feel more comfortable and “at home”. Relations between family members, and practices such as cooking, cleaning, decorating and watching television create home.” (Dowling/Mee 2007: 161)

Physische Orte als solche können nur in Verbindung mit den ihnen zugeschriebenen (Be-)Deutungen und Gefühlen als *Home* angesehen werden (vgl. Duyvendak 2011: 37): „homes are ‘places’ that hold considerable social, psychological and emotive meaning for individuals and for groups” (Easthope 2004: 135). Der Begriff des *Home* beinhaltet daher die Bedeutungen, die sozialen Beziehungen und die sozialen Praktiken (insbesondere das *Homemaking*), die an diesem Ort stattfinden oder auf diesen bezogen sind (vgl. Easthope 2004: 135; Dowling/Mee 2007: 161; Duyvendak 2011: 37; Arp Fallov et al. 2013: 477). Walsh (2006: 125) bezeichnet *Home* als „materialization of belonging at a domestic scale“.

„Home is place but it is also a space inhabited by family, people, things and belongings – a familiar, if not comfortable space where particular activities and relationships are lived.” (Mallett 2004: 63)

Ley und Kobayashi (2005: 113) sehen das *Home* durch die Globalisierung, einschließlich kurzfristiger Arbeitsverträge und verstreut lebender Familienmitglieder, zunehmend infrage gestellt. Dagegen beschreiben Arp Fallov, Jørgensen und Knudsen (2013: 477) *Home* ähnlich wie Hasse (2012) und Plöger (2016) das Wohnen als Zuflucht vor den Belastungen und Anforderungen des spätmodernen Alltagslebens sowie der räumlichen Mobilität und zugleich als Knotenpunkt der außerfamiliären sozialen Beziehungen der Familienmitglieder, die sich über die Wohnung oder die Nachbarschaft hinaus erstrecken.

„Therefore, the dwelling of the home becomes an important anchoring place or social arena for the production and reproduction of mobility practices and motility.” (Arp Fallov et al. 2013: 477)

Innerhalb einer multilokalen Lebensführung können dem Arbeitsort unterschiedliche Bedeutungen als *Home* zukommen (vgl. van der Klis/Karsten 2009; siehe Kap. 3.3.4). Staeheli und Nagel (2006: 1601) beschreiben drei Schlüsselemente von *Home*, die besonders zur Beschreibung von *Home*-Gefühlen bei Migrant*innen dienen, da sie meist von einem als *Home* bezeichneten Ort getrennt sind (*Topography of Home*, Staeheli/Nagel 2006: 1602):

1. *Home* als Ort, als materieller, physischer Ort, der eine symbolische, affektive Bedeutung hat, insbesondere des Gefühls des Zuhause-seins oder des Zugehörigkeitsgefühls zu einem Zuhause,
2. *Home* als Beziehungen zwischen drinnen und draußen, einschließlich Machtbeziehungen und kulturellen Praktiken, die einem spezifischen Ort zuzuordnen sind, ebenso wie Verbindungen zwischen Wohneinheiten, Gemeinschaften und Nationen und der Verbindung zwischen unterschiedlichen *Homes* sowie
3. *Home* als plurilokal und multiskalar, das bedeutet, dass es mehrere Zuhause für Individuen und Gruppen geben kann, die sich überlappen oder auf unterschiedlichen Skalen zu verorten sind.

Staeheli und Nagel (2006: 1610ff) beschreiben davon ausgehend das Konzept des „deterritorialized home“, einer ortsunabhängigen Konzeptualisierung von Zuhause einschließlich unterschiedlicher, jeweils kontextabhängiger Bedeutungen. Auch Duyvendak (2001: 36f.) nutzt den Begriff der „non-territorialized homes“, da *Home* nicht zwangsläufig an einen physischen Ort gebunden sein muss.

Vertrautheit ist einer der Schlüsselaspekte der dem Zuhause zugeschriebenen Emotionen, kann sie jedoch nicht allein erklären (vgl. Easthope 2004: 135; Duyvendak 2011: 27, 37f.). Vonderau (2003: 45) stellt die Frage, was dazu beiträgt, dass das Zuhause als besonderer und stabiler Ort erfahren wird, auch wenn es durch Umzüge, Umgestaltungen, Ankünfte und Abfahrten diskontinuierlich wird. Sie kommt zu dem Schluss, dass auch in einem fragmentierten, mobilen Alltag Kontinuität und Regelmäßigkeit entstehen kann, beispielsweise durch die immer wiederkehrende Rückkehr ins Zuhause (vgl. Vonderau 2003: 45). *Home* wird dementsprechend im Laufe des Lebens ständig an verschiedenen Orten neu erfunden:

„Reinventing home is an ongoing process of linking the present to the past and the future.“
(Cieraad 2010: 99)

Außerdem kann das Gefühl der Vertrautheit hergestellt werden, indem Gegenstände aus dem Heimatort³⁸ mitgebracht werden, um das *Homemaking* und Sich-Zuhause-fühlen an neuen Or-

³⁸ Der Begriff der Heimat wird meist auf die Vergangenheit bezogen (vgl. Piepmeier 1990: 95). Er beinhaltet daher vier Dimensionen: (1) von Menschen gestalteter und gelebter Raum, (2) Zeit, im wesentlichen Erinnerung und Element von Gegenwart und Zukunft, (3) Ort des Handelns und (4) personale und institutionelle Kommunikation (Kennen, Freund-

ten zu erleichtern (vgl. Cieraad 2010: 94; Duyvendak 2011: 31). Symbolische, immaterielle *Homes* werden so mit neuen Standorten und Wohngelegenheiten, die zum Zuhause werden sollen, verbunden (vgl. Duyvendak 2011: 37). *Home* kann daher Stabilität und Kontinuität in der sozialen und physischen Umwelt bieten und stellt damit eine unverzichtbare Basis für die Identitätsbildung dar (vgl. Easthope 2004: 134; Gillon 2017: 4). Da Identität und Zugehörigkeit existentielle Bedürfnisse darstellen, ist *Home* für alle Menschen von Bedeutung, auch wenn sich die Praktiken des *Homemakings* unterscheiden (vgl. Duyvendak 2011: 106).

Was haben Wohnen und *Home* nun gemeinsam? Beides sind wichtige Orte für ein Stabilitäts- und Kontinuitätsempfinden, sie sind aufgeladen mit emotionalen Bedeutungen und daher wichtige Bezugspunkte der Identitätsbildung. Zugleich können sowohl das Wohnen als auch das *Home* als Kompensation und ‚Fixpunkt‘ in spätmodernen Arbeitswelten und bei räumlicher Mobilität dienen. Zentraler Unterschied ist die Betonung des physisch-materiellen Aspekts – der Behausung – bei Fragen des Wohnens und dessen materielle Ausgestaltung und symbolische Funktion und auf der anderen Seite die Betonung emotionaler ortsunabhängiger Aspekte beim Begriff *Home*. Den Begriff der Wohnung werde ich daher für den physischen Ort nutzen; den Begriff des Wohnens für die soziale Praxis (vgl. Breckner 2002: 151f.; Stock 2009: 107f.), die auch den Aspekt der Gestaltung beinhaltet und den Begriff des *Home* für Emotionen gegenüber einem Ort, die zum Teil auch erst über einen bestimmten Zeitraum entstehen, und durch Praktiken des *Homemakings* hergestellt werden.

3.7.2 Veränderung und Mobilisierung von Wohnen und Home

Trotz der eingangs erwähnten Befürchtungen, dass das Wohnen und die Wohnung aufgrund der gesellschaftlichen und ökonomischen Mobilisierung an Bedeutung verlieren, stellt Spiegel (2001: 58) fest, dass das Wohnen „nichts von seiner existentiellen Bedeutung für die Verankerung des Menschen im Raum, für seine äußere Geborgenheit und innere Stabilität“ und „die Wohnung nichts von ihrer einzigartigen Qualität als dauerhafter Aufenthalts-, Rückzugs- und Gestaltungsraum“ eingebüßt hat.³⁹ Häußermann und Siebel (2000: 14) argumentieren ganz ähnlich und stellen fest, dass man eigentlich keine Wohnung braucht, sondern „sein ganzes Leben ohne Wohnung [...] in Hotels und Eisenbahnabteilen, Konferenzräumen, Autos, Büros, Cafés usw.“ verbringen könnte. Dennoch hat die Wohnung als Ort der „Trennung von Privatheit und Öffentlichkeit“ und der „damit einhergehende[n] Emotionalisierung“ an Bedeutung

schaft, Liebe) (vgl. Piepmeier 1990: 97). Heimat wird zum Synonym für Kontinuität, deren Bedeutung mit steigender Mobilisierung und Flexibilisierung zunimmt (vgl. Ducki 2003: 191).

³⁹ Neben der Flexibilisierung der Arbeitsverhältnisse und der Mobilisierung der Individuen haben auch die Veränderungen des Geschlechterverhältnisses und der Familien- und Haushaltsstrukturen zu Veränderungen der Wohnpraktiken und neuen Lebens- und Wohnformen geführt (vgl. Becker 2008: 453).

gewonnen (Häußermann/Siebel 2000: 14). Das Wohnen wird also nicht abgeschafft, sondern es hat sich angesichts globaler Mobilität als soziale Praxis verändert, bleibt aber die private Basis für das öffentliche soziale Leben (vgl. Nadler 2014: 90f.).⁴⁰ Aufgrund der Veränderungen zeigen sich Definitionsschwierigkeiten des Wohnens (vgl. Stock 2009; siehe Kap. 3.3.2), dennoch bleibt es ein zentraler Ansatzpunkt, um Verortung verstehen und analysieren zu können (vgl. Nadler 2014: 91). Denn nicht nur die Subjekte sind mobil, sondern Räume sind selbst beweglich und so führt die räumliche Mobilisierung zu tiefgreifenden architektonischen und räumlichen Veränderungen, denn „der Nomade [wohnt] keineswegs überhaupt nicht mehr, sondern seiner Lebensweise angepasst“ (Schroer 2006: 116). Als Beispiel können hier die zahlreicher werden Boardinghäuser⁴¹, Online-Plattformen wie Airbnb sowie Kleinstwohnungen und Mikroapartements genannt werden. Schroer spricht in diesem Zusammenhang von „mobiler Architektur“, „Architektur der Mobilität“ oder sogar „Mobitektur“ (Schroer 2006: 116, 119):

„Diese entwirft auf der einen Seite Orte der Bewegung, Transiträume und Fortbewegungsmittel, deren Ausstattung es an nichts fehlen lässt, damit der Reisende sich so wohl und behaglich wie in seinem eigenen Zuhause fühlt, gestaltet aber andererseits auch traditionelle Häuser so mobil, offen und flexibel, dass man hier unterwegs sein kann, ohne sich räumlich fortbewegen zu müssen“ (Schroer 2006: 119).

Ein weiterer Trend in diesem Zusammenhang ist die „Mobilisierung des Wohnens“, die durch leichte, transportable, austauschbare und verrückbare (IKEA-)Möbel sichtbar wird (Schroer 2006: 120). Die Behausungen an Arbeitsorten, die lediglich als ‚Durchgangsstation‘ empfunden werden, werden bewusst lediglich provisorisch eingerichtet (was beispielsweise das Mobiliar betrifft) (vgl. Vonderau 2003: 57). Auch vergleichsweise lange Aufenthalte wurden in der Studie von Vonderau (2003: 58) als temporäres Fragment beschrieben. Die Autorin vermutet, weil so empfundene Defizite, wie eine mangelnde Lebensqualität am Arbeitsort, vor sich selbst gerechtfertigt und als vorübergehend relativiert werden können (vgl. Vonderau 2003: 58). Die Mobilitätsthematik bleibt also eng mit dem Thema Wohnen als Ausgangs- und Kontrapunkt von Mobilität verknüpft, der sich im Wunsch nach Bleiben und Behaustsein ausdrückt (vgl. Rolshoven 2004: 213).

⁴⁰ Diese Veränderungen stellen auch die Bezeichnung des Haushalts infrage (vgl. Krompholtz 2015: 202). Nichtsdestotrotz wird der Haushalt, das Paar bzw. die Familie zurecht als relevante Untersuchungseinheit für Umzugs- und Multilokalisierungsentscheidungen angesehen (vgl. u.a. Manderscheid 2013: 55; Schneider et al. 2002; van der Klis/Mulder 2008: 2), denn Umzugs- bzw. Multilokalisierungsentscheidungen werden innerhalb des Haushalts bzw. des Paares einschließlich der Bedürfnisse weiterer Familienmitglieder ausgehandelt.

⁴¹ Bei der Googlesuche nach dem Begriff Boardinghouse finden sich etwa 3.130.000 Ergebnisse (vgl. website Google, Stand: 07.10.2016). Zahlreiche Boardinghäuser befinden sich nicht mehr nur in den traditionellen Beraterstädten München, Frankfurt am Main und Hamburg, sondern ebenso in peripheren Mittelstädten.

Neben der statischen verweist Rolshoven (2006: 32) auf dynamische Definitionen des Wohnens: Die statische zielt auf die physische Dimension, die dynamische auf das „Wohnen als Ort des gesellschaftlichen Wandels“. Räumliche Strukturen bedürfen bei sich immer schneller wandelnden Gesellschaftsverhältnissen (wie auch der Flexibilisierung der Arbeit) der permanenten Anpassung an die veränderten Verhältnisse (vgl. Hasse 2012: 479). Wohnkulturen drücken sich damit weniger in Veränderungen der Einrichtungen aus, sondern vielmehr als durch die Zeit geprägte „verräumlichende Formen des Lebens“ (Hasse 2012: 479). Der soziale Wandel spiegelt sich im Wandel der Wohnkulturen, da im räumlichen Arrangement der Wohnung soziale Arrangements physisch sichtbar werden (vgl. Häußermann/Siebel 2000: 55).

Bei multilokalem Wohnen werden die sozialen Funktionen des Wohnens (privater/öffentlicher Bereich, sozialer Rückzugsraum, Intimität etc.) grundsätzlich auf mehrere Orte verteilt (vgl. Weiske 2009: 279). Petzold (2011) bezeichnet die Wohnformen am Arbeitsort beruflich multilokal Lebender als „halböffentlich“, da in über der Hälfte der Fälle in Wohngemeinschaften oder zur Untermiete gewohnt wird (Petzold 2011: 164). Zudem werden am Arbeitsort die Haushaltsfunktionen der Konsumtion und (Re-)Produktion von multilokal Lebenden in verstärktem Maße in den öffentlichen Raum verlagert (Petzold 2011: 165).

Zum temporären Wohnen liegen bisher wenig wissenschaftliche Veröffentlichungen vor. Goldmacher (2008) beschreibt ihr eigenes temporäres Wohnen anlässlich eines Praktikums autoethnografisch:

„Although it was never discussed explicitly with my roommates, I always felt that though I was welcomed into this home, I could not get too relaxed about spreading my belongings around because my stay was temporary. The living situation felt more like a home than a hotel room would, but I felt like it was not “my home.” Rather, it was “my home for now.” I had the sense of being in a place that was neither home nor away but a new hybrid.” (Goldmacher 2008: 122)

In diesem Zitat wird deutlich, dass Subjekte unterschiedliche Kategorisierungen von *Home* („my home“, „my home for now“) vornehmen können und es im Zuge dessen auch provisorische Varianten („my home for now“) von *Home* geben kann.

3.7.3 Begrifflichkeiten der sozial-räumlichen Verortung

Durch die Debatte um die Verbundenheit mit Orten und Räumen flirren zahlreiche unterschiedliche Begriffe: *Place attachment*, *Rootedness*, *Sense of Place*, Heimat, *Placemaking*, raumbezogene Identität, räumliche Bindung, *Place identity*, *Belonging*, lokale Verortung, psychosoziale Sesshaftigkeit und viele andere mehr. Im Folgenden nähere ich mich diesen Begriffen und versuche die für diese Arbeit relevanten herauszuarbeiten.

Der Begriff *Place* liefert eine theoretische Basis, um die Beziehungen von Individuen mit der Welt zu analysieren (vgl. Easthope 2004: 129) und kann daher als relationales Konzept betrachtet werden (vgl. Löw 2001; Weichhart 2015a). *Place* besteht dabei sowohl aus den Gelegenheitsstrukturen des Ortes als auch aus den Mobilitätspotenzialen der Akteur*innen (vgl. Weichhart 2015a: 77). Massey (1995) versteht *Places* als Knoten im Netzwerk sozialer Beziehungen. Der Begriff *Place* ist daher verbunden mit Vorstellungen von Gemeinschaft, kollektiver Erinnerung, Gruppen- und personaler Identität, politischer Organisation und Kapitalflüssen (vgl. Easthope 2004: 128). Die Gestaltung von *Places* wird von physischen, ökonomischen und sozialen Gegebenheiten beeinflusst (vgl. Easthope 2004: 129).

Der Begriff *Place attachment* stammt hauptsächlich aus dem Kontext der Entwicklungspsychologie. Hinsichtlich des Begriffes konstatieren Hidalgo und Hernández (2001: 274) eine terminologische und konzeptionelle Konfusion; im Kern wird *Place attachment* definiert als „an affective bond or link between people and specific places“ (Hidalgo/Hernández 2001: 274). Meistens ist damit eine positive emotionale Verbundenheit eines Subjekts mit einem spezifischen Ort gemeint, die dazu führt, dass Subjekte versuchen, die Nähe zu diesem Ort zu erhalten (vgl. Hidalgo/Hernández 2001: 274). Generell gehen Hidalgo und Hernández (2001: 274) davon aus, dass Subjekte versuchen, einen solchen Ort zu finden, an dem sie sich sicher und wohlfühlen. Die Nähe zu einem Ort kann auch durch bewusste Aneignung entstehen und wird dann als *Sense of place* bezeichnet (vgl. Tuan 1980: 8). *Sense of place* drückt ein Gefühl der Zugehörigkeit und des Wohlfühlens aus, da Teile der personalen Identität durch den Ort symbolisiert werden (vgl. Rose 1995: 89). Bei beruflich Mobilen ist *Placemaking* daher ein permanenter Prozess von Entscheidungen, weniger für den einen bestimmten Ort, als im Hinblick darauf, in welcher Funktion sie ihn wahrnehmen und welche Emotionen damit verbunden werden sollen, denn Orte werden aus verschiedenen Perspektiven betrachtet, gewechselt, geteilt und oft nur teilweise oder nur zu bestimmten Zwecken gelebt und genutzt (vgl. Vonderau 2003: 25).

Weichhart (1990: 15f.) nimmt bei seinen Annäherungen an die **raumbezogene Identität** Bezug auf Mead und das Identitäts-Konzept von Graumann (1983). Identität wird zerlegt in „*Identification of*“, „*Identification with*“ und „*Being identified*“. Diese sind wechselseitig ineinander verschränkte Prozesse der Aneignung und emotionalen Besetzung, die für die personale Identität konstitutiv sind. Die Verknüpfung von Persönlichkeitsstruktur sowie physischer und sozialer Umwelt wird auch als *Place identity* bezeichnet. Diese ist ein Teil der Selbst-Identität, eine spezifische Sub-Identität, die eine sowohl fortwährende als auch veränderliche Struktur aufweist (vgl. Proshansky 1978: 155, 159). Nach Proshansky (1978) sind räumliche Bezüge zentraler Bestandteil der Subidentitäten:

„By place-identity we mean those dimensions of self that define the individual's personal identity in relation of the physical environment by means of a complex pattern of conscious and unconscious ideas, beliefs, preferences, feelings, values, goals, and behavioral tendencies and skills relevant to this environment. It can be properly argued that for each of the role-related specific identities of the person, there are physical dimensions and characteristics that help to define and are subsumed by these identities.“ (Proshansky 1978: 155, Hervorhebung im Original)

Raumbezogene Identität beschreibt Ducki (2003: 189) unter Berufung auf Proshansky (1978) als psychosoziale Prozesse, „die sich auf Elemente der physisch-materiellen Welt beziehen und zu einem stabilen Muster der Interpretation der Umwelt führen“. Und es liegt nahe, dass raumbezogene Identität am ehesten in den „Heimwelten“⁴², an bekannten und vertrauten Orten, entsteht, mit denen sich aktiv auseinandergesetzt wird (vgl. Ducki 2003: 190). Demnach entstehen „Heimwelten“ durch „lang anhaltende, kontinuierliche räumliche Aneignungsprozesse“ (Ducki 2003: 190). Sie stellen dementsprechend „Räume der Verlässlichkeit, des Vertrauens und der Kontinuität“ dar: „In ihnen kennt man sich aus, man verfügt über stabile Orientierungspunkte“ und hat „weitreichende Handlungsmöglichkeit bei gleichzeitig größtmöglicher Handlungssicherheit“ (Ducki 2003: 190, vgl. ähnlich Fenster 2005: 243).

Weichhart versteht unter raumbezogener Identität die „gedankliche Repräsentation und emotional-affektive Bewertung jener räumlichen Ausschnitte der Umwelt, die ein Individuum in sein Selbstkonzept einbezieht, als Teil seiner selbst wahrnimmt“ (Weichhart 1990: 23). Der physische Raum wird damit zur „Projektionsfläche für das personale Ich“ (Weichhart 1990: 23):

„Besonders ausgeprägt und verdichtet ist die personale Identifikation mit der physischen und sozialen Umwelt natürlich im Bereich der Wohnung und der unmittelbaren Wohnumgebung, die das Zentrum der „subjektiven Welt“ darstellen [...]“ (Weichhart 1990: 24)

Objekte und Personen stellen die zwei Referenzkategorien der raumbezogenen Identität dar: physische Objekte (Gebäude, Landschaften) und die Zugehörigkeit zur Gemeinschaft eines Ortes beeinflussen die Raumassoziationen positiv oder negativ (vgl. Nadler 2014: 86). Auch Ducki (2003: 187) geht mit Fuhrer und Kaiser (1993) davon aus, dass Räume und Orte immer Repräsentanten psychischer Prozesse sind und zugleich einen Rückbezug auf diese haben.

Die **Aneignung des Raumes** kann in eine funktionale und eine emotionale Aneignung unterschieden werden (vgl. Ducki 2003: 187). Die funktionale Aneignung entsteht „durch das tägliche Handeln im Raum – in dem man z. B. immer wieder die selben [sic] Wege geht, am selben Platz sitzt, von den selben [sic] Dingen umgeben ist“ (Ducki 2003: 187). Auch Fenster (2005: 243) ver-

⁴² Ducki (2003: 187f.) definiert „Heimwelten“ als „Resultat längerfristiger, ästhetischer, psychischer und sinnlicher Aneignungsprozesse“, diese haben spezifische Rahmenbedingungen und Gelegenheitsstrukturen, die die jeweiligen Individuen gut kennen und nutzen. Übereinstimmend mit philosophischen Auffassungen des Heimatbegriffs betont Ducki (2003: 188) den Handlungsbezug des Begriffs.

weist auf die Bedeutung des alltäglichen Zu-Fuß-Gehens, um Gefühle der Zugehörigkeit zu einem Ort zu entwickeln. Beruflich Mobile, die sich häufiger an demselben Ort aufhalten, können eine funktionale Aneignung des Ortes somit kaum vermeiden. Wenn zusätzlich „ein Gefühl der Vertrautheit und Verlässlichkeit bezüglich des Raumes entsteht“, wird dies als emotionale Aneignung bezeichnet (Ducki 2003: 187), diese kann von beruflich Mobilien allerdings aktiv vermieden werden.

Räumliche Bindung entsteht durch räumliche Sozialisation und ist normalerweise „an Heimwelten besonders stark ausgeprägt, da Heimwelten Orte sind, die durch Kenntnis und Erfahrung Sicherheit und Stabilität bieten“ (Ducki 2003: 189). Daneben könne räumliche Bindung aber auch durch funktionale Aneignungsprozesse entstehen, sie bleibe dann aber nur schwach ausgeprägt (vgl. Ducki 2003: 189). Kennzeichen einer räumlichen Bindung sind die Orientierung vor Ort, Kenntnis des Ortes, Aktivitäten am Ort und der Aufbau von sozialen Kontakten am Ort (vgl. Ducki 2003: 189).

Nadler (2014) führt den Begriff der *Plug&Play Places* ein, mit dem er verdeutlicht, dass die Flexibilität und Einfachheit des Wechsels zwischen den Orten eine multilokale Lebensführung erst ermöglicht. Dies geschieht durch Handlungsrouinen:

„The speciality of multilocal arrangements lies in the fact that places are configured for flexible use. The continuous and irregular alternation between absence and presence calls for a configuration that allows for both being there and being away in unplanned ways. As such, the places must be able to be left, and temporarily ‘unplugged’ in a way. At the same time, they must remain configured and it must be possible to quickly plug them in again.“ (Nadler 2014: 386)

Mobile Menschen dürfen daher nicht als entwurzelt und nomadisch aufgefasst werden (vgl. Rolshoven 2007: 20), denn das Konzept der *Plug&Play Places* deutet an, dass gelegentlich und regelmäßig aufgesuchte Orte „are combined into a logical pattern within a coherent system of the person’s individual lifeworld“ (Nadler 2014: 389). Die Vernetzung der Orte miteinander und ihre Integration in die Lebenskonzepte der mobilen Subjekte erfolgt bewusst und planvoll, auch wenn sie gelegentlichen Änderungen unterworfen ist (vgl. Vonderau 2003: 53). Die Orte, an die die berufsbedingt Mobilien immer wieder zurückkehren, um Pausen zwischen den Reisen einzulegen, werden den gegebenen Lebensumständen und persönlichen Vorstellungen entsprechend ausgesucht, können aber auch wieder gewechselt werden (vgl. Vonderau 2003: 46). Verschiedene Lokalitäten und heterogene Orientierungen werden den sich ändernden Interessen entsprechend immer neu zu einer Gesamtfigur arrangiert, die den individuellen Lebensstil zum Ausdruck bringt (vgl. Vonderau 2003: 53). Eine multilokale Lebensweise ist daher „an act of connecting rather than an act of distancing“, unabhängig davon, ob sie als temporäres oder langfristiges Arrangement aufgefasst wird (Rolshoven 2007: 17, 20). Da sich die Ausgangsbe-

dingungen und Beweggründe auch bei berufsbedingt multilokaler Lebensführung stark unterscheiden, führt auch eine berufsbedingt multilokale Lebensführung nicht zwangsläufig zum Verlust von Ortsbindung oder von sozialer Einbindung (vgl. Hilti 2009: 157).

Die verschiedenen Aspekte raumbezogener Identität leisten einen Beitrag zur Selbsterhaltung des psychischen Systems (Weichhart 1990: 35). Ein Teil der funktionalen Leistungen der raumbezogenen Identität dient dem „Grundbedürfnis „Sicherheit““, der psychischen Sicherheit der Umwelterfahrung (Weichhart 1990: 35). Die kognitive Fokussierung auf die unmittelbare Nahumgebung und die damit gewonnene Erfahrungssicherheit sind eine wesentliche Voraussetzung dafür, dass die räumliche Umwelt nicht als bedrohlicher Stressfaktor wahrgenommen wird (vgl. Weichhart 1990: 36). Der zweite Aspekt dient der Aktivität und Stimulation. Orte bieten Gelegenheiten und Anregungen für Handlungen und Erlebnisse: Entscheidend zur Nutzung dieser ist die aktive und kreative Auseinandersetzung im Rahmen intentional bestimmter Handlungsvollzüge (vgl. Weichhart 1990: 37). Die soziale Interaktion und Symbolik stellt den dritten Funktionsbereich raumbezogener Identität dar. Der physische Raum ist eine territoriale Projektionsfläche von Werten, Sinnkonfigurationen und sozialen Bezügen, er repräsentiert symbolisch soziale Interaktionen und Werte und ist wichtiger Informations- und Bedeutungsträger und damit Bestandteil sozialer Kommunikation (vgl. Weichhart 1990: 39). Alle Funktionen sind auf den vierten Funktionsbereich Identifikation und Individuation bezogen: Der Raum dient als Projektionsfläche für das personale Ich und die Symbole des Selbst (vgl. Weichhart 1990: 40f.). Der Bezug zur Ich-Identität ist neben der sozialen Symbolik die wichtigste Grundlage für die Entwicklung von Gefühlen der Zugehörigkeit, Bindung, Place attachment etc. in unterschiedlichen Intensitäten (vgl. Weichhart 1990: 42, 45). Letztlich tragen alle Aspekte raumbezogener Identität „zum Erleben existentieller Sicherheit“ bei, indem sie „problemlos verfügbare Bezugsraster der kognitiven und emotionalen Orientierung“ bereitstellen (Weichhart 1990: 39).

Mee und Wright (2009: 774, 772) konstatieren das Fehlen einer Theorie und einheitlichen begrifflichen Abgrenzung des **Belonging**. In der Geografie wird der Begriff meist mit affektiven Aspekten und eines „feelings of being in place“ assoziiert (Mee/Wright 2009: 772). Von analytischer Bedeutung ist die Differenzierung des Begriffs in ein Gefühl der Zugehörigkeit, alltägliche Praktiken der Zugehörigkeit und formalen Strukturen der Zugehörigkeit (vgl. Fenster 2005: 242f., 253). Mithilfe des Konzeptes können beispielsweise Verknüpfungen zwischen Migration und Identität (vgl. Gilmartin 2008: 1842) und Beziehungen zwischen „people, place and mobility“ (Arp Fallov et al. 2013: 468) konzeptualisiert werden. Zugehörigkeit ist Resultat eines Prozesses aus Immobilität und Mobilität und bewegt sich innerhalb eines Kontinnums zwischen den beiden Polen der Sesshaftigkeit und der Mobilität (vgl. Arp Fallov et al. 2013: 468). *Belonging* kann als Prozess „that maps out between the dimensions of people, place and mobility, and

which is conditioned by the sub-dimensions of time, resources and structures of meaning“ angesehen werden (Arp Fallov et al. 2013: 470). Zugleich kann analysiert werden, „how mobility as practice, ideology and symbolic work intersect with and co-produce place and place specificities“ (Arp Fallov et al. 2013: 471).

Mit **psychosozialer Sesshaftigkeit** ist im Gegensatz zur räumlichen Sesshaftigkeit keine Sesshaftigkeit an Orten gemeint, sondern die Personen sind „typischerweise abstrakt sesshaft in einer Sache“, d. h. die Subjekte fühlen sich keinem physischen Ort verbunden, sondern der Ausübung einer Sache, insbesondere des Berufs (Jung 2013: 43). Sesshaft sind sie nicht an einem Ort; ihnen reicht es aus, sich dieser Sache unter günstigen Bedingungen widmen zu können (vgl. Jung 2013: 43). So bauen langfristig Beschäftigte, die vermutlich auch lange an einem Ort verbleiben, eher eine Bindung zu ihrem Unternehmen auf, während kurzfristig und wechselnd Beschäftigte eher eine Bindung zu ihrer Tätigkeit aufbauen (vgl. Dick 2009: 11). Das „identity-belonging“ zur professionellen Tätigkeit ersetzt in gewissem Maße das Zuhause und eine alltägliche Gemeinschaft persönlicher Kontakte (vgl. Colic-Peisker 2010: 476). Nadler (2014: 370) berichtet, dass keine*r seiner Interviewpartner*innen sich durch die multilokale oder mobile Lebensführung entwurzelt fühlt, obwohl sie deren negative Konsequenzen erwähnen. Sie verwurzeln sich im Sinne Jungs in ihrer Lebenswelt und sind in diesem Sinne psychosozial sesshaft.

Nach Fuhrer und Kaiser (1993: 65) beschreibt **Ortsbindung** das „Phänomen, daß [sic] Menschen sich über bestimmte Zeiträume hinweg in denselben Räumen aufhalten“. Ortsbindung könne daher auch mit Wohnsitzstabilität gleichgesetzt werden. Aufgrund dieser Gleichsetzung seien die Ursachen des Wohnens auch als Ursachen der Ortsbindung anzusehen:

„Unter Ortsbindung verstehen wir dabei, (1) die Möglichkeit, sich in seiner Wohnumwelt zu versichern, wer man ist und wer man war; (2) die Möglichkeit, anderen Menschen durch die Wohnumwelt etwas mitzuteilen; (3) das differenzierte Wissen (Handlungsmöglichkeiten) über die eigene Wohnumgebung; und (4) die Möglichkeit, den eigenen emotionalen Zustand durch die Wohnumgebung zu regulieren.“ (Fuhrer/Kaiser 1993: 65)

Basis für das Wohnen bzw. die Ortsbindung ist nach Fuhrer und Kaiser (1993: 63) die Zunahme des Wissens über einen Ort und die damit verbundene Steigerung der Handlungsmöglichkeiten dort. Die Wohnung stellt zwar einen Kernbereich subjektiver Weltaneignung dar; der Prozess der Ortsbindung geht allerdings weit darüber hinaus und umfasst mindestens den gesamten „Activity Space“ einer Person (Weichhart/Rumpolt 2015: 27). Die Wohnumwelt kann zur Repräsentantin psychischer Inhalte werden, d. h. verschiedene psychische Prozesse (wie Traurigkeit, Unsicherheit) werden durch die Umwelt repräsentiert (vgl. Fuhrer/Kaiser 1993: 63f.) und beeinflussen die Wahrnehmung des *Place*.

Nach Richter (2013: 12) lassen sich die Ansätze, um die individuelle Repräsentation der Kategorien Ort und Raum als kognitiv aufzufassen, in drei Dimensionen unterteilen: physisch-materiell, soziokulturell und individualistisch. Physisch-materielle Konzepte rekurren auf die gegenständliche Auffassung von Orten und Räumen, die durch Gelegenheitsstrukturen bzw. Opportunitäten Bindungen an Räume bzw. Orte schaffen (vgl. Richter 2013: 13). Aus soziokultureller Perspektive werden die Materialitäten als nachrangig für die räumliche Bindung von Menschen angesehen, stattdessen wird der Raum bzw. Ort als Symbol für die räumlich lokalisierte Bezugsgruppe und kulturelle Besonderheiten gesehen (vgl. Richter 2013: 13f.). In individualistischer Perspektive werden raumbezogene Bindungen als biografisches Element personaler Identität gesehen (vgl. Richter 2013: 15).

3.7.4 Zugehörigkeit, Verortung und Identität in mobilen Lebensformen

Prägendste Phase für die Herausbildung ortsbezogener Identität ist die Primärsozialisation. Zugezogene entwickeln ebenfalls nach einiger Zeit ortsbezogene Identität am neuen Wohnort, wenn auch nicht im gleichen Ausmaß wie dauerhaft Sesshafte (vgl. Richter 2013: 28). Richter (2013: 28) geht davon aus, dass selten multiple Bindungen zu einem Herkunftsort und dem Wohnort ausgebildet werden und im Hinblick auf multilokale Lebensformen gleichwertige emotionale Zugehörigkeitsgefühle zu mehreren Orten die Ausnahme sind. Nadler (2014) zeigt bei der Untersuchung der Lebenswelten transnational-multilokaler Wissensarbeiter*innen, dass diese meist einen Kernaktionsraum haben, der in größeren Städten verortet ist und eine große Bedeutung in ihrem Leben hat, und von weiteren Satelliten umgeben ist (vgl. Nadler 2014: 367). Die Satelliten sind für die Subjekte zum gegebenen Zeitpunkt weniger wichtig und haben eher eine biografische Bedeutung. Aufgrund von wiederholter Anwesenheit und der Ausbildung von Handlungsroutinen können daher auch neue Orte zu „meaningful places“ werden (Adey 2010: 73).

Zugehörigkeit zu einem Ort entsteht über Gefühle der Verbundenheit, die durch persönliche Erlebnisse und Ereignisse, die mit dem Ort verknüpft werden, entstehen (vgl. van Riemsdijk 2014: 966, 973). Insbesondere sind soziale Interaktionen und Kontakte notwendig, um solche Gefühle der Zugehörigkeit und Verbundenheit zu entwickeln. Auch Nadler (2014: 369) argumentiert, dass die Orte lediglich als Referenzrahmen für emotionale Bindung und Zugehörigkeit (Attachment und Belonging) relevant werden. Eigentlich gemeint sind die Personen an den Standorten, zu denen emotionale Bindungen bestehen. Auch die Bindungen hochmobiler Eliten sind eher sozial als territorial definiert (vgl. Duyvendak 2011: 33). Sie benötigen eher soziale Interaktionen, um sich zuhause zu fühlen als spezifische Orte (vgl. Nowicka 2006a, 2006b). Zugehörigkeit und räumliche Mobilität sollten daher als „relational, connected and embedded“ betrachtet werden, denn

diese Beziehungen und Abhängigkeiten beeinflussen Mobilitätsentscheidungen, soziale Praktiken und Erfahrungen der Zugehörigkeit (Arp Fallov et al. 2013: 480).

Häufig wird die Frage gestellt, auf welchen Ebenen Verortung – Wohnung, Quartier, Stadt, Region oder Nation – hergestellt wird (vgl. Hidalgo/Hernández 2001: 274; „matter of territorial scale“, Gustafson 2009: 501; Arp Fallov et al. 2013: 477). Ein Grund dafür, dass Verortung auf unterschiedlichen Ebenen stattfindet, können unterschiedliche Mobilitätserfahrungen und -formen sein (vgl. Gustafson 2009: 501). Implizit wird angenommen, dass auf der Ebene des Quartiers im Vergleich zu anderen räumlichen Ebenen die stärksten Gefühle der Verbundenheit entstehen können (vgl. Hidalgo/Hernández 2001: 274). Auch Weichhart (1990: 95) sieht die „lokale Ebene“ als primäre Referenzebene für eine raumbezogene Identität. Die Ergebnisse von Hidalgo und Hernández (2001: 279) zeigen allerdings, dass das Quartier die schwächsten Verbundenheitsgefühle im Vergleich zu anderen Ebenen aufweist. Als Grund dafür vermuten Hidalgo und Hernández (2001: 279), dass viele Aktivitäten aufgrund der gestiegenen Mobilität inzwischen außerhalb des Quartiers stattfinden.⁴⁵ Physische und soziale Verbundenheit machen zusammen *Place attachment* aus, wobei der Verbundenheit in sozialer Hinsicht eine höhere Bedeutung zukommt als der Verbundenheit zu physischen Aspekten (Hidalgo/Hernández 2001: 279). In physischer Hinsicht weist die Stadt die stärksten Verbundenheitsgefühle auf und, was die Verbundenheit mit sozialen Aspekten angeht, die Wohnung. Umzugsmobilität minimiert sowohl lokale als auch regionale und sogar nationale Zugehörigkeitsgefühle; am stärksten aber Zugehörigkeitsgefühle auf der lokalen Ebene (vgl. Gustafson 2009: 502). Andererseits beeinflussen unterschiedlich ausgeprägte Zugehörigkeitsgefühle umgekehrt auch die Bereitschaft zu räumlicher Mobilität (vgl. Gustafson 2009: 503).

Dennoch behält die lokale Örtlichkeit ihre Bedeutung, da sie der Lebensort der Menschen ist und diese nicht im Allgemeinen leben können (vgl. Berking 2006). Alle Migrant*innen beziehen sich in ihren alltäglichen Praktiken auf die konkrete Lokalität, so sind zum Beispiel lokale Normen und (Geschäfts-)Praktiken zu berücksichtigen (vgl. van Riemsdijk 2014: 963), ein lediglich global orientiertes Leben ist damit – außer vielleicht für einige Eliten – nicht möglich. King (2012: 136) übt daher Kritik an den *Mobilities studies*, denn auch Wandernde suchen nach einem Standort, an dem sie zumindest für einen begrenzten Zeitraum sesshaft werden können.

Prozesse des *Place attachment* spielen sich meist unbewusst ab und gelangen erst dann ins Bewusstsein, „when there is a break or distancing from the place of attachment“ (Hidal-

⁴⁵ In einer globalisierten Welt kann die Intensität der Austauschbeziehungen über große Entfernungen und Nationalgesellschaften hinweg viel stärker ausgeprägt sein, als die Stärke der Sozialkontakte etwa im Quartier oder der Stadt, in der die Mitglieder einer transnationalen Familie jeweils leben (vgl. Pries 2010: 15; siehe Kap. 3.5.2).

go/Hernández 2001: 276). Die subjektive Bedeutung eines Ortes wird Akteur*innen häufig erst nach dem Verlust dieses Ortes bewusst, der die Ortsbindung sogar verstärken kann (vgl. Petzold 2011: 168). Auch bei multilokalen Arrangements kann ein temporärer Verlust bzw. die temporäre Abwesenheit von einem Ort dessen Standortofferten besonders bewusstmachen, sodass nach Petzold (2011: 169) von einer Neubewertung und Verstärkung der Identifikation ausgegangen werden kann. Auch die Rhythmen mobiler Arbeit einschließlich länger andauernder Abwesenheiten verleihen dem *Home* – verstanden sowohl als Wohnung als auch als lokale Gemeinschaft – eine zusätzliche Bedeutung (vgl. Arp Fallov et al. 2013: 475).

In der Multilokalitätsforschung stellt sich vor diesem Hintergrund die Frage, ob es „bei einer multilokalen Lebensweise [...] zwei oder gar drei „Zuhause“ oder „Heimaten“ geben“ kann und wie sie sich zueinander verhalten (Weichhart/Rumpolt 2015: 28). Aufgrund der Aneignungsroutinen der Alltagspraxis entstehen in der Regel auch für zweite oder dritte Wohnsitze Bindungswirkungen wie Ortsbezogenheit, Place Attachment oder Place Identity (vgl. Petzold 2013a, 2013b; Weichhart/Rumpolt 2015: 28). Zumindest die funktionale Aneignung des Arbeitsortes kann aufgrund der häufigen Anwesenheit kaum vermieden werden (vgl. Ducki 2003: 193f.).⁴⁴ Auch die Tatsache, dass viele Menschen mehrmals in ihrem Lebensverlauf (auch über größere Distanzen) umziehen, legt die Annahme nahe, dass Place Identity „Mehrfachbezüge“ aufweisen kann (Weichhart/Rumpolt 2015: 28; vgl. Halfacree 2012). Subjekte können also mehrere signifikante Orte oder *Meaningful places* nebeneinander haben (vgl. Ducki 2003: 192; Adey 2010: 73). Allerdings bleibt fraglich, ob berufsbedingt Multilokale eine stabile Beziehung zum zweiten Standort aufbauen können (vgl. Petzold 2011: 167) oder ob es lediglich ein Ort auf Zeit bleibt. Nichtsdestotrotz bleiben Orte bleiben auch in einer mobilen Welt Ankerpunkte der Identifikation in vielfältiger und hybrider Hinsicht, daher erscheint eine Unterscheidung und Zuordnung zu persönlich und beruflich relevanten Orten zweckmäßig (vgl. Weiske et al. 2009; Nadler 2014: 368f.).

Daneben unterliegen die Orte einer Hierarchisierung: einerseits entlang einer Zeitachse (Orte der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft) und andererseits entsprechend ihrer aktuellen Funktion (vgl. Nadler 2014: 368). Die Standorte werden entsprechend einer „functional complementarity“ in ein Netzwerk aus Standorten eingebunden, daher ändert sich ihre Bedeutung im Zeitverlauf (Nadler 2014: 368):

⁴⁴ Häufig berichten berufsbedingt Multilokale von Gefühlen der Zerrissenheit zwischen beiden Orten (vgl. Schneider et al. 2002; Ducki 2003: 193; Gräbe/Ott 2003; Becker/Tippel 2012: 225). Zerrissenheitsgefühle entstehen nach Ducki (2003: 193ff) dann, wenn der Arbeitsort sich zur „Heimwelt“ entwickelt und sich zwei „Heimwelten“ zu etablieren beginnen. Als Ausweg aus diesem Konflikt werden die Aneignungsprozesse am Arbeitsort bewusst einschränkt, indem beispielsweise wichtige und soziale Aktivitäten soweit wie möglich auf den Wohnort beschränkt werden (vgl. Ducki 2003: 194), so wird bewusst eine funktionale Trennung der beiden Orte vorgenommen.

„Places are also related to different persons who are unequally important in life. As such, the importance of a place itself also mutually interferes with the importance of certain people who live there.” (Nadler 2014: 368)

So können drei Arten von Orten unterschieden werden: (1) der unveränderliche Herkunftsort, (2) der veränderbare Aufenthaltsort und (3) der frei wählbare Lebensort (vgl. Rolshoven 2006: 33). Der frei gewählte Lebensort wird aktiv gestaltet und erworben; er ist der Ort des Zuhauses, des Wohlfühlens (vgl. Rolshoven 2006: 33).

Im Zuge von Migrationsentscheidungen verliert die ortsbezogene Identität zusätzlich zu den mit einem Umzug ohnehin verbundenen Unsicherheiten wie einer neuen Bezugsgruppe und unbekanntem Erwartungshaltungen ihre stabilisierende Wirkung auf das Selbstkonzept (vgl. Richter 2013: 19). Die Zugehörigkeit eines*iner Akteur*in zu einer kohärenten Identität und Kultur wird aber zum Teil dadurch abgelöst, dass ein*e Akteur*in mehrere unterschiedliche Rollen und Identitäten einnehmen kann („multiple social identities“) und die Möglichkeit, auch aus der Distanz Einfluss auf andere Standorte und die dort lebenden relevanten Anderen zu nehmen (Kaufmann 2002: 27). Hilti (2013: 160) verweist darauf, dass das Leben an mehreren Orten im Rahmen des multilokalen Wohnens unterschiedliche Bühnen im Sinne Goffmans (2011[1959]) beinhaltet, auf denen jeweils unterschiedliche Normen und Regeln gelten:

„Der multilokal Wohnende muss demnach über ein spezifisches Alltagswissen über die Regeln und Normen, welche mit beiden (oder allen) Wohnsituationen verbunden sind, verfügen; er muss die Mittel der Selbstdarstellung und Selbstbehauptung gegenüber seinen Interaktionspartnerinnen und -partnern kennen (Goffman 2010[1959]).“ (Hilti 2013: 160)

Hohe Mobilität führt demnach nicht zwangsläufig zu einem schwächeren *Local attachment*, im Gegenteil kann ein hochmobiles Arbeitsleben eine starke Bindung an das Zuhause erforderlich machen (vgl. Arp Fallov et al. 2013: 473). Zum Teil kann der Wohnort frei gewählt werden, gerade weil manche Mobile nicht jeden Tag pendeln, sondern öfter für längere Zeit an wechselnden Orten arbeiten, während die Wohnung als Ort körperlicher und psychischer Regeneration dient. Soziale Praktiken in einem mobilen Arbeitsleben sind oft auf den entgegengesetzten Pol – die Sesshaftigkeit – bezogen; diese wird mit körperlicher Regeneration, Ruhe, Gelassenheit und alltäglichen Praktiken assoziiert (vgl. Arp Fallov et al. 2013: 476). Die Wahl des Wohnstandortes ist vor diesem Hintergrund keine rationale Entscheidung nach praktischen Erwägungen und kurzen Reisezeiten, stattdessen werden die Rhythmen und Routinen den Vorstellungen von lokaler Zugehörigkeit und einem ‚guten Leben‘ angepasst (vgl. Arp Fallov et al. 2013: 476ff). Dauerhafte Migrant*innen unterscheiden sich dahingehend entscheidend von temporären Migrant*innen: Letztere sind auf ihre berufliche Karriere fokussiert und entscheiden sich daher, wenn überhaupt, aus eigenem Interesse für eine Integration am temporären Standort und aus Staturerwägungen (vgl. Colic-Peisker 2010: 475). Diese Vorstellungen beeinflussen

und formen die Ausgestaltung von Mobilitätsarrangements und -praktiken, um eine subjektive Form des *Mobile belonging* zu auszubilden (vgl. Arp Fallov et al. 2013: 480).

Einige Orte sind speziell auf die Bedürfnisse berufsmobiler Subjekte zugeschnitten. Duyvendak (2011: 13f.) spricht vom Konzept der *Generic places*, die möglichst austauschbar einer mobilen Elite eine vertraute Umgebung an unterschiedlichen Orten bieten (z. B. Hotelketten, Restaurantketten, Flughäfen, etc.), dabei bieten sie die notwendige Vorhersehbarkeit, Sicherheit und Vertrautheit, um Handlungssicherheit zu gewährleisten. An diesen Orten werden *Generic goods* angeboten, die von den gleichen Ketten angeboten werden und an jedem Ort gleich sind. Populär geworden ist Augés (1994) Bezeichnung dieser Orte als „Nicht-Orte“. Dies beinhaltet, dass sie Unverwechselbarkeit der Orte nicht mehr geschätzt wird und die unterschiedlichen Orte austauschbar werden (vgl. Augé 1994; Duyvendak 2011: 9). Insbesondere die sozialen Eliten können sich so überall auf der Welt zuhause fühlen (vgl. Duyvendak 2011: 33), denn die Nicht-Orte passen perfekt zu den Lebensstilen der transnationalen Eliten aus Beratungs-, Finanz- und Kreativindustrien, die sich beim Leben in den *Global Cities* herausbilden (vgl. Sassen 1997; Koppetsch 2013: 60f.). Aus Gründen der Produktivität und der Zeitknappheit lassen diese Eliten sich nicht auf die Fremdheit oder Andersartigkeit der Umgebung ein, sondern arbeiten in Räumen, die wie die Nicht-Orte kaum besonderen Charakter haben und einander unabhängig von ihrem Standort ähnlich und daher vertraut sind (vgl. Vonderau 2003: 31).⁴⁵ Die Orte der transnationalen Arbeitswelten existieren parallel zu oder neben den Orten des jeweiligen Landes bzw. der Stadt und haben wenig Berührungspunkte mit ihnen (vgl. Vonderau 2003: 31). Beruflich Mobile bewegen sich in ihrem Alltag allerdings sowohl in globalen (beruflichen) als auch in lokalen (meist privaten) Lebenswelten und Orten (vgl. Vonderau 2003: 77).

3.8 Zwischenfazit

Mit Projektarbeit und unsicheren Erwerbsverhältnissen sind zahlreiche Kontingenzen verbunden, die ein hohes Maß an Ungewissheit beinhalten (u. a. hinsichtlich der nächsten Aufgabe, des Arbeitsstandortes, der Dauer des Erwerbsarrangements sowie einer Anschlussbeschäftigung). Dieses muss sowohl individuell als auch innerhalb des Familien- und Sozialsystems biografisch und alltäglich reflexiv bearbeitet und bewältigt werden. Die Verschiebung irreversibler Mobilitätsformen hin zu reversiblen oder hybriden Mobilitätsformen wie temporär angelegter Mobilität beinhaltet, dass die mit Mobilität verbundenen Folgen partiell vermieden werden

⁴⁵ Beispielhaft genannt sei hier der Weg vom Nicht-Ort Flughafen im Nicht-Ort Taxi zum Nicht-Ort Hotel oder Konferenzraum (vgl. Vonderau 2003: 31). Besonders anschaulich wird dieser Sachverhalt im Film „Zeit der Kannibalen“ dargestellt, wo die Unternehmensberater*innen das Hotel nicht einmal während ihres Aufenthaltes verlassen (die lokalen Begebenheiten also nicht kennen) und dennoch den lokalen Unternehmen ihre Bedingungen diktieren können.

sollen. Auch die Darstellung von Motilität bei gleichzeitiger Vermeidung von räumlicher Mobilität verweist auf die Bedeutung der Vermeidung von räumlicher Mobilität und die gleichzeitige Absicht der Minderung von Mobilitätsfolgen in flexibilisierten Arbeitswelten. Die multilokale Lebensführung wird in dieser Arbeit als eine *soziale Praxis und Strategie* in Reaktion auf diese Entwicklungen auf den Arbeitsmärkten und bei den Erwerbsverhältnissen zur Bewältigung der damit verbundenen Kontingenzen und als Strategie des sozialen Statuserhalts oder der -verbesserung betrachtet. Ebenso wird sie als Strategie betrachtet, um die Vulnerabilität auf dem Arbeitsmarkt zu reduzieren, indem durch sie mehrere Optionen offengehalten werden. Dennoch soll nicht unberücksichtigt bleiben, dass auch augenscheinlich beruflich motivierte Mobilitätspraxen wie die hier betrachteten durch weitere Motive und Beweggründe veranlasst werden. Für die multilokale Lebensführung liegen bereits zahlreiche Untersuchungen vor, allerdings nur vereinzelt solche, die explizit berufliche Ungewissheiten und Prekaritäten in den Blick nehmen. Vielmehr wird die multilokale Lebensführung von einigen wenigen Ausnahmen abgesehen als frei gewähltes Elitenphänomen behandelt. Darüber hinaus fehlt es insgesamt an Wissen über selbstorganisierte berufsbedingte räumliche Mobilität für befristete Arbeitsverhältnisse und Projekte sowie über Mobilitätsformen jenseits der Arbeitsmigration und der klassischen berufsbedingten multilokalen Lebensführung, wie die temporäre Umzugsmobilität bzw. das Häufigumziehen. Die vorliegende Arbeit versucht daher, diese Lücke zu schließen und beide Mobilitätspraxen (multilokale Lebensführung und Häufigumziehen) insbesondere im Hinblick auf die Strategien der Stabilisierung, des Wohnens und der Verortung zu vergleichen und möglicherweise darüber hinaus gehende Mobilitätsformen zu identifizieren. Dabei orientiere ich mich an den folgenden Prämissen der Multilokalitäts-, Migrations- und Mobilitätsforschung.

Beide Mobilitätsformen verorten sich innerhalb eines Kontinuums zwischen Freiheit und Zwang und können keinem der beiden Pole eindeutig zugeordnet werden. Zugleich beinhalten sie „Chancen und Zumutungen“ (Weiske et al. 2009: 74) als Folgen des jeweiligen Mobilitätsarrangements. Es muss daher über die Individualebene hinaus der gesellschaftliche Kontext und insbesondere die wirksamen Machtstrukturen betrachtet werden, „aus denen heraus Mobilitätsnotwendigkeiten, -bedürfnisse und -zwänge entstehen“ (Manderscheid 2012: 555). Die Migrations- und Mobilitätsentscheidungen sollen daher nicht ausschließlich als individuelle Entscheidung konzipiert werden, sondern vielmehr muss ihre Einbettung „in wirtschaftliche, räumliche und politische Strukturen, kulturelle Vorstellungen und Orientierungsmuster, diskursiv erzeugtes Wissen, soziale Zusammenhänge und eine Reihe weiterer gesellschaftlicher Praktiken und Prozesse“ untersucht werden (Manderscheid 2012: 563). Entsprechend ist es von hoher Bedeutung für die Analyse und Einordnung der Arrangements die den Individuen zur Verfügung stehenden

Entscheidungs- und Handlungsspielräume in den Blick zu nehmen, sowohl was die Mobilisierungsentscheidung als auch die Mobilitätsfolgen und den Umgang damit betrifft.

Um den *Umgang mit den Mobilitätsfolgen*, die hier für die sozialen Beziehungen beschrieben wurden, zu betrachten, kann der Ansatz der Coping-Strategien herangezogen werden. Wie gehen Individuen in flexibilisierten Arbeitswelten und Erwerbsverhältnissen mit Mobilitätsanforderungen und -folgen um? Die subjektive Einstellung gegenüber der Mobilisierung beeinflusst dabei entscheidend Ausgestaltung und Deutung des Mobilitätsarrangements. Sie wird daher als zentraler Aspekt mitberücksichtigt.

Hybride wie herkömmliche Mobilitätsformen beruhen zugleich auf ungleich verteilten Ressourcen und tragen damit weiterhin zur *Reproduktion sozialer Hierarchien und Ungleichheiten* bei. Untersucht werden soll daher des Weiteren, wie die Wahl einer multilokalen Lebensführung oder eines temporären Umzugs in Zusammenhang mit ungleich verteilten Kapitalien steht.

Im Rahmen der vorliegenden Arbeit sollen daher aus soziologischer Perspektive die mit temporären Mobilitätsarrangements verbundenen Strategien der Mobilisierung und Verankerung analysiert werden. Mobilität als räumliche Bewegung oder geografische Distanzüberwindung spielte in der Soziologie bisher lediglich eine untergeordnete Rolle (vgl. Manderscheid 2012: 551) und insbesondere berufsbedingte räumliche Mobilität wird selten als soziales Phänomen betrachtet (vgl. Kesselring 2012: 83). Die *New mobilities studies* verstehen Mobilität in Abgrenzung dazu als Bewegung von Subjekten oder Objekten im physischen oder virtuellen Raum und als *die* zentrale und konstituierende sozio-materielle Praxis moderner Gesellschaften (vgl. u. a. Urry 2000; Kaufmann 2002). In Ergänzung dazu ist es notwendig, auch das Gegenüber der Mobilität – Praxen der Stabilisierung, der Verortung, des Wohnens und des *Placemakings* – als konstituierenden Gegenpol zu betrachten (vgl. Kaufmann 2008 zitiert nach Duchêne-Lacroix/Schad 2013: 68). Die Analyse von sozialen Praktiken im Rahmen temporärer Mobilitätsarrangements erfordert daher sowohl einen mobilitäts- als auch einen verankerungstheoretischen Zugang (vgl. Duchêne-Lacroix/Schad 2013: 71). Anknüpfungspunkte bieten hier die *Residential multilocality studies*, in denen das Wohnen als zentraler Aspekt multilokaler Lebensführung in den Blickpunkt gerückt wird. Das Wohnen erfüllt als basales Bedürfnis verschiedene Funktionen für die Subjekte: die physische als Schutz- und Aufbewahrungsraum, die soziale als zentraler Ort und Ausgangspunkt sozialer Beziehungen und Handlungen, die emotionale als Ort der Identifikation, die symbolische als Darstellung des Lebensstils und des sozialen Status sowie die standortbezogene als Ausgangsort des alltäglichen Lebens. Der Begriff des Wohnens betont dabei die soziale Praxis der Ausgestaltung dieser Funktionen und der Begriff des *Home* oder des Zuhauses soll insbesondere im Hinblick auf die emotionalen Aspekte genutzt werden.

Das Wohnen hat sich im Zuge der zunehmenden Mobilisierung verändert, aber es hat nicht an seiner existentiellen Bedeutung verloren. Neue mobile Formen des Wohnens und provisorische Formen von *Homes* sind entstanden. Hier gibt es bisher relativ wenig empirische Forschung dazu, wie diese Formen ausgestaltet werden und welche Bedeutung sie für berufsbedingt Mobile einnehmen.

Sesshaftigkeit ist verbunden mit Handlungssicherheit und Routinen am bekannten Ort. Allerdings können auch Orte, die auf die Funktion als Arbeitsort beschränkt sind, bewusst oder unbewusst angeeignet werden, um Handlungssicherheit herzustellen und Routinen auszubilden. Wohnen und *Home* sind oft Zufluchtsräume in spätmodernen Arbeitswelten und werden dementsprechend gestaltet. Im Hinblick auf berufsbedingt Mobile ist es von Interesse, welche Strategien entwickelt werden, um sich immer wieder neue Orte anzueignen und dort Handlungssicherheit zu erlangen. Zudem ist es interessant, ob diese Orte Teil der Identität werden oder nicht und wann Arbeitsorte zu *Meaningful places* werden. Die Lebensorte berufsbedingt Mobiler werden zu einem sinnhaften Netzwerk von Standorten verknüpft (*Plug&Play Places*), die unterschiedliche Funktionen und Bedeutungen im Leben der Mobilen einnehmen und mit relevanten Anderen verbunden sind (vgl. Vonderau 2003; Nadler 2014). Vor diesem Hintergrund erscheint eine analytische Unterscheidung in beruflich und privat relevante Orte sinnvoll (vgl. Weiske et al. 2009; Nadler 2014: 368f.). Vor diesem Hintergrund muss ebenso die funktionale und die emotionale Aneignung von Orten unterschieden werden. Zudem können die Orte entlang einer Zeitachse unterschieden werden: Orte der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Insbesondere aber sind die Orte mit unterschiedlichen Personen verbunden, die für die Mobilen von unterschiedlicher Bedeutung sind.

Darüber hinaus wurde die Verortung mobiler Erwerbstätiger bisher insbesondere am Beispiel transnationaler Eliten empirisch untersucht (vgl. beispielsweise Beaverstock 2002, 2005; Nowicka 2006; Meier 2009; kritisch dazu King 2012; van Riemsdijk 2014). Zum anderen richten sich die Angebote der *Generic places* und Nicht-Orte fast ausschließlich an diese Gruppe. Neben diesen Gruppen, die als Expatriates bei ihren internationalen Umzügen durch das entsendende Unternehmen stark unterstützt werden, sollte die Verortung mobiler und multilokaler Gruppen ebenfalls am Beispiel weiterer sozialer Gruppen untersucht werden, deren Kapitalien im Vergleich zu denen der Eliten erstens eingeschränkter sind, die ihre berufsbedingte Mobilität zweitens zum großen Teil selbst organisieren (vgl. Ryan/Mulholland 2014: 587), drittens die innerhalb eines Staates mobil sind und viertens die nicht in die *First tier Global Cities* wandern (vgl. King 2012; van Riemsdijk 2014; Brown 2015).

4 Methodologische Ausgangspunkte und empirisches Vorgehen

Das vorliegende Kapitel geht, bevor die Ergebnisse im darauffolgenden Kapitel präsentiert werden, auf die zugrunde liegende Methodologie und das empirische Vorgehen ein. Zunächst gehe ich auf die Konzeption der Studie ein (siehe Kap. 4.1), um anschließend darzustellen, wie ich empirisch vorgegangen bin (siehe Kap. 4.2) und abschließend, wie das erhobene Datenmaterial daraufhin analysiert wurde (siehe Kap. 4.3).

4.1 Forschungsdesign und Forschungsfragen

Im Zuge der Konzeption des Forschungsdesigns waren verschiedene Vorüberlegungen notwendig, die innerhalb dieses Kapitels erläutert werden. Dies sind zum einen methodologische Fragen, wie die bisher weitgehend unberücksichtigten Erwerbs- und Mobilitätsarrangements der berufsbedingt temporär Wandernden erfasst und ‚verstanden‘ werden können (siehe Kap. 4.1.1). Zum anderen sind dies Fragen hinsichtlich der Auswahl des Untersuchungsraums (siehe Kap. 4.1.2) und des Samplings, der präzisen Definition der Untersuchungsgruppe (siehe Kap. 4.1.3).

4.1.1 Methodologische Vorüberlegungen, Ziele und Forschungsfragen

Die vorliegende Arbeit greift auf die Überlegungen der Phänomenologischen Soziologie und dabei insbesondere auf den Ansatz der Lebenswelt zurück (vgl. Schütz/Luckmann 2017[2003]; Hitzler/Eberle 2010). Ziel dessen ist,

„Das Wirkliche analytisch und verstehend, das heißt mit Hilfe menschlicher Vernunft, als das Feld der Möglichkeiten und Alternativen zu erschließen, auf dem im historisch konkreten sozialen Handeln Handlungsentscheidungen gefällt, Möglichkeiten aufgegriffen oder ausgeschlossen werden und Ursachen für Entscheidungen und Entscheidungszwänge auf verschiedenen Ebenen der Bewußtheit [sic] und durch die Analyse spezifischer Interaktionskonfigurationen deutlich gemacht werden können.“ (Soeffner 2004: 29)

Soziale Phänomene aus den Handlungen der beteiligten Individuen zu erklären, bedeutet daher, ihre Lebenswelt zu verstehen und den subjektiven Sinn herauszuarbeiten, den diese Handlungen für die Handelnden selbst haben (vgl. Schütz/Luckmann 2017[2003]: 33; Soeffner 2004; Hitzler/Eberle 2010: 112). Die Deutung oder der Sinn von Handlungen beruht auf vorangegangenen Erfahrungen, sowohl eigenen als auch intersubjektiv geteilten Erfahrungen Anderer, aus denen ein „Wissensvorrat“ entsteht, der als Bezugsschema für die jeweilige Weltauslegung dient (vgl. Schütz/Luckmann 2017[2003]: 33). Deutungsmuster sind demnach „Produkte von

Interaktionsprozessen und Interaktionssystemen“ wie Soeffner (2004: 24) unter Bezug auf Mead (1973) feststellt. In der Verstehenden Soziologie geht es daher darum, den wechselseitigen Zusammenhang von Deutungs- und Handlungsmustern herauszuarbeiten.

Dieses Alltagswissen dient dazu, einen intersubjektiv geteilten Handlungs- und Erfahrungsraum zu konstruieren und ist als „fraglose Gegebenheit“ (Schütz/Luckmann 2017[2003]: 35) möglicherweise nicht narrativ darstellbar, dennoch „prinzipiell »verstehbar«“ (Soeffner 2004: 47). Die wissenschaftliche Analyse dessen bezieht sich dabei auf Handlungsprotokolle, nicht auf das Handeln selbst, d. h. sie betrachtet retrospektiv Handlungen, Ereignisse und deren zugeschriebenen Sinn (vgl. Soeffner 2004: 47). Mit diesen Handlungsprotokollen und Einzelfallanalysen arbeitet wissenschaftliche Hermeneutik exemplarisch; sie erhebt nicht den Anspruch, sämtliche Daten und Texte zu erfassen und zu bearbeiten (vgl. Soeffner 2004: 104f., 158). Einzelfallanalysen dienen dabei der „schrittweisen Entdeckung allgemeiner Strukturen sozialen Handelns, während der Einzelfall selbst als historisch-konkrete Antwort auf eine konkret-historische Situation und Strukturformation interpretiert wird“ (Soeffner 2004: 73).

Zur Analyse mit räumlicher Mobilität verbundener sozialer Phänomene wurden im Zuge des *Mobilities paradigm* spezielle Methoden und Methodologien – *Mobile methods*, die dem Spezifischen der Mobilitäten besonders Rechnung tragen, gefordert und vorgeschlagen (vgl. Büscher/Urry 2009; Büscher et al. 2011). Und auch in der Forschungsperspektive der *Residential multilocality studies* wurden Prämissen, um die Spezifika multilokaler Lebensführung angemessen in den Blick zu nehmen, vorgeschlagen (vgl. Schier et al. 2015a: 440f.; Schier et al. 2015b). In der vorliegenden Arbeit sollen auf dieser Grundlage folgende Aspekte besonders berücksichtigt werden.

1. *Zusammenspiel von Mobilität und Immobilität sowie An- und Abwesenheit* – Bei der Analyse mit räumlicher Mobilität verbundener sozialer Phänomene ist nicht nur die Mobilität, sondern auch ihre Kehrseite, die Stabilität und Immobilität, hinreichend einzubeziehen.
2. *Relationalität* – Um das Erwerbs- und Mobilitätsarrangement in seinem Zusammenhang verstehen zu können (vgl. Goldmacher 2008; Kesselring/Vogl 2008), müssen die Beziehungen zwischen den Standorten und dem Dazwischen nachvollzogen werden, denn sie machen nur in Bezug aufeinander Sinn (vgl. Schad et al. 2015: 181; Schier et al. 2015a: 441).
3. *Prozessorientierung* – Die Genese und Konfiguration des Erwerbs- und Mobilitätsarrangements, dessen Entwicklungs- und Veränderungsprozesse sowie die Mobilitäts- und Wohnbiografie werden als grundlegende Komponenten des Arrangements einbezogen. Wanderungen werden nicht als singuläre Handlungen, sondern prozessual betrachtet und bedürfen relationaler Narrationen (vgl. Ryan 2015: 1671; Zhang 2018). Mobilitäts-

biografien werden einschließlich ihrer Kontextbedingungen wie Haushaltskonstellation, Beruf, Wohnungsmarkt und politische Situation retrospektiv gut erinnert und erzählt (vgl. Mason 2004b: 166).

Den Ausgangspunkt der Untersuchung stellen die Flexibilisierung der Arbeitsverhältnisse, die Entwicklung von Projektarbeitsmärkten und damit verbundene räumliche Mobilität dar. Vor diesem Hintergrund werden die Lebenswelten berufsbedingt temporär Wandernder herausgearbeitet. Ziel der Arbeit ist es, das Wohnen und die sozial-räumliche Verortung unter einer begrenzten zeitlichen Perspektive und die angesichts von zunehmender berufsbedingter räumlicher Mobilität potenziell veränderte Bedeutung von Räumen verschiedener Skalen – von der Wohnung über das Quartier bis hin zur Stadt – für mobile Erwerbstätige zu untersuchen. Als hinführende Fragestellungen sollen beantwortet werden:

- Was sind relevante Lebensbereiche und Themen innerhalb der Lebenswelten berufsbedingt temporär Wandernder? Welche Sicht nehmen Mobile im Hinblick auf ihre eigene Mobilität ein?
- Wie gestalten sich Wohnen und sozial-räumliche Verortung unter einer begrenzten zeitlichen Perspektive aus? Welche Anforderungen an Wohnung und Wohnstandort ergeben sich aufgrund der begrenzten zeitlichen Perspektive am Arbeitsstandort? Welche Rolle spielt dabei die multilokale Lebensführung?
- Welche Strategien entwickeln insbesondere Personen mit langer Mobilitätsbiografie im Umgang mit berufsbedingter räumlicher Mobilität und zur Aneignung neuer Orte?

Dadurch sollen erste empirische Hinweise zu den Auswirkungen von flexibilisierten Arbeitsverhältnissen auf das Wohnen sowie zur Erweiterung des empirischen Wissens im Hinblick auf die sozial-räumliche Verortung von temporär Umziehenden erbracht werden. Diese Fragestellungen sind ausschließlich mit einem qualitativen Forschungsdesign innerhalb der Verstehenden Soziologie, mithilfe von „migrants‘ stories and biographies“, zu beantworten (Zhang 2018: 202).

4.1.2 Zur Auswahl des Untersuchungsraums

Petzold (2011: 160) vermutet, dass es sich bei berufsbedingt multilokaler Lebensführung vor allem um ein urbanes Phänomen handelt und die Mehrheit der multilokal Lebenden zwischen Großstädten pendelt. Zudem sollte ein relevanter Anteil berufsbedingt temporär Wandernder in der ausgewählten Stadt vorhanden sein, um ausreichend Interviews führen zu können. Als Untersuchungsstadt sollte eine sogenannte *Beta City* ausgewählt werden, da sich die lokalen Gemeinschaften der Expatriates – als Beispiel – in *Beta Cities* gravierend von denen in *Alpha Cities* wie London, Paris, Tokyo oder New York unterscheiden. In den *Beta Cities* bestehen diese weniger aus Eliten, sondern setzen sich im Wesentlichen aus Angehörigen der Mittelschicht zusammen (vgl. van Riemsdijk 2014: 971).

Als Beispielregion wurde daher die Region Frankfurt am Main ausgewählt: Frankfurt am Main selbst weist einen hohen Anteil überregional zuziehender und zugleich überregional abwandernder Personen auf (vgl. BBSR 2011) und gilt als Stadt mit „Durchgangsimage“ in der es „in erster Linie ums Geldverdienen“ geht (Merkel/Oppen 2012: 36). Der Diskurs in Frankfurt beinhaltet dementsprechend, dass „people from all over the world move to the city and that its population is continuously in flux“ (Barbehön/Münch 2016: 44). Zudem ist Frankfurt Deutschlands am stärksten globalisierte Stadt, eine der prosperierenden Städte in Deutschland (vgl. Schipper 2014: 237, 242; Amt für Wohnungswesen Frankfurt am Main 2015: 10, 26) und Deutschlands Stadt mit dem größten Consultingmarkt (vgl. Glückler 2005: 1734), obwohl es im globalen Vergleich nicht zu den *Alpha Cities* gehört. Frankfurt weist nichtsdestotrotz einen hohen Besatz mit relevanten Arbeitgebern in wissensbasierten Branchen auf (vgl. BBSR 2011). Es ist also sehr wahrscheinlich, dass in der Region Frankfurt ein hoher Anteil lediglich temporär Zuziehender anzutreffen ist. Die Rahmenbedingungen und Gelegenheitsstrukturen, die die Stadt bietet, stellen einen einheitlichen Hintergrund aller Interviews dar. Die durchgeführten Pretest-Interviews⁴⁶ zeigten, dass die Lebenswelten und alltägliche Praxis, einschließlich der Wohnstandortpräferenzen, von den Gelegenheitsstrukturen des Arbeitsstandortes stark beeinflusst werden.

Insbesondere der lokale Wohnungsmarkt stellt einen relevanten Kontext innerhalb des Themas dar. Die anhaltende Attraktivität und der Bevölkerungszuwachs Frankfurts wirken sich stark auf die Versorgung der Bevölkerung mit Wohnraum aus. Der Wohnungsmarkt in der Region ist sehr eng. So stellte die Stadt Frankfurt am Main (2005: 5) bereits 2005 eine „quantitativ unzureichende Versorgung der Bevölkerung mit Wohnraum“ fest und noch 2015 wird eine sinkende Wohnungsversorgungsquote und „zunehmende Wohnknappheit“ festgestellt (Amt für Wohnungswesen Frankfurt am Main 2015: 8). Der Bedarf besteht insbesondere in Wohnungsmarktsegmenten mit geringen Wohnflächen, preisgünstigem Wohnraum und hochwertig ausgestatteten Wohnungen (vgl. Stadt Frankfurt am Main 2005). Auf das Segment für temporären Wohnraum wird weder in den Wohnungspolitischen Leitlinien von 2005 (vgl. Stadt Frankfurt am Main 2005) noch im Wohnungsmarktbericht (vgl. Amt für Wohnungswesen Frankfurt am Main 2015) eingegangen, lediglich Wohnraum für Studierende wird thematisiert. Frankfurt als „klassische Pendlerstadt“ sei jedoch im deutschen Vergleich gut ausgestattet mit „Mikroapartments, Studentencontainer[n], Minilofts [und] Boardinghouses“ (Ziemann 2015). Die Situation unterscheidet sich etwas in der Region, in den Nachbar- und Umlandgemeinden. In Bad Homburg ist der Wohnungsmarkt beispielsweise ebenfalls sehr eng, während in Offenbach etwas geringere Mieten erzielt werden.

⁴⁶ Die Pretest-Interviews wurden in der Region Hannover und im Ruhrgebiet durchgeführt.

4.1.3 Sampling

Die Fragestellung der Untersuchung wird am Beispiel der Gruppe der berufsbedingt temporär Wandernden (‚berufsbedingt Wandernde auf Zeit‘) untersucht. Zur Rekrutierung potenzieller Interviewpartner*innen wurden folgende Kriterien formuliert, anhand derer die Teilnehmenden selbst entscheiden konnten, ob sie sich der Untersuchungsgruppe zuordnen. Die Interviewten sollten

- einer hochqualifizierten Tätigkeit nachgehen und
- für eine voraussichtlich begrenzte Zeit (jedoch mindestens ein Jahr) in der Region Frankfurt am Main selbständig oder angestellt arbeiten (zum Beispiel aufgrund eines befristeten Vertrags, eines Projekts, einer Versetzung bzw. Entsendung oder entliehene Angestellte)
- und aus diesem Grund für eine voraussichtlich begrenzte Zeit in die Region Frankfurt am Main gezogen sein (zum Beispiel Anmietung eines Zimmers oder einer (weiteren) Wohnung, WG-Zimmer, Hotel etc.).

Hochqualifizierte Erwerbstätige werden betrachtet, da sie von berufsbedingter räumlicher Mobilität häufiger betroffen sind als Beschäftigte anderer Qualifikations- und Hierarchieebenen, denn ihre Tätigkeiten erfordern häufiger räumliche Mobilität und werden lediglich an bestimmten Standorten angeboten (vgl. Lück/Ruppenthal 2010: 63ff). In den Operationalisierungen der OECD und der Europäischen Kommission/Eurostat bezeichnet der Begriff ‚hochqualifiziert‘ bzw. ‚highly skilled‘ Arbeitskräfte, die entweder eine tertiäre Ausbildung erfolgreich abgeschlossen haben, das bedeutet mindestens über einen Bachelor-Abschluss verfügen, und/oder in einer Erwerbsposition tätig sind, die diese Qualifikation normalerweise erfordert (vgl. Auriol/Sexton 2002: 15f.). Ryan und Mulholland (2014) sowie van Riemsdijk (2014) beispielsweise haben diese Operationalisierung für ihre Studien zu hochqualifizierten transnationalen Erwerbstätigen verwendet. Voß und Pongratz (1998: 148) weisen zudem darauf hin, dass bei Erwerbstätigen, die als Arbeitskraftunternehmer*innen zu charakterisieren sind, Positionen eher nach Referenzen statt nach Qualifikationen vergeben werden. Dabei wird der Blick auf ein möglichst breites Spektrum hochqualifizierter Arbeit gerichtet, da die Ränder – insbesondere die Eliten (beispielsweise Beaverstock 2002, 2005; Nowicka 2006a, 2006b; Meier 2006, 2009) – bereits stark erforscht wurden. Der Blick auf Mittelschichten, die ihre Mobilität selbst organisieren müssen, erscheint daher fruchtbarer (vgl. Ryan/Mulholland 2014), denn Expatriates werden von der entsendenden Organisation stark unterstützt, sowohl was Unterbringung als auch was soziale Belange angeht (vgl. Colic-Peisker 2010: 468).

Hinsichtlich des begrenzten Aufenthalts wurde lediglich die Einschränkung vorgenommen, dass dieser Aufenthalt über mindestens ein Jahr gehen muss, da ein Jahr tatsächlich „residency rather than a visit“ impliziert (Colic-Peisker 2010: 467). Da die Mobilitätsentscheidungen als

relationale und prozessuale Entscheidungen betrachtet werden (vgl. Zhang 2018; siehe Kap. 4.1.1), können sich die Pläne zum erneuten Umzug oder dem Verlassen des Standorts mit der Zeit verändern, insbesondere wenn die Individuen beginnen, sesshaft zu werden und ihren Aufenthalt zu verlängern (vgl. Ryan/Mulholland 2014: 597), dies ist auch abhängig von der familiären, privaten und beruflichen Situation. Auch Planungen für temporäre Aufenthalte können sich im Laufe des Aufenthalts verändern (vgl. Ryan et al. 2008: 678) und die Entscheidung, ob der Aufenthalt in Frankfurt wirklich begrenzt bleibt, von den Subjekten vor wechselnden Kontexten jederzeit revidiert werden. Das bedeutet, auch die Pläne meiner potenziellen Interviewpartner*innen können sich im Laufe der Zeit ändern: „from temporary, short-term through to longer-term, without migrants ever formally making the decision to settle permanently“ (Ryan/Mulholland 2014: 598). Zwar kann der Fokus auf der zeitlich begrenzten Perspektive und die darauf beruhende Ansprache der Interviewpartner*innen möglicherweise implizieren, dass Frankfurt in ihrer Deutung einen – in welcher Hinsicht auch immer – eher unattraktiven Standort darstellt und die Entscheidung für die Stelle bzw. das Projekt und den Standort eher alternativlos war. Um die Lebenswelten innerhalb berufsbedingter temporärer Aufenthalte zu explorieren, ist der Fokus auf diese Gruppe jedoch notwendig.

Zur Rekrutierung potenzieller Interviewpartner*innen wurde ein kurzes Anschreiben und Exposé verfasst, das über Multiplikator*innen sowie E-Mail-Verteiler per Schneeballsystem in Frankfurt am Main verbreitet wurde. Zudem wurden Kontaktpersonen und Personalabteilungen bei interessanten Arbeitgebern sowie soziale Kontakte, die einen Bezug zur Untersuchungsgruppe haben, angesprochen. Im Sinne des theoretischen Samplings wurde bei der Zusammensetzung des Samples angestrebt, die Heterogenität des Untersuchungsfelds (hinsichtlich Branchen und Erwerbsarrangements) möglichst umfassend abzubilden (vgl. Kelle/Kluge 2010: 50ff.). Dieses weite Begriffsverständnis bietet die Möglichkeit, unterschiedliche berufliche Mechanismen, Anforderungen und Kontexte sowie subjektive Motive und Bewältigungsstrategien im Hinblick auf berufsbedingte räumliche Mobilität zu untersuchen und zu vergleichen.

4.2 Empirisches Vorgehen

Um in den Interviews die subjektiven Biografien und Relevanzsetzungen der mobilen Erwerbstätigen erfassen zu können, wurde die Methode der teil-narrativen Interviews gewählt (vgl. Flick 2007; Küsters 2009; Hopf 2010; Helfferich 2011). Dieses Vorgehen eignet sich besonders zur Untersuchung der Forschungsfragen, da im narrativen Teil den Interviewten eigene Sinndeutungen und Relevanzsetzungen ermöglicht werden und im Nachfrageteil zusätzliche Erläuterungen erbeten sowie ambivalente Themen und Widersprüche mit den Interviewten disku-

tiert werden können. Im vorliegenden Kapitel werden zum einen das Vorgehen bei der Erstellung des Leitfadens (siehe Kap. 4.2.1) und zum anderen das Vorgehen im Feld sowie das realisierte Sample (siehe Kap. 4.2.2) erläutert.

4.2.1 Anmerkungen zur Leitfadenerstellung

Die Erstellung des Interview-Leitfadens orientierte sich weitgehend an dem von Helfferich (2011) empfohlenen Vorgehen. Bei der Methode der teil-narrativen Interviews wird der thematische Rahmen der Interviews vorgegeben, darüber hinaus sind die subjektiven Relevanz- und Themensetzungen der Interviewten von großer Bedeutung. Dazu wurde der Interviewleitfaden in mehrere thematische Blöcke gegliedert (Berufsbiografie und Mobilität, Wohnen, alltägliche Praxis sowie sozial-räumliche Verortung; siehe Anhang I). Am Anfang eines Blockes steht eine erzählgenerierende Frage oder Erzählaufforderung, am Ende der Erzählung können Nachfragen zu den angesprochenen Aspekten an die Interviewten gestellt werden oder nicht von selbst angesprochene Gesichtspunkte thematisiert werden. Die Erzählaufforderungen wurden möglichst offen gehalten und sollen jeweils eine narrative Teilerzählung der Interviewten auslösen. Flexibel wurde die Reihenfolge der vorgegebenen Themenblöcke gehandhabt, jedoch sollten alle Themenblöcke innerhalb eines Interviews angesprochen werden. Der Leitfaden wurde sukzessive erprobt und überarbeitet. Zusätzlich zu den Interviews wurden die Interviewten gebeten, Mental Maps ihres Arbeitsortes Frankfurt am Main anzufertigen.⁴⁷

4.2.2 Durchführung der Interviews und Charakteristik des realisierten Samples

Im Rahmen der vorliegenden Studie wurden drei Pretest-Interviews, die zur Erprobung des Leitfadens dienten und weder transkribiert noch in die Auswertung einbezogen wurden, und 25 Interviews in der ‚eigentlichen‘ Feldphase durchgeführt. Zwei dieser Interviews werden nicht in die Auswertung einbezogen, da sich während der Interviews herausstellte, dass die beiden Interviewten eindeutig nicht zur Untersuchungsgruppe gehörten. Zusätzlich haben sich drei Personen als Wandernde auf Zeit gemeldet, obwohl sie zum Zeitpunkt des Interviews eine unbefristete Arbeitsstelle in Frankfurt innehatten, da sie aber ihren Aufenthalt in Frankfurt aus beruflichen Gründen subjektiv als zeitlich begrenzt empfanden. Diese Interviewpartner wurden ebenfalls in die Analysen einbezogen, ihre Situation wurde aber vor dem Hintergrund analysiert, dass die begrenzte Perspektive ihres Aufenthalts in Frankfurt frei gewählt und nicht zwangenermaßen temporär war. Sie unterscheiden sich damit in einem zentralen Aspekt vom Rest des Samples und können gewissermaßen als Vergleichsfälle dienen.

⁴⁷ Die Aufforderung zur Zeichnung der Mental Map lautete: „Bitte zeichnen Sie hier alle für Sie wichtigen Orte an Ihrem Arbeitsort ein.“ Die Interviewten werden darauf hingewiesen, dass die Zeichnung nicht maßstäblich oder geographisch korrekt sein muss, sondern ihr subjektives räumliches Empfinden wiedergeben sollte.

Die Interviews wurden zwischen April 2012 und September 2013 geführt. Diese wurden größtenteils persönlich, einige telefonisch oder per Skype geführt. Als Durchführungsort dienten die Wohnungen in der Region Frankfurt, der Arbeitsplatz in Frankfurt, die Wohnung am ‚eigentlichen‘ Wohnort oder DB-Lounges an unterschiedlichen Orten. Da insbesondere die entsendeten Interviewten unter starkem Zeitdruck standen, war es hier nötig, einige Interviews in DB Lounges oder telefonisch zu führen. Die persönlich geführten Interviews, die an neutralen Orten wie DB Lounges geführt wurden, sind mit den telefonisch geführten Interviews vergleichbar. Die per Skype geführten Interviews sind dagegen mit den persönlich in der Wohnung oder am Arbeitsplatz geführten Interviews vergleichbar. Der Entstehungskontext des Interviews muss bei der Auswertung daher berücksichtigt werden.⁴⁸ Um ausreichend Personen für Interviews zu gewinnen, wurden bei der Wahl von Interviewort und -termin und gegebenenfalls des Kommunikationsmediums die Präferenzen der Interviewten als ausschlaggebend betrachtet. Die Interviews dauerten zwischen 45 Minuten und 2 Stunden, wobei der Durchschnitt bei etwa 70 Minuten liegt. Zum Abschluss jedes Interviews wurden die demografischen Daten der Interviewten mithilfe eines kurzen Fragebogens dokumentiert. Der Kontext der Interviewsituation wurde durch ein von der Autorin erstelltes Interviewprotokoll festgehalten, um ihn bei der Auswertung berücksichtigen zu können.

Die Interviewten sind im Alter zwischen 24 und 61 Jahren, der Schwerpunkt liegt allerdings bei 30 bis 40 Jahren. Da insbesondere Berufsanfänger*innen von befristeten Erwerbsverhältnissen betroffen sind und offene und unsichere Erwerbsverhältnisse in Kauf nehmen (siehe Kap. 2.1.5), ist der hohe Anteil an jungen Erwerbstätigen nicht überraschend. Von berufsbedingter räumlicher Mobilität betroffene Erwerbstätige befinden sich in einer frühen Berufsphase bzw. sind jüngeren Alters. Umzugsmobilität ist beispielsweise eher bei einer jüngeren Altersgruppe zu beobachten: Unter kürzlich Umgezogenen sind 60 % jünger als 35 Jahre (vgl. Lück/Ruppenthal 2010: 59). Sogenannte Shuttles, wie berufsbedingt Multilokale auch genannt werden (vgl. Schneider et al. 2002; Limmer/Schneider 2008; Reuschke 2010), befinden sich demgegenüber eher in einer mittleren Altersspanne, in der bereits Bindungen an einen Partner, Kinder oder ein Eigenheim existieren (vgl. Lück/Ruppenthal 2010: 59).

Es konnten Gesprächspartner*innen aus den Branchen Öffentliche Verwaltung, Unternehmens- und Organisationsberatung, Wissenschaft, Verkehr und Logistik, IT- und Ingenieur Tätigkeiten sowie Medien und Werbung gewonnen werden. Bei den Funktionsbereichen ist ein

⁴⁸ Im Hinblick auf die Analyse von Ungleichheitsaspekten konnte Petzold (2015: 259) Anzeichen für einen Wechsel der Bezugseinheit, der mit dem Ortswechsel bei multilokal Lebenden einherging, feststellen: Befanden sich die Befragten am Arbeitsort wurden Nutzenaspekte der multilokalen Lebensführung thematisiert, während am Familienwohnsitz die Belastungsaspekte im Vordergrund standen.

Großteil im Kerngeschäft des Unternehmens beschäftigt, daneben waren einige Befragte als externe Berater*innen tätig und einige in den IT-Abteilungen. Lediglich zwei der Interviewten waren auf Leitungsebene tätig. Die Mehrheit der Interviewpartner*innen verfügt über ein abgeschlossenes Studium bzw. Promotion und vier über eine abgeschlossene Ausbildung bzw. einen Technikerabschluss, diese sind allesamt in der IT-Branche tätig (siehe Kap. 4.1.3). Die Interviewten waren zum Großteil befristet beschäftigt oder als entsendete bzw. entliehene Angestellte/Beamte in der derzeitigen Organisation. Das Spektrum der Interviewten reicht damit von der befristet beschäftigten Trainee bis zum fest angestellten Abteilungsleiter, ermöglicht aber insbesondere den Blick auf junge Erwerbstätige in der Berufseinstiegs- und Etablierungsphase. Hinsichtlich der Lebensform der Befragten konnte ebenfalls ein Querschnitt erreicht werden: Vier Interviewte waren alleinlebend, 13 in einer Partnerschaft und die restlichen Sechs in einer Partnerschaft mit Kind(ern).

Tabelle 3: Überblick über das Sample

Name ⁴⁹	Alter	Position	Erwerbsarrangements	Familie/Partnerschaft
Stefan	32	Doktorand/Stipendiat	Befristeter Arbeitsvertrag	Partnerin und Kind
Victoria	30	Referendarin	Angestellte (befristete) Tätigkeit und Selbständigkeit	Partner
Gudrun	38	Projektbearbeiterin	Befristeter Arbeitsvertrag	alleinlebend
Friederike	29	Projektbearbeiterin	Selbständigkeit und angestellte (befristete) Tätigkeit	Partner
Andreas	36	Sachbearbeiter	Befristeter Arbeitsvertrag	alleinlebend
Nina	32	Sachbearbeiterin	Befristeter Arbeitsvertrag	Partner
Max	35	Unternehmensberater	Freiberufliche Projektarbeit	Partnerin
Philippe	24	Trainee	Befristeter Arbeitsvertrag, Austauschprogramm	alleinlebend
Petra	43	Organisationsberaterin	Selbständigkeit	Partner und Kinder
Oliver	30-40	Abteilungsleiter	Unbefristeter Arbeitsvertrag	Partnerin
Paul	27	Projektbearbeiter	Unbefristeter Arbeitsvertrag	Partnerin
Christian	31	IT-Berater	Angestellte Projektarbeit, entliehen an Unternehmen in Frankfurt	Partnerin
Luise	29	Sachbearbeiterin	Versetzung mit möglicher Rückkehr an vorherigen Standort	Partner
Serdar	40	IT-Berater	Angestellte Projektarbeit, entliehen an Unternehmen in Frankfurt	Partnerin und Kinder

⁴⁹ Alle Namen sowie die Berufsbezeichnungen wurden anonymisiert.

Norbert	44	IT-Berater	Angestellte Projektarbeit, entliehen an Unternehmen in Frankfurt	Partnerin und Kinder
Thorsten	34	Systemadministrator	Versetzung mit möglicher Rückkehr an vorherigen Standort	Partnerin
Wolfgang	61	IT-Vertriebler	Angestellte Projektarbeit, entliehen an Unternehmen in Frankfurt	Partnerin und Kinder
Lucy	30	Trainee	Befristeter Arbeitsvertrag	Partner
Robert	38	Teamleiter	Unbefristeter Arbeitsvertrag	Partnerin und Kind
Clara	31	Wissenschaftliche Angestellte	Befristeter Arbeitsvertrag	Partner
Sebastian	28	Sachbearbeiter	Versetzung an anderen Standort	alleinlebend
Felix	31	IT-Berater	Freiberufliche Projektarbeit (verschiedene freiberufliche Tätigkeiten)	Partnerin
Sabine	28	Wissenschaftliche Angestellte	Befristeter Arbeitsvertrag	Partner

Quelle: eigene Darstellung

4.3 Auswertung der Interviews

Die durchgeführten Interviews wurden im Anschluss transkribiert (siehe Kap. 4.3.1) und ausgewertet (siehe Kap. 4.3.2). Das genaue Vorgehen wird in den folgenden Kapiteln beschrieben. In Kap. 4.3.3 werden Hinweise zur Darstellung der Ergebnisse und insbesondere der Verwendung der Interviewzitate im empirischen Teil der Arbeit gegeben.

4.3.1 Durchführung und Transkription der Interviews

Alle Interviews, die während der Hauptfeldphase geführt wurden, wurden vollständig transkribiert. Die Transkription bezog nicht nur das Gesagte, sondern ebenfalls Pausen, Zögern, Auffälligkeiten der Sprache und paraverbale Äußerungen ein und wurde in den Transkripten einheitlich dokumentiert und konnte so in die Auswertung einbezogen werden (vgl. Kuckartz 2005: 46; Kowal/O'Connell 2010; website Universität Wien; siehe Anhang II). Die Transkripte werden als Texte verstanden, deren interaktionale, syntaktische und semantische Erzählstruktur herausgearbeitet sowie die zentralen Motive des Interviews offengelegt werden sollen (vgl. Lucius-Hoene/Deppermann 2004). Darüber hinaus wurden die Interviewtranskripte anonymisiert, um mögliche Rückschlüsse auf die Interviewten zu vermeiden. Sozio-demografische Daten, Interviewkontext und weitere Rahmendaten wurden in einer separaten systematischen Übersicht zusammengefasst (aus datenschutzrechtlichen Gründen ausschnittsweise siehe Tabelle 3). Dies

diente der übersichtlichen Gesamtdarstellung eines Falls und der Realisierung der Fallauswahl im Sinne des theoretischen Samplings (vgl. Kelle/Kluge 2010).

4.3.2 Analyse der Interviews – Heuristik

Der Interviewleitfaden ermöglichte, wie beschrieben, die Vorgabe der relevanten Themen und ließ zugleich den Gesprächspartner*innen genügend Raum, eigene Schwerpunkte zu setzen. So war es möglich, unvermutete mit dem Forschungsthema verbundene Aspekte zu erörtern. Im Zuge der Analyse wurden zunächst mithilfe inhaltsanalytischer, induktiver Codierung relevante Themen und Dimensionen innerhalb des Interviewmaterials identifiziert. Um über die inhaltsanalytische Ebene hinauszugehen und verdeckte Deutungen und Handlungslogiken herauszuarbeiten (vgl. Flick et al. 2010: 14), wurde jeder Fall auf der Basis der inhaltsanalytisch identifizierten Themen nochmals analysiert. Dabei wurden die Dimensionen Erwerbs- und Mobilitätsarrangements, Deutung berufsbedingter räumlicher Mobilität, Wohnen und Wohnformen, soziale Kontakte und Freundschaften, Strategien zur Herstellung von Kontinuität und Stabilität, Strategien zur Aneignung der Standorte sowie psycho-soziale Belastungen für jeden Fall analysiert und einem idealtypischen Umgang zugeordnet (siehe Tab. 4). Diese vergleichende Analyse der einzelnen Fälle diente dazu, übergreifende Strategien im Umgang mit temporären Arbeitsverhältnissen und damit einhergehender räumlicher Mobilität sowie den damit verbundenen Deutungen und Handlungslogiken herauszuarbeiten. In diesem Schritt wurden die einzelnen Dimensionen von den konkreten Fällen abstrahiert, sortiert und typisiert (vgl. Kelle/Kluge 2010). Da eine einheitliche Zuordnung der einzelnen Fälle zu den Idealtypen in dem meisten Fällen nicht möglich war, werden die Ergebnisse im folgenden Kapitel zunächst anhand der Dimensionen dargestellt und erst in einem abschließenden Kapitel die entworfene Typologie skizziert.

Tabelle 4: Einordnung des Samples in die Untersuchungsheuristik

	Mobilitätsarrangement	Wohnen und Wohnform	Soziale Kontakte und Freundschaften	Aneignung	Stabilisierung und Stabilitätsanker	Belastungen
Stefan	klassisch berufsbedingte multilokale Lebensführung	Übernachtungsgelegenheit	Wenige soziale Kontakte aus dem Arbeitsumfeld	Arbeitsorientierter Lebensstil, kaum Aneignung	„eigentlicher“ Wohnort und Familie Ökonomisierte Lebensführung, Routinisierung	Reisen

Victoria	Zwischenform Zwei proviso- rische Wohn- standorte	WG Ungewöhnli- ches Wohnar- rangement	Fokussierung auf den Part- ner Freundschaft- ten als fluide	Gleiche Relevanz und Aneig- nung beider Orte, auch in der Part- nerschaft	Ähnliche Wohnarran- gements Erweiterung von berufli- chen und räumlichen Optionen	Entgrenzung und Arbeits- belastung
Gudrun	Monolokalität mit regelmä- ßiger Abwe- senheit, um Freund*innen zu besuchen	Eigene Woh- nung	Aktivierung und Intensivie- rung beste- hender Freundschaft- ten	Intendier- te Aneig- nung	Schaffung einer Blei- bensperspek- tive Freund- schaftsnetz- werke	Kein konstan- ter <i>Place of Home</i> Kreislauf aus Ankommen und Wieder- verlassen
Friederike	Multilokale Lebensfüh- rung mit gleicher Rele- vanz beider Standorte	Eigene Woh- nung	Aktivierung und Intensivie- rung beste- hender Freundschaft- ten	Gleiche Relevanz und Aneig- nung beider Orte, auch in der Part- nerschaft Erinnerun- gen, Din- ge, die <i>Home</i> symboli- sieren	Erweiterung von berufli- chen und räumlichen Optionen Partnerschaft	Entgrenzung und Arbeits- belastung
Andreas	Monolokalität mit regelmä- ßiger Abwe- senheit, um Freund*innen zu besuchen	Eigene Woh- nung	Wenige soziale Kontakte aus dem Arbeits- umfeld	Intendier- te Aneig- nung	Berufliche Tätigkeit	Ungewisse berufliche und räumliche Perspektiven Kreislauf aus Ankommen und Wieder- verlassen
Nina	Klassische berufsbeding- te multilokale Lebensfüh- rung	Eigene Woh- nung	Fokussierung auf Freund- schaften am ,eigentlichen' Wohnort	Aneignung beider Orte, aber nicht glei- che Rele- vanz	Routinisierung ,eigentlicher' Wohnort	Ungewisse berufliche und räumliche Perspektiven Hinauszögern privater Ent- scheidungen

Max	Klassische berufsbedingte multilokale Lebensführung	Projektwohnung	„Arbeitsbekanntschaften“	Arbeitsorientierter Lebensstil, kaum Aneignung	Routinisierung ‚eigentlicher‘ Wohnort und soziales Netzwerk	Abwesenheit vom ‚eigentlichen‘ Wohnort Extensive Arbeitszeiten
Philippe	Monolokalität	WG	Aktivitätsorientierte Freundschaften	Intendierete Aneignung	Optionenerweiterung Erinnerungen, Dinge, die <i>Home</i> symbolisieren	Keine Belastungen benannt
Petra	Monolokalität	Eigene Wohnung mit Partner	Fokussierung auf Freundschaften an anderen Orten	Gescheiterte Aneignung	Psycho-soziale Sesshaftigkeit	Fehlende Freundschaftsnetzwerke in Frankfurt
Oliver	Klassische berufsbedingte multilokale Lebensführung	WG	Mitbewohner*innen	Aneignung beider Orte mit unterschiedlichen Schwerpunkten	Routinisierung	Keine Belastungen benannt
Paul	Monolokalität mit Abwesenheit an jedem Wochenende, um Freund*innen am vorherigen Wohnort zu besuchen	Eigene Wohnung	„Arbeitsbekanntschaften“ Fokussierung auf Freundschaften am vorherigen Wohnort	Intendierete Aneignung beider Orte, gescheiterte Integration am Arbeitsort	Vorheriger Wohnort, insbesondere Freundschaftsnetzwerke dort Erinnerungen, Dinge, die <i>Home</i> symbolisieren	Abwesenheit von Freund*innen vorherigen Wohnort
Christian	Multilokale Lebensführung mit drei Wohnstandorten („eigentlicher“ Wohnort/ <i>Place of Home</i> , Arbeitsort, Wohnort der Partnerin)	Ungewöhnliches Wohnarrangement (Untermiete) WG	Fokussierung auf Freundschaften an anderen Orten	Arbeitsorientierter Lebensstil, kaum Aneignung	Routinisierung ‚eigentlicher‘ Wohnort/ <i>Place of Home</i> inkl. sozialen Kontakten dort Schaffung einer neuen beruflichen Perspektive	Druck auf der Arbeit Reisen

Luise	Monolokalität mit regelmäßiger Abwesenheit, um vorherigen Wohnort zu besuchen	Eigene Wohnung mit Partner	Fokussierung auf Partner	Aneignung beider Orte, aber nicht gleiche Relevanz	Erinnerungen, Dinge, die <i>Home</i> symbolisieren Rückkehrperspektive	Abwesenheit vom vorherigen Wohnort Hinauszögern privater Entscheidungen
Serdar	Klassische berufsbedingte multilokale Lebensführung	Projektwohnung	„Arbeitsbekanntschaften“, ansonsten Fokussierung auf Familie	Arbeitsorientierter Lebensstil, kaum Aneignung	Familie Schaffung einer neuen beruflichen Perspektive	Abwesenheit von der Familie Extensive Arbeitszeiten
Norbert	Klassische berufsbedingte multilokale Lebensführung	WG	„Arbeitsbekanntschaften“ und Mitbewohner, ansonsten Fokussierung auf Familie	Arbeitsorientierter Lebensstil, kaum Aneignung	Psycho-soziale Sesshaftigkeit, aber auch Ausstiegsperspektive „eigentlicher“ Wohnort mit Familie	Abwesenheit von Familie und dem „eigentlichen“ Wohnort Extensive Arbeitszeiten Reisen
Thorsten	Monolokalität mit regelmäßiger Abwesenheit, um vorherigen Wohnort zu besuchen	Eigene Wohnung mit Partnerin	Aktivitätsorientiertes Netzwerk Fokussierung auf Partnerin	Aneignung beider Orte, aber nicht gleiche Relevanz	Rückkehrperspektive Partnerin Soziale Integration in Frankfurt	Abwesenheit vom vorherigen Wohnort
Wolfgang	Klassische berufsbedingte multilokale Lebensführung	Hotel	Fokussierung auf Freundschaften am „eigentlichen“ Wohnort	Arbeitsorientierter Lebensstil, Fokussierung auf den Wohnort	Routinisierung „eigentlicher“ Wohnort	Abwesenheit vom „eigentlichen“ Wohnort und Freund*innen
Lucy	Zwischenform Zwei provisorische Wohnstandorte	Ungewöhnliche Wohnarrangements	Anknüpfungspunkte für Freundschaften	Intendierete Aneignung	Vorheriger Wohnort und Freundschaftsnetzwerke dort	Fehlende Freundschaftsnetzwerke in Frankfurt Prekäres Wohnarrangement (fehlender <i>Place of Home</i>)

Robert	Klassische berufsbedingte multilokale Lebensführung	Übernachtungsgelegenheit	„Arbeitsbekanntschaften“ und Mitbewohner, ansonsten Fokussierung auf disperse Freundschftsnetzwerke	Aneignung beider Orte, aber nicht gleiche Relevanz	„eigentlicher“ Wohnort und Familie Roter Faden in der Berufsbiografie	Abwesenheit von Familie und dem „eentlichen“ Wohnort
Clara	Monolokalität	Eigene Wohnung mit Partner	Anknüpfungspunkte für soziale Kontakte Fokussierung auf Partner	Intendierete Aneignung	Schaffung einer Bleibensperspektive, So-tun-als-könnte-man-bleiben	Ungewisse berufliche und räumliche Perspektiven Druck auf der Arbeit
Sebastian	Monolokalität mit unregelmäßiger Abwesenheit, um Freund*innen zu besuchen	Eigene Wohnung	Aktivierung und Intensivierung bestehender Freundschaften	Intendierete Aneignung	Routinen der Aneignung	Fehlende Freundschftsnetzwerke Kreislauf aus Ankommen und Wieder verlassen
Felix	Klassische berufsbedingte multilokale Lebensführung	Projektwohnung	Soziale Kontakte aus dem Arbeitsumfeld Fokussierung auf Partnerin	Arbeitsorientierter Lebensstil, Fokussierung auf den Wohnort	„eigentlicher“ Wohnort Partnerin Optionenerweiterung	Druck auf der Arbeit
Sabine	Monolokalität	Eigene Wohnung mit Partner	Soziale Kontakte aus dem Arbeitsumfeld Anknüpfungspunkte für soziale Kontakte Fokussierung auf Partner	Intendierete Aneignung	Schaffung einer Bleibensperspektive, So-tun-als-könnte-man-bleiben Partner	Ungewisse berufliche und räumliche Perspektiven Hinauszögern privater Entscheidungen

Quelle: eigene Darstellung

4.3.3 Anmerkungen zur Darstellung der Ergebnisse

Die im empirischen Teil dieser Arbeit (siehe Kap. 5) verwendeten Erzählungen und Zitate wurden gestrafft und verdichtet, um die Lesbarkeit zu erleichtern und das Wesentliche herauszuarbeiten. Insbesondere die verwendeten Zitate wurden leicht geglättet, d. h. es wurden Wortwiederholungen, unvollendete Satzteile, nonverbale Äußerungen und Verzögerungslaute wie ‚äh‘ entfernt; sie wurden aber nicht grammatikalisch berichtigt. Kürzungen von ganzen Sätzen werden jedoch

gekennzeichnet. In der Analyse wurden alle Passagen im Rohzustand verwendet. Darüber hinaus wurden die in der vorliegenden Arbeit verwendeten Passagen insbesondere im Hinblick auf Personen-, Unternehmens- und Ortsnamen anonymisiert. Während der Analyse wurde auf die Anonymisierung der Ortsnamen verzichtet.

An einigen Stellen wurden längere Interviewsequenzen in den Text eingebunden, wenn sie komplexe Deutungen und Handlungslogiken innerhalb des Samples nur in ihrer Länge verdeutlichen. Die einzelnen Interviewten werden unterschiedlich oft wiedergegeben, dies liegt an unterschiedlichen Fähigkeiten, die dargestellten Sachverhalte präzise auf den Punkt zu bringen. Es kommt daher in einigen Abschnitten des Empiriekapitels vor, dass einzelne Interviewpartner*innen besonders oft ‚zu Wort kommen‘. Dies ist darauf zurückzuführen, dass der*die entsprechende Interviewpartner*in sich zu einem bestimmten Thema besonders prägnant geäußert hat und die Aussagen vieler anderer Interviewter besonders auf den Punkt bringt. Dennoch wurden die Zitate so ausgewählt, dass sie die Deutungen und Handlungslogiken einer bestimmten Gruppe oder des gesamten Samples wiedergeben, nicht aber nur eine einzelne Deutung betonen.

5 Lebenswelten von berufsbedingt temporär Wandernden

Das folgende Kapitel widmet sich der Darstellung der Analyse des empirischen Materials und der Darstellung der Lebenswelten von aus beruflichen Gründen temporär Wandernder. Zunächst gehe ich in einem deskriptiven Kapitel auf die Erwerbs- und Mobilitätsarrangements der temporär Mobilen ein (siehe Kap. 5.1). Darauf aufbauend analysiere ich, welche Entscheidungs- und Handlungsspielräume hinsichtlich der beruflichen Mobilitätsanforderungen und der Standortentscheidung für den Standort Frankfurt am Main bestanden (siehe Kap. 5.2). Da diese Aspekte die Ausgestaltung des Aufenthalts wesentlich beeinflussen, untersuche ich auf dieser Basis verschiedene Lebensbereiche, die von der begrenzten Zeit des Aufenthalts besonders betroffen sind: das Wohnen und die Wohnformen (siehe Kap. 5.3), soziale Kontakte und Freundschaften (siehe Kap. 5.4) sowie die (Be-)Deutungen von *Home* und des Arbeitsorts Frankfurt am Main (siehe Kap. 5.5). In Kapitel 5.6 werden die Ergebnisse zusammengeführt und systematisiert. Dabei arbeite ich Strategien im Umgang mit dem temporären Aufenthalt und daraus entstehende Unsicherheiten und Belastungen heraus.

5.1 Erwerbs- und Mobilitätsarrangements

Die Mobilitätsarrangements der temporär Mobilen hängen eng mit ihren beruflichen Mobilitätsanforderungen und rahmenden Erwerbsarrangements zusammen und müssen deshalb in ihrem Zusammenhang analysiert werden (vgl. Goldmacher 2008; Kesselring/Vogl 2008). Ich gehe daher zunächst auf die Auslöser berufsbedingter räumlicher Mobilität ein (siehe Kap. 5.1.1), um dann die Erwerbsarrangements der von mir Interviewten darzustellen (siehe Kap. 5.1.2), um darauf aufbauend die Mobilitätsarrangements und die hierfür ausschlaggebenden Motive zu beschreiben (siehe Kap. 5.1.3).

5.1.1 „Sagt man halt, ja, ich bin halt auch bereit, umzuziehen“ – Auslöser berufsbedingter temporärer räumlicher Mobilität

Das Temporäre der untersuchten Erwerbsarrangements im vorliegenden Sample ergibt sich in den meisten Fällen aus einem befristeten Arbeitsvertrag, selbständiger Projektarbeit, Entsendungen für Projektarbeit und Versetzungen. Im vorliegenden Sample wurden die befristeten Verträge aus den folgenden unterschiedlichen Gründen vergeben: zum einen für eine bestimmte (zeitlich begrenzte) Aufgabe bzw. ein Projekt, für wegfallende Stellen oder weil es sich um

Stellen zur postgraduierten Qualifizierung handelt, wie bei Trainee-, Referendariats- oder Promotionsstellen.

In einigen Branchen und in der Berufseinstiegsphase sind befristete Stellen inzwischen zunehmend die Regel. Für Stellen, die nach Studienabschluss oder zum Berufseinstieg der weiteren Qualifikation dienen, werden in der Regel Arbeitsverträge vergeben, die für die angenommene Zeit der Qualifizierung befristet sind. Aufgrund dessen sind in einigen Bereichen wie der Wissenschaft befristete Stellen bis zu einer relativ späten Karrierephase berufsimmanent (siehe Kap. 2.2.2). Und auch im öffentlichen Dienst (ohne Wissenschaft) werden inzwischen häufig befristete Stellen vergeben (vgl. Hohendanner et al. 2015: 46f.). Dies betrifft insbesondere Beschäftigte unter 35 Jahren (vgl. Hohendanner et al. 2015: 46f.). Gründe dafür sind der Stellenabbau und die Organisation der anfallenden Aufgaben in geförderten Projekten, für die zum Teil lediglich für einen begrenzten Zeitraum finanzielle und damit personelle Mittel zur Verfügung stehen. In diesen Berufsfeldern ist die Bereitschaft dementsprechend sehr hoch, eine befristete Stelle zu akzeptieren und unter Umständen dafür umzuziehen. In anderen Berufsfeldern sind es Arbeitsmarktrestriktionen am vorherigen Wohnort, Unzufriedenheit mit der vorherigen Stelle und eine hohe Karriereorientierung, in der unterschiedliche berufliche Stationen eine wichtige Rolle spielen, die die von mir Interviewten veranlassen, eine befristete Stelle zu akzeptieren und dafür umzuziehen. Da Erwerbs- und Mobilitätsentscheidungen komplexe Entscheidungen sind (vgl. Manderscheid 2012; Toppel et al. 2017), in die sowohl Entscheidungsspielräume als auch Gelegenheiten und Restriktionen einbezogen werden müssen, wird im vorliegenden Sample ein befristetes Erwerbsverhältnis und dafür räumliche Mobilität in Kauf genommen, wenn die weiteren Rahmenbedingungen wie inhaltliche Ausgestaltung passen oder einfach keine Alternative zur Verfügung steht.

Bei den selbständig oder freiberuflich Tätigen lassen sich zwei unterschiedliche Auslöser der temporären Mobilität nennen. Zum einen wählen Selbständige Frankfurt als zeitweilige Basis ihrer selbständigen Tätigkeit, da dort aufgrund der Wirtschaftsstruktur eine hohe Anzahl an Aufträgen und Projekten zu erwarten ist, die aber ihre langfristige berufliche und private Zukunft nicht in Frankfurt sehen. Friederike beispielsweise hatte bereits während ihres Studiums berufliche Kontakte in die Rhein-Main-Region geknüpft und konnte diese nach dem Studienabschluss in einer schwierigen Arbeitsmarktlage nutzen, um mehrere kleinere Projekte selbständig zu bearbeiten. Um berufliche Termine wahrnehmen zu können, lebt sie seit Beginn der Selbständigkeit multilokal zwischen ihrem Studienort und Frankfurt. Petra ist aufgrund einer in ihrer Branche wichtigen Institution, die in Frankfurt ansässig ist und Projekte an freiberuflich Tätige vergibt, nach Frankfurt gezogen. Zum anderen zu nennen sind Freiberufler in der Beratungstätigkeit, die für ein Projekt in einem Unternehmen in Frankfurt arbeiten. In der Bera-

tungstätigkeit wird die Anwesenheit beim Kunden und die damit verbundene temporäre räumliche Mobilität als berufsimmanent angesehen.

Ein weiterer Auslöser temporärer Mobilität im Sample sind Entsendungen und Versetzungen für Projekte entweder an den Standort eines Kunden oder an andere Standorte der Organisation. Entsendungen an Standorte von Kunden betreffen Angestellte von Personalserviceagenturen, die gewöhnlich nach Arbeitnehmerentsendegesetz projektbezogen für spezifische Aufgaben verliehen werden. In der IT-Branche wird es zunehmend zur Normalität, bestimmte Aufgabenbereiche auszulagern und zusätzlich zur Kernbelegschaft für bestimmte Aufgaben externe Expert*innen projektbezogen einzukaufen (vgl. Etengo AG 2012). Diese flexible Belegschaft setzt sich sowohl aus Freelancer*innen als auch aus von Personalserviceagenturen entliehenen Angestellten nach Arbeitnehmerentsendegesetz zusammen. Bei beiden Gruppen in der Beratungstätigkeit werden die Anwesenheit beim Kunden und damit verbundene temporäre räumliche Mobilität als berufsimmanent angesehen. Die Versetzungen fanden innerhalb des vorliegenden Samples innerhalb von oder zwischen Behörden und innerhalb großer Unternehmen statt. Zwei Interviewte wurden zwischen Behörden versetzt, da sie sonst nach der Verwaltungsausbildung nicht übernommen worden wären und aufgrund der spezifischen Verwaltungsausbildung geringe Chancen auf dem Arbeitsmarkt außerhalb des öffentlichen Dienstes hatten. Sebastian initiierte selbst seine Versetzung an die Unternehmenszentrale in Frankfurt, da er am vorherigen Unternehmensstandort aufgrund unbefriedigender Aufgabenfelder und Konflikten mit Vorgesetzten unzufrieden war.

Drei Interviewte bezeichneten sich als Wandernde auf Zeit, obwohl sie zum Zeitpunkt des Interviews eine unbefristete Stelle in Frankfurt innehatten. Bei ihnen entstand die Auffassung des Aufenthalts in Frankfurt als temporär aus unterschiedlichen Gründen. Dies sind zum einen karrierebezogene Gründe und die Unzufriedenheit mit dem Standort Frankfurt in Verbindung mit einer bestehenden Bindung an andere Orte. Oliver, ein leitender Angestellter in der internen Revision eines multinationalen Konzerns, der eine multilokale Lebensführung praktizierte, sah diese Karrierestation nicht als seine letzte an und ging von weiteren karrierebedingten Umzügen in den nächsten Jahren aus. Robert, ein Angestellter im öffentlichen Dienst, lebte multilokal mit seiner Partnerin und seinem Sohn in einem geerbten Haus im Osten Deutschlands. Sobald sich eine berufliche Alternative dort böte, würde er das multilokale Arrangement und die Arbeitsstelle in Frankfurt aufgeben. Paul, ein junger IT-Angestellter im öffentlichen Dienst, lebte zwar entsprechend enger Definitionen nicht multilokal, behielt aber die Freundschaften zu seinem Geburtsort aufrecht und wartete auf eine berufliche Gelegenheit, um dorthin zurückzukehren.

5.1.2 „Das Gefühl ist immer irgendwie im Hinterkopf, dass das auch schnell zu Ende sein könnte“ –
Erwerbsarrangements und betriebliche Rahmungen berufsbedingter räumlicher Mobilität

Im Mittelpunkt dieses Kapitels stehen die Fragen, wie innerhalb des Erwerbsarrangements, auch durch den Arbeitgeber, mit berufsbedingter räumlicher Mobilität umgegangen wird, inwiefern also Betriebliche Mobilitätsregime zur Rahmung der beruflichen Mobilität etabliert sind und wie diese ausgestaltet sind (vgl. Kesselring 2012) und wie sowohl durch den Arbeitgeber als auch durch die Subjekte mit der Temporalität des Erwerbsverhältnisses umgegangen wird.

Erwerbsarrangements bei befristet Beschäftigten

Für die Erwerbsarrangements der befristet Beschäftigten im Sample bestehen in der Regel keine etablierten Rahmungen der Mobilität. Da die räumliche Mobilität nicht Bestandteil des Erwerbsverhältnisses selbst ist, sondern aufgrund des Berufseinstiegs und einer Aneinanderreihung befristeter Verträge an unterschiedlichen Arbeitsorten entsteht, wird sie von den Arbeitgebern meist nicht berücksichtigt und bleibt Privatsache der Individuen. Selbst in einem Feld wie der Wissenschaft, in dem räumliche Mobilität im Karriereverlauf sehr verbreitet ist und zum Teil als berufsimmanent gedeutet wird (vgl. Kramer 2015; Danielzyk et al. 2016), gibt es keine institutionellen Rahmungen der Mobilitätsanforderungen – außer zum Teil auf der Ebene von Professuren. Stattdessen sind die Beschäftigten auf individuelle Regelungen und das Wohlwollen der Vorgesetzten angewiesen. Hier herrschen ganz unterschiedliche Anforderungen und Absprachen auch in Abhängigkeit von den jeweiligen Fachkulturen vor (vgl. Becker/Tippel 2012).

Die Vertragslaufzeiten umfassen bei den befristet Beschäftigten im öffentlichen Dienst zwischen anderthalb und zwei Jahren. Die in der Wissenschaft Beschäftigten im Sample erhalten meist ähnlich kurzfristige Verträge von einem halben bis zu drei Jahren, die Verbleibedauer an einer Universität ist dann aber doch recht lang, wie Sabine beschreibt:⁵⁰

„dann ist es immer eigentlich für eins bis zwei Jahre oder so was begrenzt. Ich meine, oft geht es dann trotzdem weiter und man sitzt dann insgesamt trotzdem acht Jahre oder was an einer Uni, aber es ist halt immer so, dass man die Gefahr hat, dass es sich ändern kann.“

(Sabine, 28 Jahre, befristet, monolokal)

⁵⁰ Direkte Zitate aus den Interviews werden nach folgendem Schema dargestellt: zunächst der Aliasname, dann das Alter, anschließend die Beschäftigungsform und das Mobilitätsarrangement. Dabei wurde die Zuordnung gewählt, die sich nach der Verfügungsmacht über die Wohnung definiert, also ‚multilokal‘, wenn die Interviewten eine Wohngelegenheit am anderen Standort verfügen, und ‚monolokal‘, auch wenn sie zeitweise bei relevanten Anderen unterkommen.

Das Beschäftigungsende wird von den befristet Beschäftigten daher als zentrale Bewährungsprobe für ihren weiteren Berufsverlauf gedeutet (vgl. Kels 2009; Hardering 2011). Allerdings ist häufig – und gerade im öffentlichen Dienst und in der Wissenschaft – erst zu einem Zeitpunkt sehr kurz vor Auslaufen des bestehenden Arbeitsvertrags klar, ob eine Verlängerung des Projekts bzw. der Stelle tatsächlich möglich ist, denn in Aussicht gestellt wird sie fast immer.

„Man hofft natürlich, dass es verlängert wird, man hat mir das am Anfang auch in Aussicht gestellt. Aber das sind – das merkt man erst, wenn man dann vor Ort ist – doch sehr viele befristete Mitarbeiter auch hier, die dann teilweise auf Projektstellen sitzen oder teilweise eben auch auf befristeten Haushaltsstellen. Und da die Stadt hier auch insgesamt stark einsparen [sic], sind diese KW-Vermerke⁵¹, werden doch schon mittlerweile umgesetzt.“

(Nina, 32 Jahre, befristet, multilokal)

Von den Vorgesetzten wurde in den meisten Fällen signalisiert, dass sie eine Vertragsverlängerung befürworten. Im Fall von Andreas wurde es von den Vorgesetzten dann sogar negativ bewertet, dass er einige Monate vor Ende des Arbeitsverhältnisses begann, sich anderweitig zu bewerben, obwohl ihm die signalisierte Vertragsverlängerung unwahrscheinlich erschien:

„von Abteilungsleiterseite hier wird ganz klar gesagt: ‚Ja, wir wollen dich natürlich behalten.‘ und des is alles ganz schön und gut und das tut auch so im ersten Jahr ganz gut, wenn man das dann so hört, aber man weiß eben, dass substanzuell nichts dahinter is, also die müssten quasi ne neue Stelle schaffen, was in Behörden aber (grad) illusorisch is, weil ja hier auch gespart werden muss. Und dann gibt's eben immer nur die Alternative, sich auf andere frei werdende Stellen hier zu bewerben. Das mach ich natürlich. [...] Und wir ham jetz grade bei uns noch, wie viel gibt's denn, ich glaub, es gibt noch drei, vier, die ähnliche Vertragssituationen haben wie ich, dann ham wa noch so drei, vier Schwangerschaftsvertretungen, das heißt, man is auch in nem Pool von Leuten, die alle irgendwie gerne weiterarbeiten würden, also von daher kann man so wohlwollende Aussagen mal als Kompliment nehmen, aber man kann sich nich drauf verlassen. [...] Das geht jetzt eher so auch in die Richtung, sich in mehrere Seiten absichern zu können, dass man irgendwie vielleicht auch mal hier dann unter Druck setzen kann, ich könnt jetzt auch wieder da und dahin gehen, wenn ihr euch jetzt nicht langsam mal entscheidet. Mein Abteilungsleiter is da immer n bisschen naiv, der is scheinbar aus allen Wolken gefallen, als er erfahren hat, dass ich irgendwie mich woanders bewerbe [lacht], ich glaube, der war auch irgendwie n bisschen persönlich, ja, irritiert oder fast beleidigt, weil [...] er is so der Meinung, er bemüht sich ja sehr um seine befristeten Mitarbeiter und, ja, wenn die sich jetzt auf einmal anderswo bewerben, das is ja ganz, ganz komisch. Aber so der generelle Teil, auch meine Teamleiterin, die sagen natürlich, du musst dich anderswo bewerben, du darfst dich hier nich auf uns verlassen, das mach ich im Prinzip auch.“

(Andreas, 36 Jahre, befristet, monolokal)

Gründe für die langen Ungewissheiten über Vertragsverlängerungen sind die Unsicherheit von Projekt- oder Stellenfinanzierungen und die Gemächlichkeit administrativer Prozesse im öffentlichen Dienst und an Universitäten. Einige Unternehmen wollen aber auch vermeiden, dass

⁵¹ KW-Vermerk steht für ‚künftig wegfallend‘, damit sind Haushaltsstellen gemeint, die im Stellenplan nicht mehr vorgesehen sind und – sofern sie befristet sind – nicht verlängert werden oder ansonsten nicht neu besetzt werden.

die Arbeitsleistung abnimmt, wenn frühzeitig über die Beendigung des Arbeitsverhältnisses informiert wird. Ein Anschlussvertrag wird deshalb meist erst sehr kurz, bevor der laufende Vertrag endet, vorgelegt. Durch das Hinauszögern der Vertragsverlängerungen wird die Unsicherheit der Erwerbsarrangements verstärkt und ein Optionenmanagement im Übergang von einem Projekt zum nächsten oder einer Stelle zur nächsten als zentraler Bewährungsprobe erforderlich: Mehrere Optionen müssen möglichst so lange offengehalten werden, bis sich eine Option oder die gewünschte Option konkretisiert.

Berufsbedingte räumliche Mobilität ohne etablierte betriebliche Rahmungen

In der Gruppe der befristet Beschäftigten werden sehr unterschiedliche Mobilitätsarrangements praktiziert, die aber häufig die Abwesenheit am Wochenende an einem anderen Ort, also die multilokale Lebensführung, oder die Anwesenheit an wechselnden Orten am Wochenende beinhalten, bei Freund*innen oder Verwandten. Eine häufige Abwesenheit von Frankfurt über die Wochenenden ist aber meist gegeben. Diese Mobilitätsarrangements sind bei den Interviewten im öffentlichen Dienst verbreitet und werden durch den Arbeitgeber akzeptiert. Die Interviewpartner*innen im öffentlichen Dienst unterliegen meist starren Anwesenheits- und Arbeitszeitregelungen: Homeoffice ist bei ihnen beispielsweise nur möglich, wenn Kinder zu betreuen sind, was bei keinem/keiner dieser Interviewten der Fall war. Aufgrund einer institutionalisierten Arbeitszeiterfassung werden Überstunden weitgehend vermieden oder können durch Freizeitausgleich abgegolten werden. Dies ermöglicht es, sich Zeit für verlängerte Wochenenden am anderen Ort oder an wechselnden anderen Orten zu erarbeiten: Unter der Woche werden täglich Stunden herausgearbeitet, um freitags früher gehen oder montags später kommen zu können. Eine Erreichbarkeit über die Anwesenheitszeiten hinaus wird höchstens in Ausnahmefällen gefordert. Trotz der wenig flexiblen Arrangements besteht aufgrund der Verlässlichkeit und der damit verbundenen Planbarkeit eine hohe Zufriedenheit mit den Erwerbsarrangements: Diese lassen sich insgesamt mit der erforderlichen Mobilität vereinbaren und werden daher nur in geringem Maße als konflikthaft wahrgenommen.

Bei den befristet Angestellten in der Wissenschaft und in Unternehmen wird ebenfalls die Flexibilität des Arbeitgebers im Umgang mit den Mobilitätsarrangements betont. Hier sind verlängerte Abwesenheiten vor und nach den Wochenenden, Homeoffice-Regelungen (zum Beispiel bei Krankheit des Kindes) und flexible Arbeitszeiteinteilungen möglich, um mehr Zeit am anderen Ort oder anderen Orten zu verbringen. Bei den Wissenschaftler*innen hängt die Flexibilität des Arrangements häufig von der jeweiligen Fachkultur ab. In den Naturwissenschaften kann Laborarbeit zum Teil die Anwesenheit auch am Wochenende, nachts oder rund um die Uhr erfordern, um den Ablauf von Experimenten zu kontrollieren. In anderen Fächern ist dagegen eine höhere zeitliche Flexibilität gegeben (vgl. Reuschke 2010; Hess et al. 2011).

Oliver ist im Sample eine Ausnahme mit einem hohen Autonomiespielraum. Er ist allerdings nicht befristet beschäftigt, sondern sieht den Aufenthalt in Frankfurt als temporär begrenzt an, da er im Rahmen seiner Berufslaufbahn von weiteren Stationen an anderen Orten ausgeht. Er erhielt für die Position in Frankfurt eine Anfrage von einer Headhunterin, was – im Gegensatz zu den befristet Beschäftigten – mit hohen Autonomiespielräumen einhergeht. Von Headhuntern Angefragte gehören zu den begehrten Arbeitskräften und können über die Details des Erwerbs- und Mobilitätsarrangements verhandeln. Bei Oliver war daher eine lange Vorlaufzeit mit zwei Monaten Auszeit zwischen der vorherigen und der Position in Frankfurt möglich, beispielsweise um in Frankfurt eine Wohnung zu finden. In leitenden Positionen und bei Führungskräften wird den Angestellten sehr weit entgegengekommen (z. B. bezahlte Heimflüge, flexible Arbeitszeitmodelle, Homeoffice-Tage), um räumliche Mobilität abzufedern bzw. zu ermöglichen (vgl. Kotthoff 1997; Kotthoff/Wagner 2008). Dies steht im Gegensatz zu den Angestellten in der Berufseinstiegs- und Etablierungsphase, die für ihre räumliche Mobilität wenig Unterstützung von Seiten des Arbeitgebers erfahren, ihre erforderliche räumliche Mobilität selbst organisieren und die sozialen und monetären Kosten dessen selbst aufbringen müssen.

Erwerbsarrangements innerhalb der Beratungstätigkeit

Im Sample sind des Weiteren zwei in der Beratungstätigkeit freiberuflich Tätige vertreten – einer von ihnen im IT-Bereich und der andere in der Unternehmensberatung. Diese sind geringer Kontrolle hinsichtlich Arbeitszeiten und Abwesenheiten ausgesetzt. Sie bezeichnen sich daher selbst als „Externe“ (Felix) oder „freischaffende Künstler“ (Max) in den zu beratenden Unternehmen. Es gibt zwar eine vereinbarte Stundenzahl, die jedoch nicht zwingend eingehalten werden muss und tendenziell aufgrund der Budgetplanung nicht überschritten, aber durchaus unterschritten werden darf. Die Anwesenheit in den Unternehmen vor Ort wird hier erwartet, Homeoffice-Lösungen sind nur in Ausnahmefällen möglich. Dies wird mit Schutz von Kunden- und Unternehmensdaten begründet, auf die nur Unternehmenszugehörige von außen zugreifen sollen. Da die Finanzplanung in den Unternehmen quartalsweise erfolgt, werden extern vergebene Aufträge oder Verträge entsprechend jeweils quartalsweise vergeben. Die freiberuflichen Berater erhalten dementsprechend Verträge über jeweils drei Monate. Meistens ist jedoch die Gesamtplanung des Projekts bekannt,

„weil, wenn die immer nur Dreimonatsaufträge geben würden, dann würde keiner von den Selbstständigen da dauerhaft mit denen zusammenarbeiten, weil man dann sagt, ‚Mensch, dann such‘ ich mir nach drei Monaten wieder was Neues‘.“

(Max, 35 Jahre, freiberuflich, multilokal)

Auf diese Gesamtplanung können sich die Freiberufler allerdings nur bedingt verlassen:

„wenn man genauer nachfragt, kriegt man auch ne konkretere Planung, aber 100prozentig kann einem nie jemand irgendwas sagen, weil das Budget ja dann auch immer erst genehmigt werden muss von Quartal zu Quartal.“

(Felix, 31 Jahre, freiberuflich, multilokal)

Die Verträge können vorzeitig gekündigt oder nach dem Quartal nicht verlängert werden, auch wenn das Projekt ursprünglich für einen längeren Zeitraum angesetzt war. Aber auch umgekehrt kommt es vor, dass es immer wieder Anschlussverträge bei demselben Unternehmen gibt. Die Dauer der Projekte variiert in den meisten Fällen von einem halben bis zu einem Jahr und in seltenen Fällen sind es zwei bis drei Jahre. Allerdings gibt es immer wieder Ausnahmefälle, in denen Externe über einen sehr langen Zeitraum in einem Unternehmen verbleiben. Die Gesamtlaufzeit eines Projektes wird von den Freiberuflern aber generell als ungewiss gedeutet. Einige Unternehmen wollen wie bei den befristet Beschäftigten vermeiden, dass die Arbeitsleistung abnimmt, wenn frühzeitig über die Beendigung des Arbeitsverhältnisses informiert wird. Felix hatte bei seinem vorherigen Projekt erst kurzfristig erfahren, dass „*sie die Externen reduzieren wollen*“ und seinen Vertrag nicht verlängern würden.

„Die [bei dem vorherigen Unternehmen] haben sich eher gedacht, wenn wir jetzt Bescheid sagen, dass nicht verlängert wird, dann hat derjenige keine Lust mehr zu arbeiten und wenn wir Bescheid sagen, dass verlängert wird, dann braucht er sich ja nicht mehr anstrengen.“

(Felix, 31 Jahre, freiberuflich, multilokal)

In dieser Logik ist es also im Interesse des Unternehmens, dass temporär an das Unternehmen Gebundene möglichst lange im Ungewissen gelassen werden. Das Risiko der vorzeitigen Beendigung – oder generell der Beendigung – eines Projektes tragen die freiberuflich in der Beratung Tätigen selbst und sind gegebenenfalls gezwungen, ein Anschlussprojekt organisieren zu müssen. Dabei nutzen die beiden interviewten freiberuflichen Berater völlig unterschiedliche Wege der Projektakquise: Max, der als Unternehmensberater tätig ist, akquiriert neue Projekte über berufliche Kontakte, mit denen er in vorherigen Projekten bereits zusammengearbeitet hat. Er bezeichnet sich mit dieser Vorgehensweise zwar als „*Exot*“ (Max); die Literatur zeigt jedoch, dass dies eine übliche Praktik ist, um Projektmitarbeitende dazu zu holen (vgl. Grabher/Ibert 2006; Aпитzsch 2010). Felix, der als IT-Berater und Programmierer tätig ist, akquiriert seine Projekte über IT-Projektvermittlungsplattformen. Auf diesen Projektportalen gäbe es derzeit keine Probleme, neue Projekte zu akquirieren⁵²:

⁵² In der Literatur werden die Arbeitsmarktlage und die Arbeitsbedingungen im IT-Sektor entscheidend schlechter dargestellt. Demnach haben aufgrund von Umstrukturierungen, Outsourcing und Arbeitsverdichtung prekäre Erwerbsverhältnisse zugenommen und auch die Angst der Festangestellten in diesem Bereich hat zugenommen (beispielsweise Kämpf 2008, 2011; Bergvall-Kåreborn/Howcroft 2013).

„Ja, im Moment haben wir ja Fachkräftemangel, wie das so schön heißt, deswegen braucht man da selber eigentlich gar nicht suchen. Man meldet sich in diesen schönen Projektportalen an und, wenn man gerade kein Projekt macht, kriegt man zwischen drei und fünf Anfragen die Woche, ob man nicht Lust hat, irgendwo in Deutschland n Projekt zu machen. Also zumindest jetzt in der Entwicklung in der IT ist das momentan überhaupt kein Problem, was Neues zu finden.“

(Felix, 31 Jahre, freiberuflich, multilokal)

Felix sagt damit implizit allerdings auch, dass sich die Projekte an verschiedenen Orten innerhalb Deutschlands oder auch europaweit befinden, also räumliche Mobilität erfordern. Dem stehen hohe Stunden- und Tagessätze gegenüber und die Autonomie, Anschlussprojekte und -orte selbst wählen zu können. Die freiberuflich Tätigen im Bereich der Beratungstätigkeiten organisieren ihr berufliches Mobilitätsarrangement selbst und erhalten über die Tagessätze hinaus keine weitere Unterstützung von den Unternehmen.

Die Angestellten der Personalserviceagenturen⁵³ werden über das „Gesetz über zwingende Arbeitsbedingungen für grenzüberschreitend entsandte und für regelmäßig im Inland beschäftigte Arbeitnehmer und Arbeitnehmerinnen“ (Arbeitnehmerentsendegesetz – AEntG) an andere Unternehmen entliehen. In den Personalserviceagenturen sind Betriebliche Mobilitätsregime zur Rahmung der Entsendungen etabliert (vgl. Kesselring 2012), da die räumliche Mobilität der Beschäftigten zentraler Bestandteil des Geschäftsmodells ist.⁵⁴ Es gibt drei Szenarien, in deren Rahmen die IT-Berater*innen in der Regel eingesetzt werden. Im ersten Szenario setzt die Personalserviceagentur ein komplettes Projekt um, das meist zum großen Teil beim Kunden und zum kleineren Teilen in der Personalserviceagentur stattfindet. Im zweiten Szenario unterstützt die Personalserviceagentur andere Unternehmen bei Personalengpässen, entweder für spezialisierte Aufgaben oder wenn vorübergehend zusätzliches Personal benötigt wird. Im dritten Szenario unterstützt die Personalserviceagentur einen dritten Personaldienstleister, der selbst einen inhaltlichen oder quantitativen Personalengpass hat, bei dessen Kunden vor Ort. Aus der umgekehrten Perspektive, nämlich der entleihenden Unternehmen, ist dieses Geschäftsmodell für die Unternehmen bis zu einer gewissen Verbleibzeit des Externen im Unternehmen lukrativer (vgl. Etengo AG 2012), da keine dauerhaften Fixkosten und Arbeitgeberleistungen wie bei unbefristet Angestellten entstehen. Zudem sind Personalkosten nicht steuerlich absetzbar, während die eingekauften Personaldienstleistungen steuerlich keine Personalkosten darstellen und somit absetzbar sind. In der IT-Branche herrscht zudem ein großer Arbeitskräf-

⁵³ In der Literatur wird diese Praxis in globaler Perspektive als „Body shopping“ bezeichnet (vgl. Aneesh 2006: 39f.).

⁵⁴ Angestellte und Selbständige unterscheiden sich dahingehend, dass die „Verpflichtungen“ in der Selbständigkeit zwar „nicht notwendig geringer“ werden, aber nun „Resultat einer persönlichen Entscheidung für den jeweiligen Auftrag“ sind: „Das schließt einerseits das Erfordernis ein, um Aufträge zu werben, andererseits aber zugleich den Willen, Angebote abzulehnen (z.B. weil sie die eigenen Kapazitäten übersteigen). Als Maßstab für solche Entscheidungen dienen gleichermaßen Aspekte wirtschaftlicher Absicherung und inhaltlicher Anliegen; das eine darf nicht auf Kosten des anderen gehen.“ (vgl. Pongratz/Voß 2003: 101)

tebedarf, sodass „es weniger Arbeitskräfte gibt, als dass welche bereit wären, n Zeitvertrag anzunehmen“ (Christian), deshalb lohnt sich das Modell der Personalserviceagenturen oder der hochbezahlten freiberuflich tätigen Beratenden auch aus der Perspektive der Angestellten oder Selbständigen. Hintergrund dessen ist zudem ein gestiegener Kostendruck im IT-Sektor.

Die Entleihverträge werden wie bei den freiberuflichen Beratern aus Budgetgründen immer quartalsweise mit der Personalserviceagentur abgeschlossen, die Gesamtlaufzeit eines Projekts ist hier ebenfalls bekannt. Die Verträge können aber in ähnlicher Weise vorzeitig beendet oder immer wieder verlängert werden. Die Projektlaufzeiten werden daher auch bei den Angestellten der Personalserviceagenturen als ungewiss und die Projektzyklen als kurzfristig gedeutet:

„Deswegen kann man hier auf die [das entleihende Unternehmen] nicht vertrauen. Es kann sein, dass sie ganz kurz vor Weihnachten n neuen Vertrag auf den Tisch packen oder sagen: ‚Nee, das war's, danke.‘“

(Serdar, 40 Jahre, entsendet, multilokal)

Norbert dagegen ist seit vier Jahren an denselben Kunden in Frankfurt entliehen, obwohl zu Beginn des Engagements etwa ein Jahr geplant war.

„das war absolut nicht geplant [dass der Aufenthalt über vier Jahre geht], weil [der Kunde] schließt in der Regel immer so Vierteljahresverträge mit den Providern ab und natürlich war zum Anfang das Projekt auch fast für n Jahr angesetzt, das erste Projekt, was ich betreut habe. Und dann hat sich sozusagen immer wieder neue Anforderungen ergeben [sic] und wo ich dann gesagt hab, ‚okay, das passt, das sieht gut aus, das kann ich leisten und der Kunde ist nicht schlecht‘ und dann hat sich das eben sozusagen immer weiter verlängert.“

(Norbert, 44 Jahre, entsendet, multilokal)

Bei Wolfgang werden die Verträge zwar auch quartalsweise vergeben, die vorgesehene Tätigkeit ist aber als „unbegrenzt, im Moment jedenfalls“ und „dauerhafte Beschäftigung“ konzipiert. Auch von den Freiberuflern und Angestellten in der Beratungstätigkeit wird das Projektende als immer wiederkehrende Bewährungsprobe gedeutet. Dies zeigt sich vor allem darin, dass immer wieder eine „Bewerbungssituation“ mit Vorstellungsgespräch entsteht (Serdar):

„ich hab ja laufend Bewerbungsgespräche, ne, also es is in meinem Job so, dass, wenn n neues Projekt ansteht, sitz ich da, als würd ich mich um nen Job bewerben, dabei wird sich mein Lebenslauf angeguckt.“

(Christian, 31 Jahre, entsendet, multilokal)

Erst daraufhin wird entschieden, ob der Kunde mit dem von der Personalserviceagentur ausgewählten Personal zusammenarbeitet. Auf den Projektarbeitern lastet daher ein doppelter Druck, da sie sich nicht nur selbst bewerben, sondern zugleich ihren Arbeitgeber.

Auch wenn sie kein Projekt zugewiesen bekommen, bleiben die Angestellten der Personalserviceagenturen weiter dort angestellt und sind nur bedingt gezwungen, selbst nach neuen

Projekten aktiv zu suchen. Dafür sind in den Personalserviceagenturen meist Akquiseabteilungen zuständig. Im Gegenzug unterliegen die angestellten Berater stärkerer Kontrolle hinsichtlich Arbeitszeiten und Anwesenheiten beim Kunden als die freiberuflich tätigen Berater. Die finanziellen Mobilitätskosten, also Unterbringungs- und Transportkosten, werden vom Arbeitgeber übernommen: „*ich hab, was ich haben will*“ (Christian). Dazu gehören zum Beispiel Smartphone, Laptop, Dienstwagen, Hin- und Rückflüge und Unterkunftskosten. Das Einkommen ist dagegen im Vergleich zu den freiberuflich Tätigen deutlich geringer. Es gibt lediglich geringe Gewinnbeteiligungen, die wegfallen, sobald die vereinbarte wöchentliche Stundenzahl unterschritten wird oder während der Zeiträume, in denen sie keinem Projekt zugewiesen sind. Die Entscheidungsspielräume bezüglich Inhalt und Arbeitsort des nächsten Projekts sind im Vergleich zu den freiberuflich tätigen Beratern wesentlich kleiner bzw. kaum vorhanden (vgl. Toppel et al. 2017).

Dies ist ein Grund dafür, dass alle interviewten Berater eine multilokale Lebensführung mit einer Hierarchisierung der Orte praktizieren: Sie behalten immer den Ort, der Mittelpunkt des sozialen Lebens ist, bei und nehmen für die begrenzte Zeit eines Projekts eine Projektwohnung am Arbeitsort hinzu. Aufgrund der Regelmäßigkeit bzw. des feststehenden Rhythmus in den multilokalen Arrangements mit einer Hierarchisierung der Wohnorte sind Berater*innen stärker auf ein Erwerbsarrangement angewiesen, das institutionalisiert ist und die erforderliche Mobilität zwischen den Standorten ermöglicht. Die interviewten Externen betonen daher oft die Inflexibilität des Arbeitsgebers, was Arbeitszeiten und -orte angeht. Norbert, der bereits seit vier Jahren als Externer in Frankfurt an ein Unternehmen entliehen ist, dort aber in unterschiedlichen Projekten gearbeitet hat, hatte im vorherigen Projekt ein Zeitarrangement, das es ihm ermöglichte, alle zwei Wochen einen Freitag durch Überstunden auszugleichen, um bereits donnerstags an seinen Wohnort fahren zu können. Nachdem er das Projekt gewechselt hat, ist dieses Arrangement nicht mehr möglich:

„Ja, das ist ein freier Tag, genau, den man durch Überstunden entsprechend rausgearbeitet hat. Also im Moment, jetzt in dem Projekt, in dem ich jetzt bin, ja, nicht so richtig akzeptiert wird, aber da muss ich noch mal n bisschen arbeiten dran, dass das auch wieder klappt. In den anderen Projekten jetzt innerhalb des Umfeldes war das eben dieses Herausarbeiten kein Problem. Aber da macht jetzt die Projektleiterin n bisschen Stress, die mag das nicht so.“

(Norbert, 44 Jahre, entsendet, multilokal)

Ähnlich wie bei den befristet Beschäftigten wird dennoch auch hier versucht, sich durch Überstunden längere Wochenenden zu verschaffen. Christian beschreibt diesen Rhythmus:

„ich arbeite unter der Woche eher mehr, seh zu, dass ich dann einigermaßen Überstunden sammel, weil in der Konsequenz kann ich dann freitags früher fliegen und montags später kommen.“

(Christian, 31 Jahre, entsendet, multilokal)

Ähnliche Arrangements werden in der multilokalen Lebensführung häufig mit dem Arbeitgeber getroffen, um mehr Zeit am Wohnort verbringen und in der Woche konzentriert arbeiten zu können (vgl. Reuschke 2010).

Von den Angestellten in der Beratungstätigkeit wird zudem durchgehend thematisiert, dass die erforderlichen Reisezeiten zwischen Wohnort und Projektstandort nicht als Arbeitszeit angerechnet werden, sodass die „Mobilitätszeiten“ zusätzlich zur wöchentlichen Arbeitszeit anfallen:

„Ich mein, du darfst nich vergessen, zwischen dem, was ich beschrieben hab, was ich hier in Frankfurt mache, so, wo ich dann halt, es sind insgesamt nich so übeviele Stunden, irgendwas mit 40, 50 Stunden die Woche arbeite, und die Zeit, die ich [am ‚eigentlichen‘ Wohnort] am Wochenende verbringe, hängen acht Stunden die Woche, die ich an Flughäfen verbringe, ne?“

(Christian, 31 Jahre, entsendet, multilokal)

So werden die monetären Reisekosten zwar vom Arbeitgeber übernommen, nicht aber die entstehenden zeitlichen Kosten:

„Also das Einzigste, was ich aus meiner eigenen Tasche, wenn man's so sehen kann, bezahle, ist meine Zeit.“

(Serdar, 40 Jahre, entsendet, multilokal)

Seitens der Interviewten in anderen Branchen wird dieser Anspruch, die erforderlichen Mobilitätszeiten als Arbeitszeit anzurechnen, nicht erhoben und auch nicht problematisiert.

Erwerbsarrangements bei Versetzungen

Bei den Beschäftigten, die innerhalb von Unternehmen oder Behörden an den Standort Frankfurt versetzt wurden, sind ähnliche Erwerbsarrangements wie bei den befristet Beschäftigten zu beobachten. Grund für die Versetzung war bei den von mir Interviewten zum einen, dass die Interviewten nach einer Ausbildung in einer Behörde dort nicht übernommen wurden und die Versetzung an den Standort Frankfurt die einzige Möglichkeit war, den Status – in diesem Fall einen Beamtenstatus – in der Behörde zu erhalten. Zum anderen war es bei Sebastian die Unzufriedenheit mit den Vorgesetzten am vorherigen Standort und der inhaltlichen Ausgestaltung der Stelle, die dazu geführt hat, die Versetzung an den Standort Frankfurt zu forcieren, wo sich die Deutschlandzentrale seines Arbeitgebers befindet. Mit Arbeitszeit- und Homeoffice-Regelungen sind die Beschäftigten, die an den Standort Frankfurt versetzt wurden, weitgehend zufrieden, allerdings haben sie geringere Ansprüche daran als die angestellten Berater. Paul, der bei einem Frankfurter IT-Dienstleistungsunternehmen arbeitet, berichtet, dass sich seine Abwesenheiten vom Standort Frankfurt und dafür notwendige räumliche Mobilität mit der Stelle leicht vereinbaren ließen.

„also von der Arbeit wär's zum Teil gar kein Problem gewesen, weil ich hab' immer Überstunden gehabt und ich hab' mir meinen Urlaub immer relativ gut eingeteilt. Also ich hätte locker sagen

können Sonntag oder Montagmorgen um 9.00 ruf' ich an bei meinem Team, ‚hier is wat dazwischengekommen, ick komm erst Mittwoch, is det okay?‘ - ‚Ja, klar, mach doch, hast noch Urlaub, ja, okay, na, dann sehn wir uns Mittwoch.‘ Also von daher, wie gesagt, mein Arbeitsplatz war echt top: Öffentlicher Dienst, Gleitzeit, Projektarbeit, sehr flexibel. Also wirklich, da hat mir auch nie, hatt' ich nie Probleme. Also immer, wenn's was gab, konnt' ich frei nehmen oder machen oder tun, nee, also mein Job war da wirklich gar kein Problem.“

(Paul, 27 Jahre, versetzt, monolokal)

Außerdem sind ihre privaten Mobilitätsarrangements flexibler, beruhen nicht auf einer multilokalen Lebensführung mit einer Hierarchisierung der Lebensorte und einem feststehenden Rhythmus zwischen den Orten. Vielmehr verfügen sie nicht über eine eigene weitere Wohnung, sondern besuchen am Wochenende wechselnde Orte und kommen dort bei Freund*innen, Verwandten oder Bekannten unter. Normalerweise gab es bei den Versetzten lediglich in der Anfangs- bzw. Umzugsphase eine unmittelbare Unterstützung der räumlichen Mobilität durch den Arbeitgeber. Einige könnten während einer Übergangszeit im Wohnheim der Behörde wohnen, bis sie eine eigene Wohnung gefunden hatten. Weiterhin wurden zum Teil Umzugskosten und die in Frankfurt übliche Maklerprovision übernommen.

Optionenmanagement

Einige der von mir Interviewten kombinieren mehrere Erwerbsbeschäftigungen und/oder Projekte miteinander, um sich in verschiedener Hinsicht Optionen offenzuhalten (vgl. Rosa 2005; Bröckling 2005, 2007) und verfolgen eine Portfolio Career (vgl. Handy 1985, 1995; Fraser/Gold 2001; Clinton et al. 2006). Durch die Ausübung mehrerer Arbeitsstellen werden unterschiedliche Karrierefelder und Aufgabenbereiche offengehalten und erprobt. Zudem werden Unsicherheitsgefühle subjektiv gemindert, da der Wegfall einer Tätigkeit oder eines Projekts mit der jeweils anderen Tätigkeit/dem anderen Projekt zumindest übergangsweise kompensiert werden kann.

„wo ich richtig ankommen möchte, is noch nich so ganz klar, deswegen vielleicht auch diese Wahl von mir im Moment, sich alle Optionen offen zu halten, sich alle Türen auf zu halten, ja. Also das Prinzip is, dass jetzt auch der Job an der Uni, also klar einerseits [am Standort des Partners] sein, aber andererseits natürlich auch mal was anderes noch ma auszuprobieren, weil [Pause] könnte man, ja, eigentlich zu schauen, könnt ich mir sowas auch vorstellen, ne Karriere in der Wissenschaft dann gekoppelt mit Lehre oder is Lehre gar nichts für mich, (also ich bin grade dabei), das dann auch auszuprobieren.“

(Friederike, 29 Jahre, selbständig, multilokal)

Hier kommen bei manchen Interviewten auch in räumlicher Hinsicht die Nutzung der Standortofferten und die gezielte Aneignung mehrerer Standorte hinzu. Die multilokale Lebensführung kann dabei als soziale Praxis gewählt werden, um verschiedene Standortoptionen offenzuhalten und angesichts der ungewissen Perspektive am Arbeitsstandort am vorherigen Standort ‚nicht alle Zelte abubrechen‘ und dorthin zurückkehren zu können. Diese Strategie des Offen-

haltens von beruflichen und räumlichen Optionen ist insbesondere bei Berufseinsteiger*innen verbreitet, die erst wenig berufliche Mobilitätserfahrungen gemacht haben.

Bei Victoria und Friederike sind dies angestellte Tätigkeiten in Kombination mit selbständigen Tätigkeiten. Victoria beispielsweise kombiniert eine befristete Tätigkeit als Angestellte im öffentlichen Dienst mit freiberuflicher Projektarbeit in einem „*sehr instabilen Berufsfeld*“. Die Angestelltentätigkeit dient bei ihr als „*zweites Standbein*“. So hält sie sich unterschiedliche Optionen offen und hat zusätzlich „*zum Standbein n Spielbein*“. Beide Tätigkeiten „*greifen gut ineinander*“ und „*befruchten sich gegenseitig*“, „*aber was, wie das meine berufliche Zukunft aussehen wird und wie dann das Verhältnis davon sein wird, das is für mich echt noch so n großes, großes Fragezeichen*“. Die Kombination beider Tätigkeiten ermöglicht ihr einerseits durch die Tätigkeit im öffentlichen Dienst finanzielle Sicherheit und ein „*Sicherheitsgefühl*“ und andererseits ermöglicht ihr die selbständige Tätigkeit „ *kreativ zu arbeiten*“ und an Themen zu arbeiten, „*die mir sehr, sehr wichtig sind*“. Auch hinsichtlich ihrer Lebensorte sieht sie Frankfurt als Erweiterung ihrer Optionen und kann sich vorstellen, weiterhin mit dem ‚*eigentlichen*‘ Wohnort als festem Standort multilokal zu leben:

„Auch wie Standbein/Spielbein, so wie ich das jetzt gerade hab, Frankfurt is so das Spielbein und [der ‚*eigentliche*‘ Wohnort] is so das Standbein.“

(Victoria, 30 Jahre, befristet, monolokal)

Die zweite Vertreterin dieses Arrangements ist Friederike: Sie hat eine halbe Stelle an der Universität am Standort des Partners und bearbeitet selbständig in Zusammenarbeit mit einem Büro Projekte in der Region Rhein-Main. Für die Selbstständigkeit hatte sie sich aufgrund der schwierigen Arbeitsmarktsituation nach Abschluss ihres Studiums entschieden, während der insbesondere kleinere Büros Neueinstellungen vermieden und einzelne Projekte eher an Selbständige vergaben.

„Es hat sich jetzt eher so ergeben, weil [in der Rhein-Main-Region], wo ich eben (bin), is n sehr kleines Büro, wo eigentlich einer alleine was arbeitet und immer mal wieder Hilfe braucht und dadurch, dass ich eigentlich vorher, in der Zeit nach meinem Studium oder während des Studiums auch schon, viel auf Tagungen unterwegs war, viel in Projekten gearbeitet habe, mir viele Kontakte geknüpft und hatte dadurch dann auch, ja, das war irgendwie ne schwierige Zeit für Einstellungen, also hatte n bisschen gebraucht, um was zu finden und konnte dann dadurch für n Büro in Berlin beispielsweise n Projekt machen oder so, ne? Also ohne dann irgendwo eingestellt zu werden, weil das für viele dann grade schwierig war und (bei mir) aus den Büros, mit denen ich vorher Kontakte geknüpft hatte oder die ich kennengelernt hatte, einfach Initiativbewerbungen geschrieben, das hatte sich dann so ergeben, dass die gesagt haben, ja, eigentlich jetzt für das Projekt bräuchten wir akut jemanden, aber eigentlich längerfristig wollen wir keinen einstellen und dann hat sich das daraus ergeben.“

(Friederike, 29 Jahre, selbständig, multilokal)

Die Tätigkeit an der Universität am ‚eigentlichen‘ Wohnort kam hinzu, da sie zuvor multilokal mit den Standorten Frankfurt aufgrund der selbständigen Tätigkeit und dem ‚eigentlichen‘ Wohnort aufgrund ihres Partners lebte und mit der zweiten Tätigkeit, die am ‚eigentlichen‘ Wohnort verortet war, die Chance sah, dort mehr Zeit mit ihrem Partner verbringen zu können. Ein weiterer Beweggrund war, wie beschrieben, ein anderes Tätigkeitsfeld auszuprobieren.

Aber auch freiberuflich tätige Berater*innen verfolgen die Strategie, neben dem Hauptprojekt, in dem in der Regel etwa 40 Stunden geleistet werden müssen, noch „*kleinere Projekte [...] nebenherlaufen*“ zu haben (Felix). Grund dafür ist, dass eine finanzielle Absicherung zusätzlich zum Hauptprojekt nötig erscheint, wie Felix, der als freiberuflicher Programmierer und IT-Berater tätig ist, beschreibt.

„Vor allem weil man ja nie genau weiß, wie lange so ein Projekt geht und damit man noch ne alternative Einnahmequelle hat und das ein wenig absichern kann.“

(Felix, 31 Jahre, freiberuflich, multilokal)

Felix führt allerdings aus, dass diese Strategie des Offenhaltens unterschiedlicher Optionen aufgrund der gegenwärtigen Arbeitsmarktlage im IT-Sektor nicht zwingend notwendig wäre, aber seine Unsicherheitsgefühle mindert.

„Das ist nicht unbedingt notwendig, vor allem nicht bei der momentanen, beim momentanen Arbeitsmarkt. Aber, ja, das Gefühl ist immer irgendwie im Hinterkopf, dass das auch schnell zu Ende sein könnte und wenn man kein neues Projekt findet, muss man ja auch irgendwie die laufenden Kosten decken. Und die sind als Selbstständiger oder Freiberufler nicht gerade gering, mit den ganzen Versicherungen, die man da abschließen muss und, ja, auch der privaten Altersvorsorge, die man da bezahlen muss, weil Rente zahlt einem sonst auch keiner irgendwann mal. Also da muss schon einiges monatlich an Geld reinkommen, damit das alles bezahlt ist. Und das geht natürlich, solange so n Projekt läuft, geht das problemlos. Sollte das aber dann irgendwann mal zu Ende sein und man findet irgendwie n halbes oder dreiviertel Jahr gar nichts anderes, dann wäre das schon schwerer. Also dann müsste ich ganz schnell Kosten reduzieren und Verträge ruhen lassen, so altersvorsorgemäßig.“

(Felix, 31 Jahre, freiberuflich, multilokal)

Max, der bereits längere Zeit als freiberuflicher Berater tätig ist und seinen Erfahrungsschatz betont, wählt mit vergleichbarer Intention eine etwas andere Strategie, nämlich die wechselnde Bearbeitung unterschiedlicher Themengebiete, um auf die wechselnde Nachfrage nach Themengebieten reagieren zu können:

„[...] ich hatte schon gesagt, dass ich ja mehrere Sachen, ja auch mehrere Themengebiete bearbeite. Ich schaue dann auch manchmal n bisschen immer darauf, dass ich mal im einen, mal im anderen Gebiet wieder was mache, um in beiden Gebieten fit zu bleiben. Damit ich einfach, dadurch dass ich ja quasi Einzelkämpfer bin, auch immer dann, wenn sich die Projektlage ändert, immer auch noch mal was zu tun hab. Also wenn man jetzt nur ein ganz spezielles Themengebiet hat,

dann ist das super, wenn das gerade verlangt wird, aber total blöd, wenn das gerade nicht verlangt wird.“

(Max, 35 Jahre, freiberuflich, multilokal)

Die jeweils angestellte Tätigkeit der Mehrfachbeschäftigten ist stark an den Arbeitsplatz gebunden, der Arbeitgeber erlaubt kein Homeoffice und bietet wenig Flexibilität (wie bei der postgraduierten Ausbildung von Victoria oder der Universitätstätigkeit von Friederike), die selbständige Erwerbstätigkeit ist dagegen hochflexibel, erfordert zum Teil aber die Beweglichkeit in der Stadt oder der Region aufgrund von Terminen und Präsenzzeiten. Naturgemäß sind die selbständig Erwerbstätigen keiner unmittelbaren Kontrolle durch einen Arbeitgeber ausgesetzt und müssen ihren beruflichen Alltag selbst organisieren. Diese selbständige Tätigkeit bietet damit die Flexibilität, die notwendig ist, um die zwei Tätigkeiten miteinander vereinbaren zu können. Hinzu kommt eine hohe räumliche Mobilität zwischen den Orten, an denen die Tätigkeiten ausgeübt werden, und an den Wochenenden, um an weitere relevante Orte zu pendeln. Um sich mehrere Optionen offenzuhalten und eine Portfolio Career zu entwickeln, werden die „Doppelbelastung zweier Jobs“ (Friederike) und die dafür in manchen Fällen erforderliche räumliche Mobilität in Kauf genommen.

Zwischenfazit

Erwerbs- und Mobilitätsarrangements hängen, wie gezeigt werden konnte, auf vielfältige Weise zusammen. Erwerbsarrangements, die zur Erleichterung der Mobilitätsanforderungen dienen können und flexible Arbeitszeit- und Homeoffice-Regelungen beinhalten, werden von den befristet und den versetzten Beschäftigten als eher möglich beschrieben als von den angestellten und freiberuflichen Beratern. Allerdings haben die befristet und versetzten Beschäftigten auch geringere Ansprüche hinsichtlich solcher Erwerbsarrangements als die Berater, denn je feststehender und routinierter das Mobilitätsarrangement ist, desto höher sind die Ansprüche an das Entgegenkommen durch den Arbeitgeber. Das Mobilitätsarrangement wird zwar auf die Erwerbsanforderungen abgestimmt, aber vielmehr wird versucht, das Erwerbsarrangement und die Arbeitsbedingungen den subjektiven Mobilitätsanforderungen anzupassen. In den Branchen, in denen räumliche Mobilität berufsimmanent ist, sind Betriebliche Mobilitätsregime zur Rahmung der Mobilitätsanforderungen etabliert. Eine Ausnahme stellt hier die Wissenschaft dar, wo räumliche Mobilität als berufsimmanent gedeutet wird, allerdings erst in einem späten Karrierestadium systematisch unterstützt wird. Vorher bleiben die finanzielle und organisatorische Unterstützung der räumlichen Mobilität und des Mobilitätsarrangements wie in anderen Branchen aus. Bei den befristet Beschäftigten wird das Projektende oder das Auslaufen der Stelle als zentrale Bewährungsprobe im Berufsverlauf gedeutet. Bei den freiberuflich/selbständig Tätigen und nach Frankfurt Versetzten ist das Projektende nicht immer eindeutig festgelegt, Vertragsverlängerungen oder -

auflösungen kommen hier häufig vor, sodass die Projektdauer ungewiss bleibt. Einige Praktiken der Arbeitgeber verzögern die Verlängerung von Arbeits- und Projektverträgen und verstärken so die Ungewissheit des Erwerbsarrangements wesentlich. Für alle temporär Wandernden ist daher ein Optionenmanagement erforderlich: Ist das Ende eines Jobs oder eines Projekts absehbar, müssen mehrere Optionen offengehalten werden, bis sich eine konkretisiert oder die gewünschte Option verwirklicht werden konnte.

5.1.3 „Prinzipiell bin ich jedes zweite Wochenende weg aus Frankfurt“ – Mobilitätsarrangements

Nahezu alle im Rahmen dieser Arbeit Interviewten bleiben während ihres Aufenthaltes in Frankfurt mit anderen relevanten Standorten verbunden und etablieren daher Mobilitätsarrangements, um diese anderen Lebensorte in regelmäßigen Abständen aufzusuchen. Dies beinhaltet unterschiedlich ausgestaltete Abwesenheiten vom Standort Frankfurt und bestimmte Rhythmen der Abwesenheiten. Lediglich vier der Interviewten sind nicht in regelmäßigen Rhythmen vom Standort Frankfurt abwesend.

Berufsbedingte residenzielle Multilokalität

Wenn der ‚eigentliche‘ Wohnort und der Arbeits- bzw. Projektstandort nicht zusammenfallen, wird häufig entschieden, zusätzlich zum ‚eigentlichen‘ Wohnort eine Arbeits- oder Projektwohnung in das Arrangement aufzunehmen und ein ‚klassisches‘ Arrangement berufsbedingter Multilokalität praktiziert (vgl. Toppel im Erscheinen). Dies geschieht meist in einem ‚klassischen‘ Rhythmus mit Anwesenheit unter der Woche am Arbeits- oder Projektstandort und Anwesenheit am Wochenende am ‚eigentlichen‘ Wohnort. Insbesondere die Berater im Sample leben in solchen ‚klassischen‘ Arrangements berufsbedingter Multilokalität, um den immer wiederkehrenden Anforderungen der Projektarbeit an wechselnden Orten nachzukommen. Räumliche Mobilität gilt in der Beratungstätigkeit als berufsimmanent, um Projekte an wechselnden Standorten zu bearbeiten. Dies wird je nach Distanz des jeweiligen Projektstandortes zum ‚eigentlichen‘ Wohnort durch Tagesfernpendeln oder eine multilokale Lebensführung realisiert. Da so der ‚eigentliche‘ Wohnort immer beibehalten und lediglich Projektstandort und -wohnung gewechselt wird, deuten die Erwerbstätigen in der Beratungstätigkeit ihren Wohnstandort als stabil. Die Subjekte praktizieren eine multilokale Lebensführung, um zugleich den zum Teil kurzfristigen, beruflichen Mobilitätsanforderungen und subjektiven Bedürfnissen nach Stabilität und Kontinuität nachzukommen, wie das folgende Zitat deutlich macht.

„Mit der Familie umzuziehen, lohnt sich auch nicht, weil vielleicht mal n halbes Jahr in Hamburg und dann ist das Projekt zu Ende und dann kriegt man n neues Projekt, und ich hab keine Lust, die Familie hinter mir her zu schleppen. Das ist auch nicht gut für die Kinder, weil die gehen zur

Schule, haben ihren Freundeskreis und ich kann die nicht permanent aus der Umgebung rausreißen, neue Umgebung rein, das geht nicht.“

(Serdar, 40 Jahre, entsendet, multilokal)

Partnerschaft und Familie sowie weitere relevante soziale Beziehungen sind erwartungsgemäß entscheidende Gründe, die eine multilokale Lebensführung bedingen. Doch das Bedürfnis nach einem stabilen Wohnstandort besteht auch unabhängig von Partnerschaft und Familie. Christian, der in der IT-Beratung tätig ist, hat als ‚eigentlichen‘ Wohnstandort eine Stadt in Norddeutschland gewählt, wo seine relevanten sozialen Kontakte seine Mitbewohner sind. Er pendelt daher zwischen dem Projektstandort in Frankfurt und seinem Wohnstandort. Darüber hinaus verbringt er jedes zweite Wochenende am Wohnstandort seiner Partnerin.

Ein Umzug mit dem gesamten Haushalt und ein Wechsel des ‚eigentlichen‘ Wohnorts werden von vielen Berater*innen zudem ausgeschlossen, da die tatsächlichen Projektlaufzeiten in der Regel ungewiss sind (siehe Kap. 5.1.2), wie der freiberufliche Unternehmensberater Max beschreibt.

„Sondern es wird immer auf drei Monate, maximal auf Jahresbasis mit dir geplant. Schon alleine deshalb würd ich auch niemals irgendwo anders nur wegen eines Projektes hinziehen. Weil vielleicht bin ich da gerade hingezogen, hab mich da gerade häuslich eingerichtet, was mit viel Zeit, Tränen, Arbeit und auch Geld verbunden ist und dann kann ich danach wieder woanders hingehen. Deshalb würd ich das schon nicht machen. Also wenn ich irgendwo anders hinziehen würde, dann immer, weil ich generell dorthin möchte, unabhängig von der Arbeit.“

(Max, 35 Jahre, freiberuflich, multilokal)

In diesem Zitat wird darüber hinaus sein Anspruch deutlich, das Leben nicht völlig den beruflichen Anforderungen unterzuordnen, was das „Hinterherziehen“ zu den Projekten in der Deutung der Berater wäre. Die Basis – der ‚eigentliche‘ Wohnstandort – wird daher nach subjektiven Präferenzen und entsprechend der Bezüge zu relevanten Anderen gewählt. Auch bei den angestellten Berater*innen wird der eigentliche Wohnort häufig unabhängig vom Sitz des Arbeitgebers, der Personalserviceagentur, und nach subjektiven Erwägungen gewählt, wie das folgende Zitat des angestellten IT-Beraters Norbert zeigt.

„bei uns in der Beratungsbranche ist es halt nicht so unüblich, dass man nicht unbedingt am Sitz der Firma oder am Firmensitz wohnt, sondern da kann man auch woanders wohnen, da man ja sowieso eigentlich Kunden betreut, die nicht unbedingt am Sitz des Arbeitgebers, ne, oder am Ort des Arbeitgebers sind. [...] also mein Arbeitgeber kann mich im Prinzip dort einsetzen, wo Bedarf ist. [...] Das ist aber ganz typisch in der Beratungsbranche, ne. Also, dass man nicht in die Firma, in den, oder kein Arbeitsplatz oder dass man wirklich keinen Arbeitsplatz in der Firma selbst hat, in der man angestellt ist. Weil man muss ja zum Kunden irgendwo. Klar könnte ich auch [an den Sitz des Arbeitgebers] umziehen und hoffen darauf, dass ich n Projekt [dort] habe, aber ich glaub, das wird das nicht alles gut lösen, weil ich denk mal, meine Frau, die, der gefällt's so gut, und mir übrigens auch, da [am ‚eigentlichen‘ Wohnstandort], also die ist da so n bisschen nicht wegzukriegen dort, ne. Außerdem hat sie dort auch ihren Job und, ja. [Pause] Und es wäre ja

nicht unbedingt gegeben, dass man eben auch [am Sitz des Arbeitgebers] dann n Projekt bekommt.“

(Norbert, 44 Jahre, entsendet, multilokal)

Das starke Motiv der Erwerbstätigen in der Beratungstätigkeit, das Leben nicht völlig den beruflichen Anforderungen unterzuordnen, wird auch in dem Versuch deutlich, die Abwesenheit vom eigentlichen Wohnort soweit wie möglich zu begrenzen und Erwerbsarrangements mit dem Kunden zu etablieren, die Homeoffice-Tage oder durch Überstunden herausgearbeitete Tage beinhalten (siehe Kap. 5.1.2). Da sich diese Ansprüche nicht immer durchsetzen lassen, herrscht bei den Erwerbstätigen in der Beratungstätigkeit zum Teil die beschriebene Unzufriedenheit mit den Erwerbsarrangements.

Einige Angestellte mit befristeten Verträgen und die zwei temporär Umziehenden, die unbefristet beschäftigt sind, aber ihr gegenwärtiges Erwerbs- und Mobilitätsarrangement als zeitlich begrenzt ansehen, leben ebenfalls multilokal mit einem eigentlichen Wohnort und einer weiteren Wohnung am Arbeitsort. Die beiden unbefristet Beschäftigten deuten ihr Arrangement als temporär, da eine berufsbedingte multilokale Lebensführung unabhängig von den tatsächlichen vertraglichen Rahmenbedingungen häufig als zeitlich begrenzt konzipiert wird (vgl. Schneider et al. 2002), um zu einem späteren Zeitpunkt wieder monolokal zu leben oder – wie im Fall von Oliver – weitere berufliche Stationen zu ermöglichen. Diese Interviewten praktizieren ebenso ‚klassische‘ Arrangements berufsbedingter Multilokalität und haben ähnliche Mobilitätsarrangements wie die Erwerbstätigen in der Beratungstätigkeit. Hier sind Partnerschaft und Familie ausschlaggebende Beweggründe für ein multilokales Mobilitätsarrangement. Darüber hinaus wird eine multilokale Lebensführung als soziale Praxis gewählt, um sich verschiedene räumliche Optionen offen zu halten und angesichts unsicherer Perspektiven nicht alle Zelte abzurechen, denn es kann sein, dass sich eine Möglichkeit bietet, zurückzukehren. Der Rhythmus umfasst, ebenso wie bei den Berater*innen, die Anwesenheit am eigentlichen Wohnort am Wochenende und die Anwesenheit am Arbeitsort in Frankfurt unter der Woche. Allerdings sind sie trotz ähnlicher Mobilitätsarrangements und Rahmenbedingungen zufriedener mit ihren Erwerbsarrangements, da sie aufgrund ihrer größeren Autonomiespielräume wie bei Oliver die Situation stärker als selbstgewählt und -bestimmt wahrnehmen.

Auch die Beschäftigten, die aufgrund eines befristeten Arbeitsvertrags in Frankfurt sind bzw. die nach Frankfurt versetzt wurden, praktizieren zum Teil eine ‚klassische‘ multilokale Lebensführung mit eigentlichem Wohnort und Arbeitsort. Bei Stefan, der in Frankfurt eine Promotionsstelle innehat, ist lediglich die Anwesenheit an seinem Institut in Frankfurt an drei Tagen wöchentlich notwendig, sodass er die verbleibenden Tage der Woche am ‚eigentlichen‘ Wohnort bei seiner Partnerin und seiner Tochter verbringen kann. Thorsten hat an seinem Geburts-

ort, an dem er bis zum Umzug nach Frankfurt gelebt hat, eine Verwaltungsausbildung absolviert. Nach dem Abschluss der Ausbildung hatte er lediglich die Alternative nach Frankfurt versetzt zu werden oder seinen Beamtenstatus zu verlieren. Er fährt an nahezu jedem Wochenende zurück an seinen Geburtsort, verfügt dort aber über keine eigene Wohnung, sondern übernachtet im Haus seiner Eltern. Ein solches Arrangement ist insbesondere bei Beschäftigten in der Berufseinstiegsphase verbreitet, die studentische Multilokalität (vgl. Kramer 2015) wird aufgrund ungewisser Beschäftigungsperspektiven und befristeter Beschäftigungsverhältnisse bis in die Berufstätigkeit hinein verlängert.⁵⁵ In diesen Erwerbs- und Mobilitätsarrangements wird die Flexibilität der Arbeitgeber geschätzt. Dies steht in deutlichem Kontrast zu den Beschäftigten in der Beratungstätigkeit, die trotz ähnlicher Erwerbsarrangements die Unflexibilität des Arbeitgebers und der Kunden als belastend empfinden. Gründe hierfür können die geringen Entscheidungs- und Handlungsspielräume hinsichtlich der Mobilitätsanforderungen in der Beratungstätigkeit und der Erwerbsarrangements bei den wechselnden Kunden sein.

Multilokale Lebensführung zur Aufrechterhaltung von Freundschaften

Neben der ‚klassischen‘ berufsbedingten residenziellen Multilokalität werden Formen multilokaler Lebensführung praktiziert, die bisher wenig im Fokus des Interesses der Multilokalitätsforschung standen, möglicherweise aber gerade für Beschäftigte in der Berufseinstiegsphase typisch sind. Diese Mobilitätsarrangements sind flexibler, beruhen auf einer multilokalen Lebensführung, sie gehen allerdings nicht mit einer Hierarchisierung der Lebensorte, einem feststehenden Rhythmus zwischen den Orten und einer Verfügungsmacht über die „Übernachtungsgelegenheiten“ (Stefan) einher. Stattdessen beruhen diese Mobilitätsarrangements auf der Abwesenheit von Frankfurt an einem Großteil der Wochenenden und der Anwesenheit an wechselnden Orten, an denen relevante Andere leben. Die Subjekte verfügen dort nicht über eine eigene Wohnung, sondern kommen bei Freund*innen, Verwandten oder Bekannten unter: „also ich hatte immer jemanden, bei dem ich so in der City irgendwo pennen konnte“ (Paul). Paul behielt die sozialen Bindungen an seinen Geburtsort über die Dauer seines Aufenthalts in Frankfurt aufrecht: Er verbrachte nahezu jedes Wochenende an seinem Geburtsort und konnte dort bei unterschiedlichen Freunden übernachten. Seine Lebensführung findet damit an den zwei Standorten Frankfurt und dem ‚eigentlichen‘ Wohnort statt und ist eindeutig multilokal. Wird allerdings ein Verfügungsrecht über die Wohnung für die Definition der residenziellen Multilokalität vorausgesetzt, ist sie es jedoch nicht (vgl. Weichhart 2015a).

⁵⁵ So beschreiben Sage, Evandrou und Falkingham (2013), dass britische Berufseinsteiger*innen nach dem Studienabschluss häufig zurück zu den Eltern ziehen, bis sie die erste Arbeitsstelle antreten. Und auch in Phasen beruflicher Ungewissheit und Prekarität sowie bei Arbeitslosigkeit ziehen sie zum Teil wieder bei den Eltern ein, sodass diese als „parental safety net“ fungieren (Sage et al. 2013: 752). Die zunehmende Ungewissheit gerade am Beginn der Berufslaufbahn wird also durch die Eltern und andere soziale Kontakte aufgefangen.

Auch im Fall von Lucy wird diese Zuordnung brüchig, da sie die Verfügungsgewalt über ihr Zimmer an ihrem Studienort zeitweise aufgibt. Lucy hat für mehrere Jahre an ihrem Studienort gelebt und dort einen Freundeskreis aufgebaut. Auch für sie war die einzige berufliche Option nach Abschluss des Studiums, eine Traineeestelle in Frankfurt anzunehmen (siehe Kap. 5.2.1). Am Studienort befindet sich jedoch weiterhin ihr Freundeskreis, der ihr sehr wichtig ist. Aus diesem Grund hat Lucy ihr Zimmer in einer Wohngemeinschaft behalten, sie vermietet es jedoch über längere und kürzere Zeiträume unter, um sich die Mieten an beiden Standorten leisten zu können. Wenn sie am Studienort ist, während ihr Zimmer gerade untervermietet ist, übernachtet sie bei unterschiedlichen Freund*innen. Stehen Termine oder längere Besuche dort im Vorhinein fest, vermietet Lucy das Zimmer nicht unter.

Bei Paul und Lucy beschränkt sich die Anwesenheit auf einen anderen relevanten Ort. Bei den Interviewten mit längerer Mobilitätsbiografie bestehen soziale Beziehungen zu mehr Personen an unterschiedlichen Orten, sodass die geographies of friendship räumlich disperser sind (vgl. Ohnmacht et al. 2008; Bunnell et al. 2012; Nadler 2014). Am Wochenende werden dann ebenso die relevanten Anderen besucht, die sich aber aufgrund der längeren Mobilitätsbiografie an mehreren unterschiedlichen Standorten befinden. Das Bedürfnis nach Kopräsenz mit Freund*innen bzw. Verwandten stellt einen relevanten Auslöser für räumliche Mobilität (vgl. Urry 2002) und sogar bestimmte Formen der residenziellen Multilokalität dar. Dirksmeier (2017: 47) spricht von einer „hochgebildeten urbanen Mittelschicht, die ihre Freundschaften auch über größere Distanzen aufrecht erhält [sic]“. Andreas ist in Hessen aufgewachsen und hat dort studiert. Nach dem Studium hat er ein Referendariat in einem anderen Bundesland absolviert, inzwischen arbeitet er seit anderthalb Jahren in Frankfurt. Seine relevanten Anderen befinden sich allerdings nicht in Frankfurt, sodass er etwa jedes zweite Wochenende nicht in Frankfurt, sondern bei relevanten Anderen an unterschiedlichen Standorten ist.

Dieser Rhythmus mit den Abwesenheiten von Frankfurt „jedes zweite Wochenende“ beschreiben ebenso Gudrun und Sebastian, die bereits an mehreren unterschiedlichen Orten gelebt und gearbeitet haben.⁵⁶ Auslöser dieser Mobilitätsarrangements sind die räumlich verteilten sozialen Bezüge, die während der Mobilitätsbiografie aufgebaut wurden. Eine hohe beruflich bedingte räumliche Mobilität zieht also weitere zirkuläre Mobilität zur Aufrechterhaltung sozialer Bezüge nach sich.

⁵⁶ Auf die Auswirkungen räumlicher Mobilität und ausgeprägter Mobilitätsbiografien auf Freundschaften wird in Kap. 7.4 ausführlich eingegangen.

Kombination unterschiedlicher Mobilitätsformen

Bei den Mehrfacherwerbstätigen ist eine Kombination unterschiedlicher Mobilitätsformen zu beobachten. Neben einer multilokalen Lebensführung praktizieren die Mehrfachbeschäftigten eine hohe Mobilität auch unter der Woche, die durch die unterschiedlichen Tätigkeiten und die mit der Selbständigkeit verbundenen Termine erzeugt wird, wie das Beispiel von Friederike zeigt. Sie hatte zunächst eine selbständige Tätigkeit in der Rhein-Main-Region. Daher hat sie in Frankfurt eine Wohnung und lebt mit ihrem Partner am Studienort in einer Wohngemeinschaft. Seit einigen Monaten hat sie nun zusätzlich eine halbe Stelle an der Universität dort angenommen. Seitdem ist ihr Mobilitätsarrangement deutlich komplexer geworden, da sie nun nicht mehr nur aus partnerschaftlichen, sondern ebenso für die beiden Tätigkeiten zwischen den Standorten pendeln muss: Montag bis Mittwoch ist bei ihr für die selbständige Tätigkeit reserviert. Montags morgens fährt sie daher vom Studienort nach Frankfurt, um entweder Termine im Rhein-Main-Gebiet wahrzunehmen oder im Büro zu arbeiten, dienstags und mittwochs bleibt sie in der Rhein-Main-Region oder sie arbeitet zuhause in ihrer Frankfurter Wohnung im Homeoffice an ihren Projekten. Mittwochabends nimmt sie den Zug an den Ort ihres Studiums, dort arbeitet sie donnerstags und freitags an der Universität. An den Tagen, die für die selbständige Tätigkeit vorgesehen sind, erledigt sie zwischendurch kleinere Aufgaben für die andere Tätigkeit an der Universität, wie E-Mails beantworten oder Termine ausmachen. Gelegentlich kommt es vor, dass sie die Wochenenden gemeinsam mit ihrem Partner in Frankfurt oder an anderen Orten bei den Eltern oder bei Freund*innen verbringt. Hinzu kommen Verschiebungen der Rhythmen der An- und Abwesenheiten an beiden Standorten, wie das folgende Zitat illustriert.

„Grade wenn ich an der Uni bin, [...] da hab ich dann keine Zeit, das heißt, ich muss auch gucken, dass ich alles terminlich oder wenn ich jemanden anrufen müsste oder so, dass das alles dann auch bis Mittwoch erledigt is, damit ich Donnerstag, Freitag an der Uni Zeit dazu hab. Ich bin ja, also bei zwanzig Stunden is es, das kommt ja nich ganz hin, quasi wenn ich acht Stunden arbeite, ich arbeite je mehr als acht Stunden an den Tagen, wenn ich donnerstags und freitags da bin, deswegen bin ich da eigentlich schon drüber, aber ich bin natürlich beim Unijob (nich in der Position) sagen zu können, die anderen Tage mach ich nichts, weil krieg ich auch Mails, muss mit Studierenden was ausmachen freitags, das heißt ich bin immer dann auch mal nen ganzen Tag dann noch, nen ganzen Montag da oder nen halben Montag oder nen halben Mittwoch, also das kommt dann auch immer wieder vor oder ich mach halt auch dann ne Mail, dass ich dann denen antworte und, ja, was ausmache.“

(Friederike, 29 Jahre, freiberuflich, multilokal)

Von den meisten anderen (angestellten) Interviewten wird eine hohe intraregionale Mobilität unter der Woche – insbesondere der alltägliche Weg zur Arbeitsstelle – als zusätzliche Belastung zur hohen interregionalen Mobilität an den Wochenenden gesehen und daher weitgehend

vermieden.⁵⁷ Eine Ausnahme ist wiederum lediglich Oliver, der die interne Revision eines multinationalen Unternehmens leitet und unter der Woche aus dienstlichen Gründen wechselnd die Unternehmensstandorte in Frankfurt und in Nordbayern aufsuchen muss.

Zudem sind im Sample vier Interviewte, die kein Mobilitätsarrangement praktizieren und nur selten nicht in Frankfurt sind. Drei dieser Interviewten sind mit oder zu ihren Partnern nach Frankfurt gezogen, sodass sie zwar lediglich temporär beschäftigt sind, aber vorstellen können, am Standort zu bleiben. Bei Petra, einer Selbständigen, die mit ihrem Partner und den Kindern in Frankfurt lebt, hat sich der Aufenthalt so verstetigt, dass außerhalb des Berufs keine Mobilitätsnotwendigkeiten entstehen. Philippe, der aus Frankreich nach Frankfurt gezogen ist, wollte unbedingt für eine begrenzte Zeit in Frankfurt leben, daher ist er an den Wochenenden nicht abwesend. Die Gründe für seltene Abwesenheiten von Frankfurt sind in der Regel, dass sich der Großteil des privaten Lebens wie der berufliche in Frankfurt abspielt, sodass aus den persönlichen Bezügen keine Mobilitätsnotwendigkeiten entstehen.

Zwischenfazit

Die Analyse der Mobilitätsarrangements macht deutlich, dass durch die berufsbedingte räumliche Mobilität weitere subjektive Mobilitätsnotwendigkeiten entstehen, um die relevanten sozialen Bezüge – zum Teil auch abseits von Familie und Partnerschaft – aufrecht zu erhalten, denn dies ist der zentrale Auslöser für Mobilitätsnotwendigkeiten außerhalb des Berufs. Gibt es diese subjektiven Mobilitätsnotwendigkeiten nicht oder sind die Distanzen für einen regelmäßigen Rhythmus zwischen den Orten zu groß, werden keine Mobilitätsarrangements etabliert. Die realisierten Mobilitätsarrangements unterscheiden sich hinsichtlich der beruflichen Phase und der finanziellen Ausstattung der Individuen. So finden Beschäftigte in der Berufseinstiegsphase ungewöhnliche Lösungen für ihre subjektiven Mobilitätsnotwendigkeiten während beruflich Etablierte ‚klassische‘ Arrangements berufsbedingter residenzieller Multilokalität wählen. Die unterschiedlichen An- und Abwesenheiten und ihre Rhythmen stellen die eindeutige Zuordnung zu Begrifflichkeiten wie ‚multilokal‘ und ‚monolokal‘ infrage.

5.2 Entscheidungs- und Handlungsspielräume

Im vorliegenden Kapitel steht die Analyse der Entscheidungs- und Handlungsspielräume im Hinblick auf berufsbedingte räumliche Mobilität und ihre Rahmenbedingungen im Mittelpunkt. Dabei müssen, wie in Kapitel 4.5 herausgearbeitet wurde, der gesellschaftliche Kontext und die Machtstrukturen betrachtet werden, „aus denen heraus Mobilitätsnotwendigkeiten, -

⁵⁷ Auf die Aktionsräume der Interviewten gehe ich in Kap. 7.5.2 näher ein.

bedürfnisse und -zwänge entstehen“ (Manderscheid 2012: 555). Mobilitätspraktiken müssen nach Manderscheid (2012: 563) „als eingebettet in wirtschaftliche, räumliche und politische Strukturen, kulturelle Vorstellungen und Orientierungsmuster, diskursiv erzeugtes Wissen, soziale Zusammenhänge und eine Reihe weiterer gesellschaftlicher Praktiken und Prozesse begriffen werden“. Vor diesem Hintergrund ist eine einfache Zuordnung zu den gegenteiligen Polen von Zwang und Freiwilligkeit nicht möglich, stattdessen ist eine Mobilitätsentscheidung Antwort oder Reaktion auf soziale oder ökonomische Zwänge oder gesellschaftlichen Druck (vgl. Kesselring 2008: 85). Um die Entscheidungs- und Handlungsspielräume herauszuarbeiten, gehe ich zunächst auf die Standortentscheidung für Frankfurt ein, welche Entscheidungsspielräume vorlagen und welche Kriterien bei der Standortentscheidung herangezogen wurden (siehe Kap. 5.2.1). Im darauffolgenden Kapitel erweitere ich den Blick von der Erwerbs- und Standortentscheidung für den Standort Frankfurt hin zu den Deutungen und Narrationen berufsbedingter räumlicher Mobilität (siehe Kap. 5.2.2).

5.2.1 „Das war keine Liebesentscheidung“ – Entscheidung für den Standort Frankfurt am Main⁵⁸

Das folgende Kapitel widmet sich der Frage, welche Entscheidungsspielräume es hinsichtlich des Standortes Frankfurt am Main gab und vor diesem Hintergrund, welche Kriterien den Ausschlag für den Standort Frankfurt gegeben haben.

Eingrenzung des Suchradius und Verbindungen zum Standort

Vor der Entscheidung für einen Standort steht in der Regel (zumindest bei den befristet Beschäftigten und den freiberuflich tätigen Berater*innen) die Bewerbungsphase für Jobs und Projekte, im Rahmen derer bereits eine Vorauswahl bestimmter Standorte getroffen wird. Die Suche wird in dieser Phase auf bestimmte Standorte und inhaltliche Aufgabengebiete beschränkt. Subjektiv nicht infrage kommende Alternativen scheiden somit schon in diesem Stadium aus und werden gar nicht erst in den Auswahlprozess einbezogen. Frankfurt wurde von den Interviewten also in der Regel als akzeptable Alternative betrachtet und in den Suchprozess einbezogen. Bei der Eingrenzung des Suchradius spielen insbesondere die Distanz zum bisherigen Standort sowie subjektive Einschätzungen und Erfahrungen eine Rolle, die mit den jeweiligen Orten in Verbindung gebracht werden. Das folgende Zitat von Andreas veranschaulicht, wie er seinen „Suchraum“ bei der Suche nach der Stelle in Frankfurt eingrenzt hat:

„Ja, also, ich bin gebürtiger Hesse, also von daher war Hessen schon mein Suchraum, in Nordrhein-Westfalen war ich jetzt zwei Jahre zum Referendariat, das gehörte irgendwie auch noch so

⁵⁸ Erste Gedanken dieses Kapitels wurden bereits in einem Vergleich mit aus Drittstaaten zugewanderten Hochqualifizierten veröffentlicht: siehe Toppel et al. 2017.

dazu. Wo hatt ich denn noch? Also Niedersachsen hatt ich auch noch so n paar, das hätt ich mir vorstellen können. So der ganz tiefe Osten hab ich überhaupt keine Beziehungen zu, zumal ich auch in Sachsen-Anhalt ma n halbes Jahr n Projekt gemacht hab und irgendwie, einfach von der Mentalität nich mit denen klar gekommen bin, also das war wirklich... Gut, das kann jetzt auch persönlich gewesen sein mit den Leuten [..].“

(Andreas, 36 Jahre, befristet, monolokal)

In dem Zitat wird des Weiteren deutlich, dass die Suche auf bestimmte Standorte eingegrenzt wird, mit denen bereits Erfahrungen gemacht wurden, zu denen eine – wenn auch lose – Verbindung besteht. Negative Erfahrungen an bestimmten Standorten können – wie im Zitat das Beispiel Sachsen-Anhalt zeigt – auch dazu führen, dass bestimmte Standorte von vornherein ausgeschlossen werden. Standorte, zu denen weder eine positive noch eine negative Verbindung bestand, werden gar nicht erwähnt, d. h. zunächst weder ausgeschlossen noch einbezogen. Die subjektiven Erfahrungen und Assoziationen mit einem Standort werden von den Interviewten meist als „Mentalität“ bezeichnet. Die bestehenden Verbindungen können frühere berufliche Aufenthalte, aber ebenso soziale Kontakte zu Personen vor Ort sein. Es wird also gezielt danach geschaut, ob am potenziell neuen Standort (soziale) Anknüpfungspunkte bestehen. Das soziale Netzwerk oder die „geographies of friendship“ (Bunnell et al. 2012) beeinflussen also berufliche Standortentscheidungen, indem die Jobsuche auf Orte beschränkt wird, zu denen bereits (lose) Kontakte bestehen:

„Aber so in allen anderen Städten hab ich jetzt einfach überall Leute und irgendwie, ja, auch schöne Erinnerungen und ja, ich hab einfach da auch wieder Anlaufpunkte, wenn ich mal wieder den Ort wechseln muss, also ich mein, das hab ich schon auch gemerkt irgendwie bei meiner Suche, die ich dann letztes Jahr im Herbst, also die Jobsuche, die ich dann begonnen hab, dass ich tendenziell schon auch, also ich hab, ja, danach geguckt hab, wo kenn ich denn jemanden, dass man irgendwie halt immer nich dieses ganz krasse auf null runtergefahren sein, wo hab ich n paar Leute und so, das, ja, da hab an vielen Orten was, sind zwar alles größere Städte, München is auch noch die eine Cousine von mir, das hätt ich mir auch gut vorstellen können.“

(Gudrun, 38 Jahre, befristet, monolokal)

Diese Verbindungen können auch sehr lose sein, wie das folgende Zitat von Victoria zeigt, die sich mit Frankfurt verbunden fühlt, weil ihre Eltern früher dort gelebt haben:

„Und am Ende is aber so geworden, dass ich in Hessen auch genommen wurde und da war das Gespräch am besten, das Vorstellungsgespräch war am besten und die Aussicht in Frankfurt zu sein, fand ich auch am attraktivsten, weil das schon die urbanste Stadt von diesen vier waren [sic], die ich, in denen ich war [zum Vorstellungsgespräch]. Und weil es auch familiär, also auch weil Frankfurt ne Stadt is, von der ich viel weiß, weil meine Eltern hier gelebt haben früher. Und insofern bin ich eigentlich sehr froh denn, dass es diese Stadt war, genau.“

(Victoria, 30 Jahre, befristet, monolokal)

Neben den offensichtlichen beruflichen Beweggründen bestehen also in manchen Fällen biografische Verbindungen zum Standort, die die sinnhafte Einordnung des Aufenthaltes in die Biografie ermöglichen (vgl. Hilti 2013).

Der Fokus des Suchradius weitet sich im Verlauf der Suchphase allerdings wieder, wenn die eingeschränkte Suche erfolglos bleibt. Ein weiteres Zitat von Andreas, dessen Arbeitsvertrag in Frankfurt zum Zeitpunkt des Interviews in einigen Monaten wiederum ausläuft, verdeutlicht, wie die Suchkriterien im Laufe eines erfolglosen Suchprozesses angepasst werden:

„Und ich bin jetzt seit, also suchen tu ich so seit zwei Monaten, ernsthaft betreiben tu ich's eigentlich erst seit vier Wochen, also man guckt sich dann an, liest ne Ausschreibung und denkt, ah nee, Bayern, möchte ich nicht. Oder zu wenig Geld oder da kennste auch wieder keinen, lass. Und jetzt erst je, je konkreter das wird, umso mehr kann man sich dann auch vorstellen, naja, gut, hör dir's dann mal an, wenn se dich einladen, dann kannste ja irgendwie immer noch absagen.“

(Andreas, 36 Jahre, befristet, monolokal)

Hier ist ein deutlicher Unterschied zwischen den Interviewten, die aufgrund eines auslaufenden Arbeitsvertrags oder Projekts idealerweise „*nahtlos*“ (Stefan) eine neue Arbeitsstelle oder ein Anschlussprojekt finden möchten, und denen, die aufgrund von Karriereambitionen oder der Unzufriedenheit mit der vorherigen unbefristeten Arbeitsstelle ohne Zeitdruck nach einer neuen Arbeitsstelle oder einem Projekt suchen (können). Mit diesem großen Autonomiespielraum können die Interviewten sich für eine aus ihrer Sicht attraktive Alternative hinsichtlich der Arbeitsstelle und des Standorts entscheiden und unterliegen bei Suche und Entscheidung keinem Zeitdruck.

Im Vorfeld der Standortentscheidung ist somit eine gewisse Kenntnis oder Verbindung zum neuen Standort nötig, die als Entscheidungsbasis dient. Frankfurt ist dabei ein Standort in Deutschland, der meist von früheren kurzen Besuchen (wie Dienstreisen, Besuchen bei Freund*innen, Übernachtungen vor Langstreckenflügen) bekannt ist. Einige Interviewte kannten ihn aber auch erst aus dem Vorstellungsgespräch. Zwei der Interviewpartner hatten in Frankfurt schon einmal gearbeitet. Zwei sind in Hessen aufgewachsen und fühlten sich mit dem Bundesland biografisch verbunden. Eine Interviewte kannte Frankfurt bereits, da ihr Partner ein Jahr zuvor aus beruflichen Gründen nach Frankfurt gezogen war. Die (biografische) Verbundenheit mit einem Standort sowie die Kenntnis eines Standorts machen es leichter, alltägliche Praktiken und Routinen am Standort auszubilden, weil die „Mentalität“ der Menschen bereits bekannt ist und leichter eingeordnet werden kann. Zudem sind die genannten (sozialen) Anknüpfungspunkte bereits vorhanden. Sabine, eine Wissenschaftlerin, beschreibt, wie ihr die Kenntnis der „Mentalität“ die Integration in ihre neue Arbeitsgruppe an der Universität Frankfurt erleichtert hat:

„Ja, von der Mentalität, weil ich von [meinem Studienort] her schon, sag ich mal, die Hessen kannte, fand ich das leichter in Frankfurt irgendwie so von, bei den Leuten so reinzukommen, hier auch in der Arbeitsgruppe, als jetzt in [am vorherigen Wohnort] damals. Also, [dort] war manchmal so, dass man so gedacht hat: ‚häh, was war das gerade, wie hat der das gemeint?‘ Das war jetzt hier nie so, dass ich irgendwie das Gefühl hatte, dass ich die Leute nicht so gut einschätzen kann oder so was. Es war auch immer nur Kleinigkeiten [am vorherigen Wohnort] gewesen, aber das fand ich in Frankfurt leichter.“

(Sabine, 28 Jahre, befristet, monolokal)

Die Befragten, die Frankfurt bereits kannten, haben ein bestimmtes Bild des Standorts, das häufig nicht mit dem Standort an sich in Zusammenhang steht, sondern mit subjektiven Erfahrungen, die dort gemacht wurden. Sebastian, der sich aufgrund eines attraktiveren Jobs innerhalb des Unternehmens an die Unternehmenszentrale nach Frankfurt versetzen ließ, beschreibt dies:

„die Zeit war recht stressig damals [als er schon einmal in Frankfurt gelebt hat], deshalb hab ich so viele negative Assoziationen damit, mit Frankfurt automatisch, weil das halt alles in Frankfurt stattgefunden hat, was nicht mit der Stadt Frankfurt jetzt an sich zu tun hat.“

(Sebastian, 28 Jahre, versetzt, monolokal)

Insbesondere Interviewte mit Mobilitätserfahrungen waren bereits bei früheren Projekten in Frankfurt. Bei den Berater*innen, die zahlreiche Städte als Projektstandorte kennengelernt haben, gibt es eine Art ‚Städteranking‘, also bestimmte Erwartungen, die mit den Standorten und den Aufenthalten dort verbunden sind. An manchen Projektstandorten werden die Aufenthalte aufgrund der „Mentalität“ als „angenehmer“ beschrieben (Max), da sich u. a. die Beratermilieus in den Städten unterscheiden oder die Möglichkeiten, die Beratermilieus zu verlassen und außerhalb dieses Milieus Kontakte zu knüpfen, unterschiedlich ausgeprägt sind.⁵⁹ Neben den Interviewten, die Frankfurt schon kannten, haben die Interviewten, die innerhalb Deutschlands umgezogen sind, – auch wenn sie vorher noch nicht in Frankfurt waren – ein bestimmtes Bild von Frankfurt, das eher negativ ist. Die Assoziation von Frankfurt als „Bankenstadt“ (beispielsweise Sabine), die sonst wenig zu bieten hat, ist im vorliegenden Sample sehr verbreitet. Frankfurt wird als Stadt wahrgenommen, „wo man arbeitet, nicht wo man wohnt“ (Thorsten). Hier ist ein deutlicher Unterschied zwischen den aus Deutschland zugezogenen Interviewten und den aus anderen europäischen Staaten Zugezogenen zu erkennen. Clara, eine amerikanisch-schweizerische Wissenschaftlerin, und Philippe, ein französischer Berufseinsteiger, sind mit positiven Erwartungen nach Frankfurt gekommen.

„So Frankfurt for me was a really cool place because I really was looking forward to moving to a bigger city cause Zürich in the end is very small, it's the largest, you know, city in Switzerland but

⁵⁹ Hamburg ist beispielsweise durchweg ein beliebter Projektstandort während München ein sehr unbeliebter Projektstandort ist. Dies ist insbesondere auf die „Mentalität“, also generalisierten subjektiven Erfahrungen und Assoziationen, die den Menschen dort zugeschrieben wird, zurückzuführen (Max).

it's still tiny so I was looking forward to getting into a bigger city again and also a place where it would be easier to find an apartment and where, yeah, in general the living expenses cheaper than Zürich [sic]. I think, that's a part we both really struggled with."

(Clara, 31 Jahre, befristet, monolokal)

Philippe, der in Frankreich Fremdsprachen studiert hat, hat sich bewusst für den Standort Frankfurt entschieden, um seine Deutschkenntnisse zu verbessern und nach Frankfurt zurückzukehren, das er bereits von einer Reise kannte:

„sehr gut, sehr interessant in Deutschland zum Beispiel zu arbeiten und einfach in Deutschland zu leben, also zum ersten Mal bin ich nach Frankfurt am Main 2007 gegangen und ich wollte zurück, also nach Frankfurt. Die Stadt finde ich ziemlich angenehm, also dynamisch, hier gibt es Leute von verschiedenen Ländern, also sie kommen hier am meisten, also kurzfristig, zum Beispiel für ein oder zwei Jahre, also das ist nicht so schwer, neue Personen kennenzulernen, weil fast alle wollen viele, ja, viel tun und sehr gut mit anderen Städten verbunden, also mit den Flughäfen oder mit dem Hauptbahnhof zum Beispiel.“

(Philippe, 24 Jahre, befristet, monolokal)

Frankfurt wurde von den beiden aus anderen europäischen Ländern Zuziehenden also als Arbeitsstandort ausgewählt, da es den subjektiven Erwartungen der Interviewten entsprach.

Kriterien der Standortentscheidung

Eine Wahlmöglichkeit zwischen verschiedenen Alternativen bestand allerdings oft nicht: Das Jobangebot in Frankfurt war meist die einzige, zum gegebenen Zeitpunkt zur Verfügung stehende Alternative oder einfach das subjektiv – in inhaltlicher und/oder finanzieller Hinsicht – attraktivste (Stellen-)Angebot aus den verfügbaren Optionen. Bei der Auswahl des konkreten Standortes zeigt sich eine Alternativlosigkeit, die den von Martin-Brelot et al. (2010) beschriebenen „no choice-decisions“ entspricht (siehe Kap. 3.4.2). Besonders in der Berufseinstiegsphase können Absolvent*innen häufig nicht zwischen mehreren Alternativen wählen. Sie sind daher besonders bereit, Kompromisse – auch hinsichtlich des Standortes – einzugehen, wie das Zitat von Lucy verdeutlicht:

„Eigentlich hatt ich meinen Fokus schon noch [am Studienort] und [am Wohnstandort des Partners] gelegt und eigentlich hatt ich mich auch auf die Stelle, die ausgeschriebene Stelle war nämlich eigentlich [in der Nähe des Studienortes]. Und dann wurde ich angerufen, ob ich denn auch bereit wäre, nach Frankfurt zu ziehen. Wenn man in so ner Jobsuchsituation ist, hat man nicht viel Auswahl, wenn man halt irgendwie pro Tag zehn Absagen bekommt, sagt man halt, ja, ich bin halt auch bereit, umzuziehen. Und deswegen hat sich das so ergeben.“

(Lucy, 30 Jahre, befristet, multilokal)

Auch Paul beschreibt einen solchen Kompromiss, der am Beginn der Berufslaufbahn typisch zu sein scheint, insbesondere wenn – wie im Fall von Paul – am Wohnstandort eine eher schwierige Arbeitsmarktlage vorzufinden ist:

„Also, das Team war gut, die Bezahlung war für mich damals gut und die Stadt war halt nicht gut. Da hab' ich gesagt, okay, zwei von drei Dingen stimmen, ich bleibe da' und ich bin halt am Anfang jedes Wochenende nach Hause gefahren mit der Mitfahrgelegenheit, mit'm Kumpel.“

(Paul, 27 Jahre, versetzt, monolokal)

Eher eingeschränkte Entscheidungsspielräume und eine Alternativlosigkeit hinsichtlich des Arbeitsstandortes zeigen sich jedoch nicht nur bei den Beschäftigten in der Berufseinstiegsphase, sondern ebenso in vielen anderen Stadien der Berufslaufbahn innerhalb des Samples. Auch die Angestellten in der Beratungstätigkeit haben sehr geringe Entscheidungsspielräume hinsichtlich des Projektstandortes:

„Das, was ich ersehen kann, ist, wenn das hier endet, wird's höchstwahrscheinlich wieder [in der Nähe des ‚eigentlichen‘ Wohnstandortes] sein, wenn ich Glück hab, wenn ich Pech hab, entweder in Berlin, Stuttgart, München wieder irgendwo außerhalb meines Wohnsitzes.“

(Serdar, 40 Jahre, entliehen, multilokal)

Es ist also „Glück“ oder „Pech“, ob die Angestellten in der Beratungstätigkeit am Wohnstandort ein Projekt bearbeiten können oder gezwungen sind, eine multilokale Lebensführung mit dem Wohnstandort und dem Projektstandort zu praktizieren. Auch Norbert beschreibt, dass Angestellte in der Beratungstätigkeit dort eingesetzt werden, wo Personalbedarf ist bzw. wo zum jeweiligen Zeitpunkt Projekte vergeben werden.

„[...] mein Arbeitgeber kann mich im Prinzip dort einsetzen, wo Bedarf ist. Klar hab ich da auch n gewisses Mitspracherecht, logischerweise, ne. Aber, wenn Projekte halt in München sind oder in Stuttgart oder in Köln oder Frankfurt oder wo auch immer, ne, oder in Madrid, dann, und das passt alles zusammen, dann ist man halt dort, ne. Das ist aber ganz typisch in der Beratungsbranche, ne.“

(Norbert, 44 Jahre, entsendet, multilokal)

Die freiberuflich tätigen Berater*innen verfügen demgegenüber über größere Autonomiespielräume als angestellte Berater*innen, da sie Projekte selbst auswählen oder auch ablehnen können (vgl. Pongratz/Voß 2003), dennoch sind ihre Entscheidungsspielräume hinsichtlich des Projektstandortes sehr begrenzt. Max, freiberuflicher Unternehmensberater, beschreibt die Kriterien, anhand derer er auswählt, wenn er sich zwischen mehreren Projektalternativen entscheiden kann. Meist ist diese Wahl allerdings auf lediglich zwei Standorte begrenzt und ein Warten auf ein Projekt am Wohnstandort oder einem anderen gewünschten Standort ist aufgrund von ökonomischen Zwängen zumindest riskant.

„Das war keine Liebesentscheidung gewesen, dass ich die Stadt so toll finde. [...] Das kam einfach daher, dass in Frankfurt jetzt gerade die Projektanfragen kamen. Also ist bei mir eben so, dass ich in der Regel meinen, den Projektort, wo ich bin, mir nicht frei wählen kann. Sondern es kommt ja immer darauf an, wo Kunden Aufträge gerade haben. [...] Dann hat man natürlich die Wahl entweder zu sagen, ich warte jetzt solange, bis wieder ein Projekt in der Stadt kommt, wo ich hin möchte. Sollte man nicht tun. [...] Also insofern ist das mit dem Warten, kann man sich dann

nicht erlauben. Das war einfach ne Anfrage. Ich hatte damals die Wahl entweder ein Projekt in Stuttgart anzunehmen oder Frankfurt. Da ich früher auch schon mal in Stuttgart kurzzeitig war, kam das für mich gar nicht infrage, weil das einfach zu weit weg ist, die Mentalität ist noch mal anders, das war gar nichts für mich. Und in Frankfurt kannte ich eben dann auch Leute, also n Freund von mir ist vor sieben, acht Jahren nach Frankfurt gegangen, paar andere Leute kannte ich dort schon n bisschen. Und es ist einfach noch halbwegs nahe. Deshalb hab ich mich dann eher für Frankfurt entschieden, weil eben [der Wunschort] nicht zur Wahl stand und hier [am ‚eigentlichen‘ Wohnstandort in Nordrhein-Westfalen] im Moment auch erstaunlich wenig Projekte sind. Also das richtet sich ja wirklich immer danach, wo gerade Projekte zu vergeben sind [...]. Und da hab ich mich dann lieber für Frankfurt entschieden.“

(Max, 35 Jahre, freiberuflich, multilokal)

Wie bereits beschrieben wurde, praktizieren die in der Beratung Erwerbstätigen eine multilokale Lebensführung mit einem stabilen ‚eigentlichen‘ Wohnstandort und dem jeweiligen Projektstandort. In der Regel ziehen die in der Beratung Erwerbstätigen „von Projekt zu Projekt“ (Serdar) und der jeweils nächste Projektstandort ist oft erst kurzfristig bekannt, daher wird die Entscheidung für den ‚eigentlichen‘ Wohnstandort weitgehend unabhängig vom Beruf getroffen (siehe Kap. 5.1.3). Ein wichtiges zusätzliches Kriterium für die in der Beratung Erwerbstätigen, sofern sie zwischen mehreren Projektalternativen wählen können, ist daher die Distanz zum ‚eigentlichen‘ Wohnstandort.

Standortentscheidungen in Paarbeziehungen

Ein weiteres zentrales Kriterium für die Entscheidung für eine Arbeitsstelle und einen Standort ist die familiäre und partnerschaftliche Situation zum Zeitpunkt der Standortentscheidung. Hier unterscheiden sich die Narrative der männlichen und weiblichen Befragten deutlich. Von den Interviewpartnern werden Partnerschaften eher in den Hintergrund gestellt:

„[...] aber prinzipiell is so mein Plan, jetzt erstma das Berufliche, soweit die Schafe ins Trockene zu bringen, dass ich sag, ok, das is ne langfristige Perspektive, das is was, wo du ne gewisse berufliche Selbstverwirklichung hast oder zumindestens nich dran zugrunde gehen wirst und dann schauen wir ma, dass wir das Private noch in ne Puschen kriegen.“

(Andreas, 36 Jahre, befristet, monolokal)

Die jeweilige berufliche Situation und ihre Verbesserung stehen im Vordergrund der Erwerbs- und Standortentscheidungen, nicht wie das jeweilige partnerschaftliche Arrangement aufrechterhalten werden kann:

„Naja, erstma is das Ziel, beruflich auf eigene Füße zu kommen, ne? Das hab ich ja jetzt geschafft mehr oder weniger, also, ich hab keine Probleme, jetzt den nächsten Job zu finden. So, sie [seine Partnerin] muss das aber noch hinkriegen, so, sie is mit dem Studium durch, musste sich da ihren ersten Job erfighten, hat jetzt aber auch was gefunden, worauf sie Bock hat, was ihr Spaß macht, und das muss sie jetzt aber auch erstma durchziehen, so, und dann wird sich danach für sie entscheiden, wo's hingeht und dann gucken wir mal, wie weit wir dann zusammenkommen.“

(Christian, 31 Jahre, entsendet, multilokal)

Von den Interviewpartnerinnen werden die Mobilitätsentscheidungen stärker als komplexe Entscheidungen beschrieben, in denen nicht nur die eigene berufliche Situation (und damit der Standort) und eigene Präferenzen, sondern ebenso die des Partners mitgedacht werden müssen. So ist zumindest ein Teil der Erwerbsentscheidung in Verbindung mit der Standortentscheidung durch die Partnerschaft motiviert:

„I also met my boyfriend in Switzerland in the lab there and so he was finished a year before me and came here at the [institute] to work and so when I was done with my Doktorarbeit I also tried to apply here and I also got a position here. So that's the most of my move from Switzerland to Germany was to kind of... so that we could be closer together and work together here so...“

(Clara, 31 Jahre, befristet, monolokal)

Friederike, die in Frankfurt selbständig ist, hat zusätzlich zu der selbständigen Tätigkeit eine halbe Stelle an der Universität ihres Studienortes angenommen, wo ihr Partner arbeitet. Um einen größeren Teil der Woche bei ihm zu sein, nimmt sie ein komplexes Erwerbs- und Mobilitätsarrangement mit zwei Erwerbstätigkeiten an unterschiedlichen Standorten auf sich (siehe Kap. 5.1.3):

„es hätte dann nich immer so zusammengepasst, also ich könnte natürlich auch hier in Frankfurt komplett sein, von dem, was ich arbeiten könnte. Dann passt es wieder nich mit meinem Freund, also nich am gleichen Ort.“

(Friederike, 29 Jahre, selbständig, multilokal)

In beiden Fällen kann zwar nicht von „tied movers“ (Mincer 1978) oder „trailing spouses“ (Van der Klis/Mulder 2008) gesprochen werden, da durchaus eigene berufliche Ansprüche verwirklicht werden. Doch übernehmen Frauen in der Partnerschaft noch immer das ‚räumliche Vereinbarkeitsmanagement‘, also das Ausbalancieren zwischen zwei (oder mehr) Arbeitsstellen und zwei (oder mehr) Standorten (vgl. Behnke/Meuser 2003). Wenn beide Partner*innen sich in einer frühen Karrierephase befinden, (noch) befristete Tätigkeiten haben und demnächst wieder an anderen Standorten sein könnten, muss nicht nur die aktuelle Situation ausbalanciert werden, vielmehr sorgen die Frauen innerhalb der Partnerschaft dafür, dass beide Partner*innen auch zukünftig an einem Standort sind oder zumindest in pendelbarer Entfernung. Sie übernehmen die Rolle, für eine ‚gute räumliche Konstellation‘ des Paares, das ‚räumliche Vereinbarkeitsmanagement‘ zu sorgen, wie Victoria beschreibt:

„warum ich da das noch nich genau weiß, wie's läuft, is, weil es immer die Frage is, wo is mein Freund. Und wie wäre das, wenn er [am ‚eigentlichen‘ Wohnstandort] ist, weil er weiß gerad auch [nicht], wo er is, sein wird im nächsten Jahr. Wenn er [am ‚eigentlichen‘ Wohnstandort] ist und ich hier, is das eigentlich ne gute Konstellation? Oder is es ne schlechte Konstellation und wie sehr würd ich dann pendeln oder doch [am ‚eigentlichen‘ Wohnstandort] sein wollen oder wenn er hier is, dann stellt sich die Frage vielleicht weniger, ja.“

(Victoria, 30 Jahre, befristet, monolokal)

Seltener sind Paare, die Standort- und Mobilitätsentscheidungen gemeinsam treffen und gemeinsam umziehen. Es wird dann ein gemeinsamer Suchradius und daraufhin ein Standort gewählt, an dem für beide Partner*innen attraktive berufliche Optionen bestehen (vgl. Becker/Tippel 2012). Sabine, die mit ihrem Partner nach Frankfurt gezogen ist, beschreibt, wie ihre beruflichen Optionen die Jobsuche ihres Partners ebenfalls auf diese zwei Standorte einschränkten:

„Also mein Freund hatte schon länger gesucht, ich hatte ja schon so diese mündliche Zusage, dass ich hier wahrscheinlich was kriegen würde. Und hatte auch ne Zusage [am vorherigen Wohnstandort] von meinem Doktorvater, dass er mich gerne noch beschäftigen würde und mein Freund hatte [dort] und Frankfurt gesucht und dadurch hat sich es dann ergeben: Als er hier was gefunden hat, dass ich mich dann um den Job bemüht hab und dann hatte das geklappt, dass wir beide dann zum Mai anfangen konnten.“

(Sabine, 28 Jahre, befristet, monolokal)

Insgesamt bleiben tradierte Geschlechterrollen also auch hinsichtlich der Standortentscheidungen und Mobilitätsarrangements hochqualifizierter Paare wirkmächtig.

Zwischenfazit

Zusammengefasst sind die Standortentscheidungen für den Standort Frankfurt komplexe Entscheidungen, in die eine Vielzahl von Kriterien einbezogen werden. Dies sind erstens die inhaltliche und finanzielle Attraktivität des Jobs und die zum Zeitpunkt der Jobsuche zur Verfügung stehenden Alternativen, die sozialen Bezüge zum Standort, bisherige Assoziationen und Erfahrungen mit dem Standort – meist als ‚Mentalität‘ bezeichnet –, die Pendeldistanz zum ‚eigentlichen‘ Wohnort bei multilokal Lebenden sowie die familiären und partnerschaftlichen Rahmenbedingungen. In einem relevanten Teil des Samples bestand allerdings gar nicht die Möglichkeit, zwischen mehreren Optionen zu wählen: Das Jobangebot aus Frankfurt war schlicht die einzige oder die offensichtlich attraktivste Alternative zum Zeitpunkt der Jobsuche. Wichtige Kriterien für die Auswahl eines Standortes sind also nicht, wie in der Literatur angenommen, die Lebensqualität und Toleranz an einem Standort (vgl. Florida 2002, 2005), sondern vielmehr harte Standortfaktoren wie die Verfügbarkeit von Jobs und die wirtschaftliche Attraktivität des Standortes sowie die Verbindung zum Standort durch enge oder lose biografische und soziale Verbindungen (vgl. Pareja-Eastaway et al. 2010; Musterd/Gritsai 2013).

5.2.2 „Für mich irgendwie nichts Ungewöhnliches“ – Deutungen berufsbedingter räumlicher Mobilität

Nachdem ich auf die Auslöser berufsbedingter räumlicher Mobilität (siehe Kap. 5.1.1) und die Entscheidung für den Standort Frankfurt am Main (5.2.1) eingegangen bin, wende ich nun den Blick von der Erwerbs- und Standortentscheidung für die Arbeitsstelle in Frankfurt auf die sub-

jektiven Deutungen und Narrationen im Hinblick auf berufsbedingte räumliche Mobilität im Allgemeinen. Im vorliegenden Unterkapitel wird analysiert, wie berufsbedingte räumliche Mobilität begründet und inwiefern sie als von den Subjekten selbst beeinflussbar gedeutet wird, um die subjektiven Entscheidungs- und Handlungsspielräume herauszuarbeiten. Erwerbs- und Standortentscheidungen sowie die dazu gehörigen Entscheidungs- und Handlungsspielräume bewegen sich innerhalb eines Kontinuums zwischen Freiheit und strukturellem Zwang (vgl. Hilti 2009a). Wie bereits im vorherigen Kapitel deutlich geworden ist, sind Erwerbs- und Standortentscheidungen damit keine idealtypischen Entscheidungen, in denen zwischen mehreren gleichartigen Erwerbspositionen an unterschiedlichen Standorten entschieden wird, stattdessen sind Entscheidungen zugunsten berufsbedingter räumlicher Mobilität komplexe Entscheidungen zwischen nicht gleichartigen Alternativen oder es bestehen zum Teil keine Alternativen (siehe Kap. 5.2.1).

Im gesamten Sample ist eine Normalisierung und Internalisierung beruflicher Mobilitätsanforderungen zu beobachten. Berufsbedingte räumliche Mobilität wird als normaler Bestandteil von Berufsverläufen in der Spätmoderne gedeutet. Hauptbegründung dafür ist zum einen, dass eine unbefristete Stelle, die über das gesamte Berufsleben beibehalten werden kann, als immer seltener angesehen wird. Insbesondere in den Erzählungen der jüngeren Interviewten wird betont, dass auch in ihrem sozialen Umfeld mit räumlichen Mobilitätsanforderungen umgegangen werden muss, die Mobilitätserfahrungen dieser Interviewten also nicht „*ungewöhnlich*“ sind (Gudrun). Gudrun beispielsweise beschreibt im folgenden Zitat, dass ihr soziales Umfeld ebenso wie sie mit ungewissen beruflichen und räumlichen Perspektiven umgehen muss, was sie als relativ neue Entwicklung ansieht.

„aber ich kenn eigentlich auch fast nur Leute, die irgendwie so [mit ungewissen beruflichen und räumlichen Perspektiven] leben, also das is für mich irgendwie nichts Ungewöhnliches und ich glaub, das is einfach auch relativ verbreitet eben in, ja, in unserer Generation. Die Generation unserer Eltern für die wär das irgendwie undenkbar, aber für uns is das irgendwie normal, schon fast, also ja. Ich denk mal, es gibt schon auch, sag ich mal, Unterschiede von, also was jetzt so die Berufssparten angeht und die Branchen. Also es gibt Branchen, da is das verbreiteter, aber ja, diese Tendenz zu befristeten Arbeitsverhältnissen, die hat ja jetzt einfach zugenommen in den letzten Jahren und, weiß ich nich, [...] also ich kenn kaum Leute mit unbefristeten Arbeitsverhältnissen, also ich hatte eins vorher, das wollt ich aber nich haben, also das war's dann halt auch nich, weil nur die Qualität ein unbefristetes Arbeitsverhältnis zu haben, is es dann halt auch nich. Weil es geht ja auch darum, dass man irgendwie sich beruflich weiterentwickeln kann und auch interessante Aufgaben hat und das war da einfach nich der Fall. Und ich hab da auch keine Entwicklungsperspektive für mich gesehen.“

(Gudrun, 38 Jahre, befristet, monolokal)

Die berufsbedingte räumliche Mobilität wird hier damit begründet, dass sie die einzige Alternative zur vorherigen, zwar unbefristeten, aber inhaltlich nicht attraktiven Stelle war. Aufgrund

der schlechten Arbeitsmarktlage an ihrem Wunschort entschied sich Gudrun dazu, die vorherige Stelle zu kündigen und die befristete Stelle in Frankfurt anzunehmen. Die Entscheidung von Gudrun beruht daher auf mehreren nicht vergleichbaren Alternativen – auf einer unbefristeten, aber unattraktiven Stelle zu bleiben oder zu einer attraktiven, aber befristeten Stelle zu wechseln – und verortet sich daher innerhalb des Kontinuums zwischen Freiheit und Zwang. Die Entscheidungs- und Handlungsspielräume sind im beschriebenen Fall vergleichsweise groß, bei befristet Beschäftigten, die möglichst nahtlos eine anschließende Stelle benötigen, sind sie je nach den zur Verfügung stehenden Alternativen deutlich geringer (siehe Kap. 5.2.1).

In manchen Branchen und Aufgabengebieten ist jede neue Karrierestation mit einem neuen Ort verbunden, insbesondere wenn es darum geht, bei großen Unternehmen Erfahrungen zu sammeln und eine berufliche Karriere aufzubauen. Oliver, der Leiter der Internen Revision eines globalen Unternehmens ist, wurde von einer Headhunterin für die (unbefristete) Position in Frankfurt angefragt und entschied sich, dafür seine vorherige Stelle aufzugeben und mit seiner Partnerin multilokal zu leben. Für Oliver war die Stelle in Frankfurt der *„logische nächste Schritt“* in der Berufslaufbahn, um *„Verantwortung für einige europäische Standorte zu übernehmen“*.

„Weil ich in einem sehr speziellen Umfeld bin, also interne Revision, das sind, das begrenzt schon die Anzahl der Jobs deutschlandweit oder, ja, sagen wir mal deutschlandweit, weil das eigentlich immer nur bei größeren Unternehmen existiert.“

(Oliver, unbefristet, multilokal)

Diese Unternehmen befinden sich mit wenigen Ausnahmen in den Metropolregionen Deutschlands, daher wird räumliche Mobilität, um Erfahrungen und Karriereschritte in den Unternehmen zu realisieren, als für die Karriere unerlässlich gedeutet. Wohn- und/oder Arbeitsstandort hängen davon ab, *„was dann die Jobs da hergeben“* (Oliver). Auch dies ist eine Entscheidung innerhalb des Kontinuums zwischen Freiheit und Zwang, denn auch Oliver hätte am vorherigen Standort bleiben können, entschied sich aber aufgrund der attraktiveren Position für eine multilokale Lebensführung.

Einige Subjekte, wie auch Oliver, setzen ihre Motilität und räumliche Mobilität im Zuge dessen gezielt als Ressource in ihrer Karrierestrategie ein, um berufliche Stationen an unterschiedlichen Standorten zu realisieren, entweder durch häufiges Umziehen und eine multilokale Lebensführung. Sie kommen meist ohne Bleibeabsichten an die jeweiligen Arbeitsstandorte und entwickeln auch selten solche, stattdessen möchten sie an den vorherigen Standort zurückkehren oder zur nächsten beruflichen Station weiterziehen. Dabei stellt jede neue berufliche Station idealerweise eine inhaltliche oder karrierestratifikatorische Weiterentwicklung dar. Dieses strategische Nachkommen der internalisierten berufsbedingten räumlichen Mobilitätsanforderungen ist im Allgemeinen mit einer hohen Karriereorientierung verbunden.

In einigen Branchen wie zum Beispiel der Beratung, der Entwicklungszusammenarbeit und der Wissenschaft wird räumliche Mobilität als berufsimmanent betrachtet. In der Beratungstätigkeit und der Entwicklungszusammenarbeit ist die räumliche Mobilität berufsimmanent, um wechselnde Projekte an zumeist unterschiedlichen Standorten zu bearbeiten (siehe Kap. 5.2.2). Bei Beschäftigten in diesen Branchen wird daher eine gewisse Mobilitätsbereitschaft vorausgesetzt. In der Wissenschaft wird räumliche Mobilität als berufsimmanent beschrieben, um unterschiedliche Arbeitsweisen und Orientierungen kennenzulernen (vgl. auch Becker/Tippel 2012):

„Man muss sich auch ma n anderes Institut, andere Paradigmen kennengelernt haben, andere so theoretische Orientierungen, Ausrichtungen und von daher ist es für den persönlichen Werdegang natürlich unverzichtbar. Nich nur innerhalb von Deutschland, sondern dann eben auch ins Ausland. Das wird auch noch ma ne Rolle spielen (irgendwann in) Diskussionen. Wenn ich sag ok, wenn ich meinen Doktor dann habe, dann n halbes Jahr schon ma im Ausland irgendwo tätig zu sein. Denke, dass, ja, is eben so, bringt der Beruf mit sich und hat auch entsprechende... Ja, is halt notwendig.“

(Stefan, 32 Jahre, befristet, multilokal)

Im letzten Teil des Zitates wird eine vollständige Internalisierung dieser Mobilitätsanforderungen deutlich, die nicht hinterfragt werden. Dies ist typisch für die Interviewten in den Berufsfeldern mit berufsimmanenter Mobilität. Die beiden Wissenschaftlerinnen im Sample nennen als eigentlichen Grund für die Mobilitätsanforderungen im Wissenschaftssystem allerdings die befristeten Arbeitsverträge aufgrund des Wissenschaftszeitvertragsgesetzes, wie das folgende Zitat von Clara, die als Postdoc an einem Institut in Frankfurt arbeitet, veranschaulicht:

“So and I think that's for scientists mostly how it is: we never get permanent contracts for anything, we get these kind of yearly, two-year contracts and so. And that's how it is for everybody else in the lab, we doesn't have their own money.”

(Clara, 31 Jahre, befristet, monolokal)

Der letzte Satz spielt zudem darauf an, dass die Finanzierung der eigenen Stelle häufig selbst eingeworben werden muss. Auch hier werden die Übergänge zwischen den Stellen und Projekten als zentrale Bewährungsproben im Berufsverlauf empfunden (siehe Kap. 5.1.2), an denen räumliche Mobilität notwendig wird, wenn keine Anschlussfinanzierung am bisherigen Standort zur Verfügung steht oder eingeworben werden kann. Dementsprechend eingeschränkt sind hier die Entscheidungs- und Handlungsspielräume.

Von den Beschäftigten in der Beratungstätigkeit wird räumliche Mobilität ebenfalls als berufsimmanent betrachtet, um Projekte an wechselnden Standorten zu bearbeiten: „*Beratung findet beim Kunden statt und deswegen müssen wir immer dahin gehen, wo der Kunde is*“ (Christian). Die Normalität des Zusammenhangs von Beratungstätigkeit und räumlicher Mobilität zeigt sich

deutlich in den Narrationen der Berater: „*wie bei jedem anderen Kunden*“ oder „*typisches Beratungsgeschäft eben*“ (Norbert). In der Identität und dem Narrativ des Beraters sind berufliche Flexibilität und räumliche Mobilität fest enthalten. Das folgende Zitat macht deutlich, wie die als gravierender Einschnitt ins Privatleben empfundene regelmäßige Abwesenheit vom ‚eigentlichen‘ Wohnort gerade in der Beratungstätigkeit in den Narrationen der Interviewten normalisiert wird.

„Also wenn man das mal ganz nüchtern alles betrachtet, ja, dann sind es ja nur maximal drei bis vier Nächte, die ich nicht zu Hause bin, ne, in der Woche. Also eigentlich bin die meiste, die größte Anzahl im Monat an Nächten, ich will jetzt nicht von Tagen, aber wo ich wirklich zu Hause schlafe, ne, ist, bin ich eigentlich zu Hause, ne. Ja, wenn man's mal rein rechnerisch und ganz nüchtern betrachtet. Das ist schon gar nicht, also, weil viele sagen, "Mensch, du bist ja immer unterwegs", ja, stimmt, und es ist auch n gravierender Unterschied, ob man zu Hause schläft oder als ..., hier in so ner WG, ne, das ist schon n gravierender Unterschied, aber wenn man sieht, wenn man jetzt auch zu Hause arbeiten würde, ne, bis auf das, was ich vorhin gesagt habe, mal ne Stunde irgendwie was erledigen, ist es doch so, dass gerade in unserer Branche oder, ich sag mal, in, ja, doch, dass man mehr als acht Stunden am Tag arbeitet, ja, logischerweise. Und wenn man das dann mal sieht, in welcher Zeitspanne man das am Tag realisiert, bedeutet das letztendlich, man geht morgens aus dem Haus, also ohne mit der Familie zu frühstücken, ja, um rechtzeitig auf der Arbeit zu sein und kommt eigentlich erst nach Hause, wenn praktisch der Tag auch schon gelaufen ist, ne, dann kriegt man auch nicht mehr viel groß auf die Reihe, ne, das ist dann eben so, ne. und das Wochenende ist eigentlich, immer nur das Effektive, wo man tatsächlich für die Familie da sein kann, wo man mit der Familie auch zusammen was erleben kann, ja. Und das hab ich ja, das ist ja bei mir gegeben, ne.“

(Norbert, 44 Jahre, entsendet, multilokal)

Die Entscheidung für dieses Berufsfeld wird vor diesem Hintergrund häufig als eine Reaktion auf Krisen und als eine Resilienzstrategie im Umgang damit beschrieben. So scheinen insbesondere Beschäftigte, die nach Phasen der Arbeitslosigkeit in den Beruf zurückkehren oder die den Tätigkeitsschwerpunkt wechseln und sich als „*Quereinsteiger*“ definieren (Christian), räumliche Mobilität als Möglichkeit zu akzeptieren, um in ein gewünschtes Berufsfeld einzusteigen, berufliche Erfahrungen zu sammeln oder ihre beruflichen Möglichkeiten zu verbessern. Bei Serdar war der Wiedereinstieg nach langer Arbeitslosigkeit über die Tätigkeit als Systementwickler bei einer Personalserviceagentur möglich:

„Was wollen wir? Soll ich hier [am Wohnort der Familie] arbeiten, dafür verdien ich grad mal Hartz IV und n bisschen mehr? Oder ich mach n vernünftigen Job, arbeite, hab n bequemeren Arbeitsplatz und wir verdienen viel mehr und können auch viel mehr uns leisten? Ja, und da konnten wir eins und eins zusammenrechnen und haben gesagt, okay. Weil wir haben ja, ich bin ja nicht immer außerhalb, aktuell ja, aber wer weiß, wie es morgen aussieht. Vielleicht haben wir n Projekt in der Nähe, in der Stadt, bei uns in der Nähe ziemlich nah, [am ‚eigentlichen‘ Wohnort] vielleicht, ein Jahr, dann bin ich da. Und deswegen, das kann man immer nicht so pauschal sagen, es ist schlecht, sondern heute ist das halt so.“

(Serdar, 40 Jahre, entsendet, multilokal)

Das Zitat zeigt, dass die Angestellten in der Beratungstätigkeit darauf hoffen, Projekte am Unternehmenssitz zu bekommen bzw. am ‚eigentlichen‘ Wohnort oder in tagespendelbarer Entfernung. Die eingeschränkten Entscheidungsspielräume werden hier deutlich: Die Entscheidung ist zwar nicht gezwungen oder alternativlos, aber sie erscheint unter den gegebenen Optionen die rationalste. Ebenso nehmen die von mir Interviewten räumliche Mobilität in Kauf, um den Berufseinstieg zu bewerkstelligen oder sich beruflich umzuorientieren. Christian fing nach einem Physikstudium in der IT-Branche an und konnte als „*Quereinsteiger*“ froh sein, eine Stelle zu haben.⁶⁰

„da fragt man im Grunde nicht zu viel nach, so hab ich mir vorgenommen, das [die räumliche Mobilität] dann auszusitzen und dann entsprechend mir nach n paar Jahren was Ruhigeres zu suchen“

(Christian, 31 Jahre, entsendet, multilokal)

Auch Norbert kam nach dem Studium der Feinwerktechnik als *Quereinsteiger* in die IT-Beratung, hat sich das SAP-System „*autodidaktisch*“ angeeignet und konnte durch die Beratungstätigkeit „*in den ersten anderthalb Jahren auch sehr viel Erfahrung sammeln*“ (Norbert). *Quereinsteiger*innen* oder *Autodidakt*innen* sind in der IT-Branche keine Seltenheit (siehe Kap. 4.1.3); der Einstieg gelingt häufig über eine Tätigkeit in der IT-Beratung, der später der Wechsel in eine Inhouse-Tätigkeit folgt. Über die Tätigkeit als Externer erhalten Berater*innen Zugang zu größeren und attraktiveren Unternehmen, in denen sie sonst keine Erfahrungen sammeln könnten:

„Vor allem weil die Firmen, die dann überhaupt Freiberufler, Externe, oder wie auch immer man uns dann jetzt nennt, einstellt, die sind immer groß. Weil das auch ein ordentlicher Kostenfaktor natürlich für die Firma ist. Und, ja, je größer die Firma und je bekannter dann auch die Firma, desto eher kriegt man dann natürlich auch ne andere Stelle. Also ich glaub schon, dass das sehr viel bringt, wenn man einige Projekte gemacht hat und danach dann irgendwo ne feste Stelle sucht.“

(Felix, 31 Jahre, freiberuflich, multilokal)

Dies deutet daraufhin, dass aufgrund bestimmter subjektiver ‚Makel‘ im Lebenslauf berufliche Mobilitätsanforderungen eher akzeptiert werden. Zudem können die Erfahrungen in der Beratungstätigkeit den Lebenslauf aufwerten oder es können höhere Stundensätze bzw. Gehälter verlangt werden:

⁶⁰ Kratzer (2003: 173) hat gerade bei Programmier*innen und Entwickler*innen ein hohes Maß an Selbstverantwortung gefunden. So werden bei jüngeren Beschäftigten Mehrarbeit oder Überstunden als potenziell selbst verschuldet angesehen, weil die Neuen möglicherweise „noch nicht schnell oder gut genug“ sind, um das Arbeitspensum in der vorgegebenen Arbeitszeit zu bewältigen (Kratzer 2003: 173). Erst in einer späteren Berufsphase stellt sich ein realistisches Einschätzungsvermögen und Selbstbewusstsein ein. Auch räumliche Mobilitätsanforderungen werden daher in dieser Berufsphase eher hingenommen, um einen Einstieg nach dem Studium zu finden.

„Aber hinsichtlich Reisebereitschaft während des Jobs, klar, so, wie ich sagte, so, es gibt im Moment genug Stellen, um an einem Ort zu bleiben, du wirst es immer leichter haben, wenn du meinetwegen geringer qualifiziert bist, zum Teil auch, wenn du mehr Geld willst, nen Job zu nehmen mit 100 Prozent Reisebereitschaft, so wie ich den im Moment hab, ne?“

(Christian, 31 Jahre, entsendet, multilokal)

Felix, der multilokal zwischen seinem eigentlichen Wohnort und dem Projektstandort lebt, hatte sich zu Beginn seiner Tätigkeit in IT-Beratungsprojekten vorgestellt, dass sich Phasen temporärer Abwesenheit mit Phasen längerer Anwesenheit am ‚eigentlichen‘ Wohnort abwechseln. Doch aufgrund des höheren Einkommens bleibt er dabei, nimmt Vertragsverlängerungen oder neue Projekte an, die die Abwesenheit vom Wohnort erfordern:

„Als ich damit angefangen habe, ging ich halt davon aus, das geht drei Monate, eventuell wird das noch mal verlängert auf sechs und dann hat sich das erst mal erledigt. Und dann mach ich weiter die Sachen, die ich sonst so gemacht habe und eventuell kommt dann irgendwie n $\frac{3}{4}$ Jahr später oder so ne andere Stelle und dann mach ich das da vielleicht noch mal drei bis sechs Monate und dazwischen hab ich mir dann schon vorgestellt, dass ich eher zuhause bin. Aber da kam dann halt eine Verlängerung nach der anderen [in dem vorherigen Projekt] und man gewöhnt sich halt auch an den Lebensstandard, denn schlecht bezahlt wird das auf jeden Fall nicht. [CT: *Würdest du denn nun gern, würdest du gerne was ändern?*] Also ich hätte schon gern ne Arbeitsstelle näher zuhause. Aber natürlich auch mit der Voraussetzung, dass die jetzt nicht total unterirdisch bezahlt wird. Also ich meine, man findet natürlich als Programmierer immer irgendwo was, aber, ja, wirkliches ordentliches Gehalt kriegt man in der Festanstellung eigentlich nur bei größeren Firmen.“

(Felix, 31 Jahre, freiberuflich, multilokal)

Hinzu kommt, dass die Finanzkrise 2008 auch für die IT-Branche merkliche Auswirkungen hatte, die sich unter anderem in stark gefallenen Stundensätzen bemerkbar machten. Christian beschreibt, dass zu Beginn seiner Berufslaufbahn 2008 berufsbedingte räumliche Mobilität selten gewesen sei und nur „in Ausnahmefällen“ vorkam. Um die subjektiven Auswirkungen der räumlichen Mobilität zu mindern und die Rahmenbedingungen zu verbessern, seien zudem „Deals ausgehandelt“ worden, die beispielsweise weniger Arbeitstage vor Ort beim Kunden und Homeoffice-Tage beinhalteten (Christian). Höhere Stundensätze bzw. Einkommen könnten seit der Finanzkrise nur durch eine hohe Mobilitätsbereitschaft realisiert werden.

In den beschriebenen Deutungen berufsbedingter räumlicher Mobilität zeigt sich deren Ambivalenz: Die Bereitschaft zu berufsbedingter räumlicher Mobilität stellt meist die rationalste Alternative innerhalb eines Kontinuums zwischen Freiheit und Zwang dar. Es sind also durchaus Entscheidungs- und Handlungsspielräume vorhanden, aber sie sind ambivalent: Keine Entscheidung würde alle subjektiven Bedürfnisse gleichermaßen erfüllen (vgl. Kratzer 2003: 243, 246f.). Andreas bringt die Ambivalenz zwischen Freiheit und Zwang, positiven und negativen Deutungen einer Erwerbs- und Standortentscheidung auf den Punkt:

„Wenn's mich jetzt zum Beispiel nach Hamburg verschlagen würde, dann würde ich schon sagen superspannend, jetzt lern ich mal Hamburg kennen, andererseits denk ich dann, so, jetzt kannst du hier wieder sehen, dass du dir n paar Leute aufbaust, mit denen du irgendwie deine Freizeit verbringst, musst erstmal wieder rausforschen, mit wem kannst du denn überhaupt in der Freizeit dich ausnersetzen, wer nervt dich irgendwie nur oder mit wem, wen kannst du irgendwann mal ins Vertrauen ziehen, das ist wieder so diese andere Seite, also einerseits so dieser Block Neugier auf ne neue spannende Stadt, andererseits so dieses, na das wird auch wieder ganz schön mühsam, mühselig, ne? Das ist immer so, das sind die zwei Pole, da würd ich jetzt auch keine Gewichtung machen wollen.“

(Andreas, 36 Jahre, befristet, monolokal)

In Andreas' Beispiel wird deutlich, dass berufsbedingte räumliche Mobilität zugleich Aufbruch und neue Optionen beinhaltet, andererseits aber den Verlust und „mühsamen“ Neuaufbau von sozialen Kontakten. Fielding (1992: 201) weist in ganz ähnlicher Weise darauf hin, dass Migrationsentscheidungen mit gemischten Gefühlen einhergehen.

Insbesondere der in Kapitel 7.2.1 beschriebene Fall von Lucy zeigt allerdings den Zwangscharakter auf: Zum Umzug nach Frankfurt bestand zum gegebenen Zeitpunkt keine Jobalternative und in der Arbeitslosigkeit auf eine Arbeitsstelle am Wohnort oder in der Nähe zu warten, wird nicht als Alternative gesehen. Zugleich schildert Lucy retrospektiv, dass sie vorab räumlicher Mobilität positiv gegenübergestanden hat, aber nun – nachdem es ihr sehr schwer fällt, in Frankfurt soziale Kontakte und Aktivitäten aufzubauen – räumlicher Mobilität kritischer gegenüber steht.

„weil man, wie gesagt, [am Studienort] hab ich auch immer gesagt, kein Ding, ich zieh um. Und dann sitz ich hier in Frankfurt und denke mir, ja, aber [lacht] [am Studienort] ist doch ganz cool.“

(Lucy, 30 Jahre, befristet, multilokal)

Das Beispiel von Lucy zeigt auch, dass ein hoher Druck besteht, sich als mobil darzustellen (vgl. Brodersen 2014), antizipierten Mobilitätsanforderungen nachzukommen und mit räumlicher Mobilität umgehen zu können (vgl. Kaufmann 2002). Schondelmayer (2010: 30) bezeichnet dies als „Mobilitäts-Gestus“ und Schroer (2006: 118) als „Inszenierung von Mobilität“ (siehe Kap. 3.2). Victoria beispielsweise konzipiert sich selbst als mobilen Menschen, der mit Neuem umgehen kann und ortsunabhängig ist: *„es ist nie schwer für mich, irgendwo anders neu rein zu kommen“*. Aufgrund ihrer Mobilitätsbiografie einschließlich der häufigen Ortswechsel, die sie bereits hatte, könne sie sich *„überall Zuhause [...] fühlen“* und sei *„unabhängiger von festen Orten“*, deshalb sei es *„kein Drama“*, wenn sie sich am ‚eigentlichen‘ Wohnort nicht beruflich etablieren kann und umziehen müsste, denn sie kann sich *„woanders genauso wohlfühlen“* und dort *„ihr Zuhause finden“* (Victoria). Der mobile Mensch trägt das Zuhause in sich und braucht daher keine festen Orte und kann immer auf dem Sprung zur nächsten beruflichen Chance sein. Die Zeit, wenn man irgendwo neu ist, *„ist immer die schönste Zeit des Lebens“* für den mobilen Menschen (Victoria). Dadurch ergeben sich aber Nachteile für die sozialen Beziehungen, allerdings

nicht für den Mobilen selbst, sondern für seine*ihre Freund*innen, indem Beziehungen zurückgelassen werden und den Freund*innen signalisiert wird, dass sie nicht mehr so wichtig sind. Das „Nomadenleben“ beruht auf dem häufigen Wechsel der Freundeskreise und der Unverbindlichkeit sozialer Beziehungen (Victoria). Hier wird deutlich, wie weit berufliche Mobilitätsanforderungen internalisiert und in die Identität integriert werden, denn in einer anderen Passage des Interviews schildert Victoria, dass das enge soziale Netz in ihrem Wohnhaus am ‚eigentlichen‘ Wohnort sie an diesen Ort bindet und spielt gedanklich durch, wie sie trotz der schlechten beruflichen Perspektiven an diesem Ort die Verbindung dorthin aufrecht erhalten kann.

In einer ähnlichen Situation kann aber auch eine Post-Rationalisierung stattfinden, sodass die einzig mögliche Option als persönlich passendste gedeutet wird. Beispielweise beschreibt wieder Victoria, dass sie schon vor dem Umzug eine Verbindung zu Frankfurt hatte, weil ihre Eltern früher dort gelebt haben (siehe Kap. 5.2.1). Auch dies stellt eine Deutung dar, mit der Stabilität und Kontinuität imaginiert werden. Von Bedeutung ist es, dass der Aufenthalt in Frankfurt sinnvoll in die Biografie integriert werden kann, um mit räumlicher Mobilität umgehen zu können. Dies kann ein Element der Post-Rationalisierung von Mobilitätsentscheidungen darstellen (vgl. Arp Fallov et al. 2013; Freudendal-Pedersen 2007):

„Narratives that portray everyday life have a tendency to construe events, actions and performances in a way that relays connectedness and rationality rather than burdens and stress.“ (Arp Fallov et al. 2013: 475)

Es ist also davon auszugehen, dass biografische Ereignisse in der retrospektiven narrativen Darstellung in Interviews positiver und sinnhafter erzählt werden, als sie in der Situation tatsächlich erlebt wurden.

Darüber hinaus sind die subjektiven Deutungen phasenabhängig, zum einen von der Karrierephase und zum anderen von der Phase des Aufenthalts, zu der das jeweilige Interview geführt wurde. Phasen mit berufsbedingter räumlicher Mobilität werden mit einigen Ausnahmen als akzeptable Phasen in der Berufslaufbahn gedeutet, die durchgestanden und dann wieder beendet werden. Diese Phasen sind Qualifizierungs-, Berufseinstiegs- und Umorientierungsphasen. In diesen Phasen wird räumliche Mobilität als notwendig gedeutet und hingenommen, allerdings sollen danach Phasen folgen, in denen räumliche Mobilität nicht mehr notwendig ist und ein permanenter Wohnort mit sozialen Bezügen etabliert wird. In einer frühen Berufsphase wird ein zumindest länger andauernder befristeter Arbeitsvertrag, z. B. über fünf statt zwei Jahre, als Alternative zu einer permanenten Stelle gedeutet.

„Das is mir jetzt eigentlich auch so relativ wichtig so bei der nächsten Stelle, also es kann sein, dass es vielleicht hier noch ne Konstruktion gibt mit ner 5-Jahres-Stelle, das wär so das einzige,

wo ich mich drauf einlassen würde. Alles andere, so Elternzeitvertretung oder nochmal ne Jahres- oder ne 2-Jahres-Stelle, is jetzt nich so mein Ziel, aber das kann sich in nem Vierteljahr natürlich auch ändern, wenn ich hier weg bin und sehen muss, nehmen muss, was kommt, ne, das is natürlich.“

(Andreas, 36 Jahre, befristet, monolokal)

Auch in der Beratungstätigkeit besteht die Ausstiegsoption, nachdem ausreichend Erfahrungen gesammelt wurden, eine unbefristete Position mit geringer Reisebereitschaft anzunehmen. Es bereitet nun, nachdem der Einstieg und die Etablierung gelungen ist, „*keine Probleme, jetzt den nächsten Job zu finden*“ (Christian).

„es is nich so, dass ich jetzt auf Krampf mir n Job suchen würde, mir n Job zu suchen, mit dem ich nich reisen müsste, sondern dann wirklich versuch, was zu finden, weiß ich nich, finanziell is auch nich das Problem, sondern dann geht's wirklich darum, dann n was besseres Aufgabenfeld zu haben oder ähnliches. Ja, ich würde dann n neuen Job suchen, aber es muss dann n Job sein, der wirklich sehr, sehr gut is.“

(Christian, 31 Jahre, entsendet, multilokal)

Beide Passagen zeigen, dass die Subjekte nach den kritischen Phasen – Berufseinstiegs-, Etablierungs- und Umorientierungsphase – durchaus Entscheidungs- und Handlungsspielräume auf ihrer Seite sehen und auch versuchen, ihre Erwerbs- und Mobilitätsarrangements zu optimieren oder räumliche Mobilität zu vermeiden. Insbesondere bei den Erwerbstätigen in der IT-Branche werden die zur Verfügung stehenden beruflichen Optionen stark betont. Kesselring (2006a: 276) hat ebenfalls einen Typus herausgearbeitet (*Centered Mobility Management*), der besonders bei Erwerbstätigen in der IT-Branche verbreitet ist, die ihre Motilität zum eigenen Vorteil einsetzen und als Arbeitskraftunternehmer*innen bezeichnet werden können. Daneben gibt es aber die, die sich aufgrund fehlender Stellenalternativen oder Arbeitsmarktrestriktionen am ‚eigentlichen‘ Wohnort dazu ‚gezwungen‘ sehen, räumliche Mobilität in Kauf zu nehmen (siehe Kap. 5.2.1).

Zudem hängt die subjektive Deutung räumlicher Mobilität von der Phase des Aufenthalts ab, in der sich die Interviewten jeweils zum Zeitpunkt des Interviews befanden. So fällt die Deutung räumlicher Mobilität in der Anfangsphase am neuen Standort meist noch „*euphorisch*“ aus (Gudrun): Die Interviewten haben gerade einen neuen Job ergattert, entdecken eine neue Stadt und knüpfen neue Kontakte. Der Gedanke an das kommende Projektende und den dann möglicherweise wieder bevorstehenden Abschied kann (noch) verdrängt werden. Denn der Übergang zur nächsten Arbeitsstelle wird zumindest von den befristet Beschäftigten als zentrale Hürde für den weiteren Berufsverlauf gedeutet (siehe Kap. 5.1.2).

Bei einem Interviewten waren im Interviewverlauf sehr unterschiedliche Deutungen und Narrationen hinsichtlich seiner berufsbedingten räumlichen Mobilität zu beobachten, die ebenfalls

darauf hindeuten, dass die Interviewten ihre Situation und Handlungsspielräume positiver darzustellen als sie sind. Zu Beginn des Interviews wird die räumliche Mobilität in der Beratungstätigkeit noch neutral dargestellt und als routinierter Bestandteil des Alltags. In der Mitte des Interviews berichtet er dann von einer Burnout-Erkrankung, die er auf die geringe Freizeit aufgrund der hohen Arbeitsbelastung und der hohen Mobilitätsanforderungen in der IT-Beratungstätigkeit zurückführt. Dann betont er wieder, dass sich die aktuelle Situation nicht ändern muss:

„Da kann sich nichts ändern, da wird sich auch nichts ändern, da muss sich auch nichts ändern. [Pause] Das ist praktisch das, ja, was man gewählt hat, und das, dieses Beraterleben ist so, da kann man nicht, nicht groß, also wenn man das sich so vorgestellt oder so gemacht, so wollte, dann muss man auch die Konsequenzen eben letztendlich dann irgendwo ertragen können, ne. [CT: *Hmh. Also dann, also du denkst auch, dass du weiter an anderen Orten arbeiten werden?*] Ja, ja. Allerdings werd ich das garantiert nicht bis zu meinem Rentenalter machen [lacht], das ist ganz klar. Also ich, perspektivisch hab ich jetzt für mich erst mal geplant, noch zehn Jahre, ja.“

(Norbert, 44 Jahre, entsendet, multilokal)

Am Schluss des Interviews betont er wieder seinen Handlungsspielraum, die berufliche Situation selbst beeinflussen zu können oder vor der Rente aus der Beratungstätigkeit aussteigen zu können.

Ein ungewöhnlicher Fall innerhalb des Samples, der nicht unterschlagen werden soll, ist Philippe, der in Frankreich Fremdsprachen studiert hat und sich nach dem Studienabschluss intendiert eine Stelle in Frankfurt gesucht hat und dorthin gezogen ist. Bei ihm findet eine durchweg positive Deutung räumlicher Mobilität statt: Sie bedeutet für ihn Erfahrungen im Ausland zu sammeln und seine Fremdsprachenkenntnisse zu verbessern. Bei ihm werden die Erweiterung des sozialen und kulturellen Kapitals und seine persönliche Weiterentwicklung, die mit der räumlichen Mobilität verbunden sind, deutlich erkennbar. Er beschreibt, dass er schon mehr erreicht hat, als er sich vor seinem Studium vorgestellt hatte, da sein Vater einen einfachen Beruf ausübt und er sich ursprünglich ein ähnliches Leben vorgestellt hatte. Sein erster Auslandsaufenthalt im Norden Deutschlands hat für ihn daher eine große Bedeutung, da er die Erfahrung beinhaltet, dass er mit räumlicher Mobilität – sogar ins Ausland – umgehen kann und damit den aktuellen Aufenthalt in Frankfurt erst ermöglicht hat.

„Es war meine erste lange Erfahrung [im Ausland]. Es bedeutet viel, ja, das war der Anfang. Also als, also wenn ich diese Erfahrung [dort] nie gemacht hätte, würde ich heute nicht in Frankfurt am Main sein, ja, auf jeden Fall. Es war auch mein erstes Praktikum, der Alltag, der erste Alltag, wirklicher Alltag in Deutschland und jeden Ort triffst du verschiedenen Personen. Erstes Praktikum bedeutet viel, bedeutet ja den A[b]schluss meines Bachelors zum Beispiel [...]“

(Philippe, 24 Jahre, befristet, monolokal)

Räumliche Mobilität bedeutet für Philippe damit die Selbstermächtigung aus biografischen und gesellschaftlichen Konventionen und den Zugewinn an sozialem und kulturellem Kapital (vgl. Bartolini et al. 2017).

Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass eine narrative Normalisierung und Internalisierung beruflicher Mobilitätsanforderungen stattgefunden hat. Als Gründe für berufsbedingte räumliche Mobilität werden die Notwendigkeit mehrerer verschiedener Karrierestationen und Erfahrungen sowie befristete Verträge gesehen. Berufsbedingte räumliche Mobilität wird somit nicht mehr zwangsläufig in Verbindung mit sozialen und/oder beruflichen Statusverbesserungen gesehen (vgl. Kaufmann 2002; Canzler et al. 2008; Schneider/Limmer 2008). Die subjektiven Entscheidungs- und Handlungsspielräume sind dabei ausschlaggebend für die Deutungen berufsbedingter räumlicher Mobilität. Die Beispiele zeigen, dass die Deutungen räumlicher Mobilitätsanforderungen immer vor dem Kontext der Entscheidungs- und Handlungsspielräume und der gegebenen Situation analysiert werden müssen. Insbesondere das Beispiel von Lucy zeigt, dass „no choice-decisions“, in denen also die Entscheidungsspielräume sehr gering sind, negativ gedeutet werden und der Verlust der sozialen Bezüge in den Vordergrund gestellt wird. Zudem wird berufsbedingte räumliche Mobilität in unterschiedlichen Phasen der beruflichen Laufbahn eher akzeptiert und auch in unterschiedlichen Phasen während des Aufenthalts unterschiedlich gedeutet. Nähert sich die Bewährungsprobe zum Ende einer Position, stehen negative Deutungen im Vordergrund. Zugleich wird räumlicher Mobilität – insbesondere über größere Distanzen und ins Ausland – eine Erweiterung beruflicher Optionen, sozialen und kulturellen Kapitals zugeschrieben. Die Deutung berufsbedingter räumlicher Mobilität fällt daher ambivalent aus.

5.3 Wohnen und Wohnformen

Im Mittelpunkt des folgenden Kapitels steht die Auseinandersetzung mit dem Wohnen am Standort Frankfurt am Main. Dabei steht die Frage im Zentrum, wie sich das Temporäre – die zeitlich begrenzte Perspektive – des Aufenthalts in Frankfurt auf das Wohnen der Interviewten an diesem Standort auswirkt. Zunächst gehe ich auf die Wohnungssuche und die Wohnstandortwahl am Arbeitsstandort Frankfurt ein und beantworte die Frage, wie sich temporär Wohnende auf dem Wohnungsmarkt versorgen (siehe Kap. 5.3.1). Darauf aufbauend gehe ich auf die Wohnformen und deren Deutungen ein (siehe Kap. 5.3.2). Im nächsten Schritt folgt eine Analyse der Gestaltung und Ausstattung der Arbeitswohnungen und deren Dingwelt (siehe Kap. 5.3.3; vgl. Seidl 2009; Hilti 2013).

5.3.1 „Es gibt relativ wenige Wohnungen und relativ wenige Wohnungen, die preislich für mich infrage kamen“ –
Wohnstandortwahl am Arbeitsstandort Frankfurt

Wohnen wird, wie in Kapitel 5.1.1 argumentiert wurde, als basales Bedürfnis zur Befriedigung der menschlichen Bedürfnisse nach Behausung, Privatheit und Schutz vor der Außenwelt angesehen. Für Migrierende hat das Wohnen zugleich eine Funktion der Stabilität am neuen Standort in einer Situation der Ungewissheit und Mobilität (vgl. Plöger 2016). Daher gehe ich im vorliegenden Unterkapitel darauf ein, wie sich temporär Wohnende auf dem Frankfurter Wohnungsmarkt versorgen können, unter welchen Bedingungen und was für Wohnungen sie suchen.

Der Wohnungsmarkt in Frankfurt ist äußerst angespannt und es liegt eine unzureichende Versorgung mit Wohnraum vor (vgl. Stadt Frankfurt am Main 2005; siehe Kap. 4.1.2). Dies erschwert die Bedingungen, sich mit Wohnraum zu versorgen insbesondere für weniger zahlungskräftige Bevölkerungsgruppen. Die Interviewten im Sample gelten als Hochqualifizierte zwar tendenziell als privilegierte Bevölkerungsgruppe, die Einkommen unterscheiden sich jedoch stark. So ist ein Stipendiat hinsichtlich seines Einkommens nicht privilegiert. In Frankfurt gibt es ein bedeutendes Wohnungsmarktsegment, das auf die Nachfrage temporär dort Lebender und Arbeitender ausgerichtet ist. Dies besteht aus Appartements und Klein(st)wohnungen in Mehrparteienhäusern. Häufig sind diese Wohnungen zumindest teilmöbliert – insbesondere eine Küchenzeile ist meist vorhanden.⁶¹ Die Ausstattungsqualität dieser Appartements ist sehr unterschiedlich und reicht vom Luxusappartement im Boardinghouse bis zur Monteurswohnung. Zum Teil sind verschiedene zusätzliche Dienstleistungen zubuchbar (z. B. Reinigungsservice). Dementsprechend unterscheiden sich selbstverständlich auch die Mietpreise. Hinzu kommen bei den meisten Anbietern Maklerprovisionen.

Die von mir Interviewten müssen meist zu einem bestimmten Zeitpunkt ihre neue Arbeitsstelle in Frankfurt antreten und dann zumindest über eine vorläufige Unterkunft am Standort verfügen. Viele müssen deshalb innerhalb kurzer Zeit eine geeignete Wohnung in Frankfurt finden, während sie meist selbst nicht vor Ort sind. Insgesamt müssen sie sich also auf einem sehr engen Wohnungsmarkt innerhalb eines kurzen Suchzeitraums versorgen. Die Wohnungssuche findet in der Regel über Internetportale wie Immobilienscout oder Easy-WG statt und selten über Anzei-

⁶¹ Die Versorgung mit Wohnraum, der auf die Bedürfnisse temporär in der Stadt Lebender und Arbeitender ausgerichtet ist, scheint zwischen den unterschiedlichen Städten in Deutschland sehr stark zu variieren. So besteht in Frankfurt ein relativ großes Wohnungsmarktsegment, das auf diese Nachfrage ausgerichtet ist, während Plöger (2016) für Dortmund berichtet, dass (meist temporär) aus Drittstaaten Zuziehende große Probleme haben, sich auf dem Wohnungsmarkt zu versorgen. Neben der Diskriminierung – auch aufgrund fehlender Deutschkenntnisse – gibt es kein ausreichendes Angebot an – zumindest teilmöblierten – Appartements und Wohnungen.

gen in Zeitungen. Des Weiteren wird über Anbieter von temporärem Wohnraum wie HomeCompany und City Residence gesucht. Zum anderen wird das soziale Netzwerk in Frankfurt mobilisiert, es wird auf lose Kontakte und Freund*innen von Freund*innen zurückgegriffen.

„Und hab ich dann erst mal überall rumgeschrieben, allen Freunden und gefragt, ob sie jemanden in Frankfurt kennen oder Wohnung oder irgendwas.“

(Victoria, 30 Jahre, befristet, multilokal)

So konnten die meisten der Interviewten auf einen Kontakt in Frankfurt zurückgreifen, der bei der Wohnungssuche in verschiedener Hinsicht behilflich war, beispielsweise um infrage kommende Quartiere zu empfehlen, freie Zimmer oder Wohnungen zu vermitteln oder „*Tipps und Geheimtipps*“ in Frankfurt zu geben (Victoria).

Bei den angestellten Projektarbeitern kann die Wohnungssuche vom Arbeitgeber übernommen werden. Allerdings suchen die Personalserviceagenturen über Zeitvermietungsagenturen, deren Wohnungsangebot „*aller Erfahrung nach nie so wirklich toll [ist], die [Wohnungen] sind verhältnismäßig teuer und lieblos eingerichtet, schlecht gelegen*“ (Christian). In der Regel suchen die Projektarbeiter daher selbst nach einer Wohnung, um ihre subjektiven Wohnbedürfnisse zu befriedigen.

Das Wohnen wird auch von den Interviewten als basales Bedürfnis beschrieben, was zunächst befriedigt werden muss, bevor andere Aspekte des Lebens in Frankfurt in Angriff genommen werden können. Andreas wäre „*der Verzweiflung nahe gewesen*“, wenn er die letzte Wohnung, die er besichtigt hat, nicht bekommen hätte, da er es sehr wichtig findet, dass „*die Wohnungsfrage einfach geklärt*“ ist, bevor er eine Stelle an einem neuen Standort antritt:

„ich brauch einfach da so ne Sicherheit, also wenn ich irgendwo neu anfang, dann will ich mich da quasi voll in die Arbeit stürzen, und möchte dann quasi den Rücken frei haben und mir nich noch Gedanken machen, krieg ich die Wohnung oder hab ich heut Abend noch den und den Termin, um mir jetzt ne Wohnung anzuschauen, also das is im Prinzip das. Ich arbeite Sachen gerne so nacheinander ab und, ich sach ma so, in wichtigen Bereichen, wenn ich die jetzt parallel bearbeiten muss, das is mir dann zu viel, sag ich mal, ganz einfach, ne?“

(Andreas, 36 Jahre, befristet, monolokal)

Die Verfügbarkeit einer Wohnung oder Unterkunft ist also der erste Schritt, um alltägliche Praktiken und Routinen zu entwickeln und Handlungssicherheit zu gewinnen, da die Wohnung oder Unterkunft die Basis oder den Ausgangspunkt des alltäglichen Handelns darstellt. Sie ist damit ein Stabilitätsanker am neuen und unbekanntem Standort.

Aus diesen Gründen möchten die temporär Umziehenden zum Antritt der Arbeitsstelle oder des Projektes über eine Wohnung in Frankfurt verfügen. Dies ist ein zentraler Unterschied zu intraregional Umziehenden.

„Aber ich hatte natürlich schon so n bisschen Druck, ne. Ich wusste, [...], ich muss dann und dann hier sein. Und deshalb konnt ich da jetzt nicht mit der nötigen Ruhe halt auch irgendwie drangehen, wenn man irgendwie innerhalb von der Stadt sucht und jederzeit irgendwie umziehen kann oder eben auch nicht.“

(Sebastian, 28 Jahre, versetzt, monolokal)

Der Zeitdruck bei der Wohnungssuche schränkt die Wahlmöglichkeiten auf dem ohnehin angespannten Wohnungsmarkt zusätzlich ein. Der Wohnungsmarkt in Frankfurt wird als Vermietermarkt beschrieben: Die Vermieter*innen können die Bedingungen, zu denen vermietet wird, nach Aussage der Interviewten weitgehend diktieren: *„fand ich irgendwie auch sehr merkwürdig, was man hier alles vermieten kann“* (Robert). Insbesondere wenn die Interviewten aus einer Region mit entspanntem Wohnungsmarkt zuziehen, sind sie vom Wohnungsstandard, Mietpreisen und Maklerprovisionen in Frankfurt überrascht und halten sie für unverhältnismäßig.

Eine weitere Hürde bei der Wohnungssuche in Frankfurt besteht in der unzureichenden Information über den Standort Frankfurt und die dortigen Wohnquartiere. Nur selten können die von außerhalb Zuziehenden einschätzen, welche Wohnquartiere ihren Anforderungen entsprechen. Lediglich eine der von mir Interviewten hatte schon eine *„Vorstellung von Frankfurt“* und konnte daher einschätzen, *„in welchem Stadtteil wir suchen“* (Petra). Um ein Bild über die Wohnquartiere in Frankfurt zu bekommen, werden wiederum die losen sozialen Kontakte in Frankfurt befragt.

Die von mir Interviewten legen bei der Wohnungssuche verschiedene Kriterien hinsichtlich des Wohnumfelds und der Wohnung an. Innenstadtnahe Stadtteile werden dem Stadtrand und dem Umland meist vorgezogen. Dies ist mit den Anforderungen an das Wohnumfeld zu erklären: Diese beinhalten zumeist die Nähe zu Geschäften, Gastronomie, Dienstleistungen wie Reinigungen sowie Sporteinrichtungen. Denn die Lage der Wohnung und das Wohnumfeld wirken sich auf die alltäglichen Praktiken und Aktionsräume aus, denn wichtig ist, dass *„ich da nich irgendwie versauer abends, sondern auch sehen kann, dass ich hier ma abends rauskomm“* (Christian). In wenigen Fällen war die Nähe zu den bestehenden sozialen Kontakten in Frankfurt ein Suchkriterium für die Wohnung. Meist war auch die Erreichbarkeit mit öffentlichen Verkehrsmitteln ein wichtiges Kriterium, da die meisten Interviewpartner*innen am Standort Frankfurt nicht über ein Auto verfügen. Ähnlich wichtig ist insbesondere bei multilokal Lebenden die gute Anbindung an den überregionalen Verkehr wie den Hauptbahnhof, Fernstraßen, Autobahnen oder den Flughafen, um Frankfurt an den Wochenenden schnell verlassen zu können. Dieser Aspekt spielt nicht nur in multilokalen, sondern ebenfalls in monolokalen Arrangements, in denen die Interviewpartner*innen an den Wochenenden häufig relevante Andere außerhalb Frankfurts besuchen, eine wichtige Rolle (siehe Kap. 5.1.3).

Als wichtigster Faktor bei der Wohnungssuche wird jedoch die Nähe zur Arbeitsstätte genannt, diese soll zum Teil sogar möglichst fußläufig oder in weniger als einer halben Stunde mit öffentlichen Verkehrsmitteln zu erreichen sein:

„Also mir war es wichtig, dass, wenn ich schon am Wochenende pendle, ich nicht innerhalb Frankfurts auch noch jeden Tag mit der U-Bahn unterwegs bin.“

(Nina, 32 Jahre, befristet, multilokal)

So soll die gesamte Pendelzeit über die Woche insbesondere in multilokalen Arrangements reduziert werden. In monolokalen Arrangements spielte die Entfernung zur Arbeitsstätte eine Rolle, da *„ich mir denk, ich geh fünfmal die Woche zur Arbeit, aber wahrscheinlich eher nicht fünfmal die Woche dann irgendwie noch feiern oder so“* (Sebastian). Da die Interviewten aufgrund der Arbeit nach Frankfurt gezogen sind, ist die Lage der Arbeitsstätte häufig einer der wenigen räumlichen Anhaltspunkte in der neuen (meist unbekannt) Stadt und damit einer der wenigen Bezugspunkte bei der Wohnungssuche.

Die Ansprüche hinsichtlich der Wohnung sind eher gering, die meisten Interviewten haben nach einer kleinen und günstigen Wohnung gesucht: Verbreitet sind konkrete Anforderungen an Größe und Mietpreis. Besondere Anforderungen an die Ausstattung wie Balkon oder Badewanne bestanden meist nicht. Lediglich eine möblierte Küche sollte vorhanden sein, dass konnten alle Interviewten, die diesen Anspruch hatten, auch umsetzen. Bei den Interviewten, die nach einer komplett möblierten Wohnung gesucht haben, bestand zudem häufig der Anspruch, dass die Wohnung und das Mobiliar *„sauber“*, *„ordentlich“* (Felix) und nicht abgewohnt sein sollten.

In einem Umfeld wie Frankfurt bieten einige Immobilienunternehmen und Vermieter*innen Wohnungen und Appartements an, die insbesondere auf die Nachfrage temporärer Mieter*innen ausgerichtet sind. In der Wahrnehmung der Interviewten herrscht in diesen Appartementshäusern eine hohe Fluktuation, wenige Nachbarschaftskontakte und aufgrund dessen eine Gleichgültigkeit gegenüber Wohnumfeld und Nachbarn sind die Folge. Zugleich seien die Vermieter*innen häufig Immobilienunternehmen, die an einer guten Nachbarschaft nicht interessiert sind und sich wenig um Reparaturen und Wohnumfeld kümmern. Aus diesem Grund versuchen einige der von mir Interviewten eher privat vermietete Wohnungen zu finden, um persönliche Kontakte zu den Vermieter*innen aufzubauen, damit diese sich um Reparaturen kümmern und möglicherweise nach dem Wohlergehen der Mieterin oder des Mieters erkundigen.

Aufgrund des engen Wohnungsmarkts in Frankfurt und des kurzen, zur Verfügung stehenden Suchzeitraums konnten meist nicht alle Anforderungen umgesetzt werden. Die Entscheidungsspielräume hinsichtlich der Wohnung und des Wohnumfelds sind daher relativ eng. Häufig

wurde betont, dass die Interviewten sich anders entschieden und sich insbesondere intensiver mit der Lage der Wohnung auseinandergesetzt hätten, wenn mehr Zeit für die Suche zur Verfügung gestanden hätte.

„Aber das sind eben so Sachen, wenn man schnell ne Wohnung sucht, blendet man eben aus, ich hab abgecheckt, gibt's n Supermarkt in der Nähe, wo is die U-Bahnhaltestelle und so weiter und so fort, und da hab ich gesagt, ok, das is, im Großen und Ganzen passt das, unterschreib, man hat ja dann bei der Besichtigung noch vier Leute dabei, wo man genau weiß, oh Gott, oh Gott, zwei sind mindestens interessiert, fühlt sich dann auch so n bisschen unter Druck und ja, nee, da musste jetzt unterschreiben, sonst haste gar nix.“

(Andreas, 36 Jahre, befristet, monolokal)

Nahezu alle Interviewten haben aufgrund des engen Wohnungsmarktes und des kurzen Suchzeitraums Kompromisse hinsichtlich der Wohnungsgröße und dem Charakter des Quartiers gemacht und zum Teil Wohnungsmängel (wie mangelhafte Dämmung etc.) hingenommen. Ansprüche an Wohnung und Wohnumfeld werden von den Interviewten unterschiedlich gegeneinander abgewogen, wobei den Ansprüchen an die Infrastruktur des Wohnumfelds große Bedeutung beigemessen wird, wie in dem Zitat von Andreas deutlich wird, denn sie bestimmt die alltägliche Praxis entscheidend. Die Kompromisse werden meist beim Charakter des Quartiers eingegangen. Auf die Versorgung mit Geschäften, Gastronomie und Dienstleistungen sowie der Anbindung an den (öffentlichen) Verkehr wurde nicht verzichtet, aber hinsichtlich des Images und des sozialen Umfelds wurden demgegenüber Abstriche gemacht. Die meisten Interviewten haben versucht, in den Studenten- und Szenequartieren Bockenheim, Bornheim oder Sachsenhausen eine Wohnung zu finden, sind dann aber in anderen innerstädtischen Stadtteilen untergekommen. Das bedeutet, es wird eher eine ‚mangelhafte‘ Wohnung in Kauf genommen als ein Stadtteil am Stadtrand, in dem wenig Anbindung an die Gesamtstadt besteht. Wenn sie eine längere Zeit in Frankfurt bleiben würden oder ihr Aufenthalt nicht zeitlich begrenzt wäre, würden die Interviewten Wohnung und Wohnumfeld dementsprechend sorgfältiger auswählen.

Zusammenfassend wird die Wohnungssuche entscheidend durch den engen Wohnungsmarkt in Frankfurt und die kurzen zur Verfügung stehenden Suchzeiträume bestimmt. Bis zum Antritt der Stelle in Frankfurt muss zumindest für die erste Zeit eine Behausung organisiert werden. Bei einigen Interviewten besteht der Anspruch, bereits vor Antritt der Stelle eine geeignete Wohnung gefunden zu haben. Vor diesem Hintergrund müssen Kompromisse hinsichtlich Wohnungsgröße und -ausstattung sowie dem Charakter des Quartiers eingegangen werden. Auf die Versorgung des Quartiers mit Geschäften des täglichen Bedarfs, Gastronomie, Dienstleistungen und der Anbindung an den (öffentlichen) Verkehr wird nicht verzichtet, da dies die

alltägliche Praxis, das soziale Leben und damit die „*Lebensqualität*“ (Gudrun) zu sehr beeinträchtigen würde.

5.3.2 „Aber es ist jetzt so für den Kompromiss und für diese zwei Jahre im Prinzip ok“ – Wohnformen und deren Einordnung

Zum Teil war ebenso die Wohnform ein wichtiges Kriterium bei der Wohnungssuche. Im vorliegenden Unterkapitel gehe ich daher darauf ein, welche Wohnformen gewählt wurden und welche Beweggründe es dafür gab.

Da der Arbeitsbeginn zu einem vorgegebenen Zeitpunkt gewährleistet werden muss, muss zu diesem Zeitpunkt eine Unterkunft oder Wohnung zur Verfügung stehen. Wie beschrieben (siehe Kap. 5.3.1) konnten einige der von mir Interviewten bereits vor Arbeitsbeginn eine Wohnung oder ein Zimmer in Frankfurt finden. Um den Start zu einem bestimmten Termin zu gewährleisten und dann überhaupt irgendwo unterzukommen, mussten zum Teil aber auch Übergangslösungen gefunden werden. Meist konnten die Interviewten dann bei Freund*innen sowie Bekannten unterkommen. Dies kann aber auch das Unterkommen in einem Hotel mit Monteurswohnungen, das gemeinsame Wohnen mit dem*r Vormieter*in oder eine von dem*r Vermieter*in zur Verfügung gestellte Übergangswohnung sein, wenn die eigentliche Wohnung doch nicht zum vereinbarten Zeitpunkt frei ist. Insbesondere die Projektarbeiter wohnen in der Anfangszeit im Hotel, um – sobald sich das Projekt konkretisiert und eine voraussichtliche Laufzeit abzeichnet – in dieser Zeit eine ihren Bedürfnissen entsprechende Projektwohnung zu finden. Ein Grund dafür ist, dass ein Engagement bei einem Unternehmen gerade am Projektbeginn kurzfristig wieder beendet werden kann, da die Verträge einseitig kündbar sind. Daher heißt es in der ersten Zeit bei einem neuen Projekt: „*n bisschen gucken und auch nicht zu fest sich verwurzeln*“ (Christian) – sowohl sozial als auch räumlich.

Einige Interviewte leben am Arbeitsort Frankfurt allein in einer selbst gemieteten Wohnung oder in einer selbst gemieteten Wohnung mit dem*der Partner*in und eventuell den Kindern. Diese Wohnform wird gewählt, wenn dem Haushalt in Frankfurt außer dem Interviewten weitere Personen wie Partner*in und/oder Kinder angehören oder wenn die*der Partner*in und/oder die Kinder bei multilokal Lebenden regelmäßig zu Besuch kommen. In einer eigenen Wohnung besteht die Möglichkeit, relevante Andere einzuladen und dort übernachten zu lassen. Damit in Verbindung steht das Bedürfnis nach einer größeren Privatsphäre als sie beispielsweise in Wohngemeinschaften zu finden ist, wie Friederike im folgenden Zitat beschreibt:

„dann möchte ich eigentlich lieber alleine wohnen, weil auch, wenn, weil ich meinen Freund ja dann auch nur wochenends sehe, dann möchte ich auch am Wochenende nur Zeit mit ihm verbringen können und mich irgendwie noch, ja, mich gestört fühlen durch andere oder abgelenkt

werden durch andere und hab mich deswegen eigentlich dann recht schnell dafür entschieden, dass ich alleine wohnen möchte.“

(Friederike, 29 Jahre, selbständig, multilokal)

Die Vermieter*innen im allgemeinen Segment des Wohnungsmarktes bevorzugen in der Regel allerdings langfristige Mieter*innen, daher haben befristet Beschäftigte und Projektarbeiter aufgrund der großen Konkurrenz um Wohnraum geringere Chancen, eine Wohnung in diesem Segment zu bekommen. Insbesondere im Segment der Klein(st)wohnungen und Appartements haben sich Angebote entwickelt, die sich an temporär in Frankfurt Lebende und Arbeitende richten. Dies sind Appartementshäuser mit Kleinwohnungen und Appartements, die – wie bereits gesagt wurde – zum Teil möbliert sind, in der Regel aber zumindest mit einer Küchenzeile ausgestattet sind. Nina, die im öffentlichen Dienst arbeitet und befristet für zwei Jahre angestellt ist, wohnt in einem solchen Appartementshaus, in dem nach ihrer Beobachtung eine hohe Fluktuation der Mietenden herrscht. Dies wirkt sich auf das Wohnumfeld und die emotionalen Aneignungsmöglichkeiten aus.

Ein weiteres Segment, das speziell auf die Bedürfnisse von Projektarbeitern ausgerichtet ist, besteht aus den sogenannten Projektwohnungen. Dies sind möblierte Wohnungen, die über darauf spezialisierte Internetplattformen wie HomeCompany oder City Residence angeboten werden. In Frankfurt gibt es ein großes Angebot solcher Projektwohnungen in verschiedenen Kategorien: von der sehr hochwertigen Variante inklusive Housing-Service (Wäscheservice und Reinigungsdienst) bis zu Monteurswohnungen in eher schlechtem Zustand und mit niedrigstem Ausstattungsstandard. Diese Wohnungen bieten zudem auf die Bedürfnisse von Projektarbeitenden zugeschnittene Mietkonditionen wie eine verkürzte Kündigungsfrist von einem Monat. Dafür wird eine monatliche Provision zusätzlich zur Miete verlangt.

Felix bewohnte bei einem früheren Projekteinsatz verschiedene Wohngemeinschaften und machte dabei die Erfahrung, dass diese für ihn eher prekäre Wohnsituationen darstellten, da sie sich plötzlich auflösten und er mehrmals kurzfristig einen Umzug organisieren musste. Als letzte Wohnstation am früheren Projektort ergab sich dann eine schlecht ausgestattete und unsaubere Projektwohnung. Aufgrund dieser Erfahrungen wollte er beim nächsten Einsatz – dem in Frankfurt – eine langfristige und unabhängige Lösung realisieren, die für ihn eine voll ausgestattete Projektwohnung bot:

„Deswegen hab ich mir dann gewünscht, jetzt beim nächsten Projekt ne ordentliche und saubere Wohnung zu haben, wo ich mich dann auch wenigstens n bisschen wohlfühlen kann, wenn ich nicht zuhause bin.“

(Felix, 31 Jahre, freiberuflich, multilokal)

Da die Projektarbeiter im Laufe ihres Berufslebens Erfahrungen mit dem Leben an unterschiedlichen Projektstandorten gesammelt haben, haben sie oft genaue Vorstellungen davon, wie sie ihr Leben am Projektstandort organisieren möchten und welche Bedürfnisse dafür befriedigt werden müssen.

„Also weil ich an diesen Sachen [die Projektwohnungen] nie so den, die An... Komfortansprüche stelle wie zu Hause. Also, dass, da wohne ich meist dann etwas puristischer. Bin da meistens weniger, sondern so ... Bei Wohnungen, was für mich halt nur wichtig ist, ausreichend groß, ausreichend große Küche, brauchbares Badezimmer, fertig.“

(Max, 35 Jahre, freiberuflich, multilokal)

Das Wohnen in möblierten Projektwohnungen wird von allen Projektarbeitern im Sample dem permanenten Wohnen in Hotels vorgezogen, da es die Möglichkeit bietet, nicht jedes Wochenende auschecken zu müssen und Dinge dalassen zu können. Zudem bieten Projektwohnungen gegenüber Hotels eine größere Privatsphäre. Hinzu kommt, dass die Arbeitgeber bei einem längerfristigen Projekt aus Kostengründen die Anmietung einer Projektwohnung statt des Wohnens im Hotel fordern.

Einige Interviewte leben in Wohngemeinschaften, wobei als Grund für das Wohnen in einer WG keine*r der von mir Interviewten finanzielle Gründe als Beweggrund nannte. Häufig werden Wohngemeinschaften stattdessen gewählt, um erste soziale Kontakte in Frankfurt zu haben, denn Wohngemeinschaften stellen einen „*Familienersatz*“ dar (Lucy): „*mir kam es darauf an, dass ich mit Leuten zu tun habe*“ (Robert), um schon bei der Ankunft einen „*Anlaufpunkt*“ zu haben und Einsamkeit zu vermeiden (Oliver).

„[...] der wichtigste Punkt für mich erstmal jemanden, also irgendwas zu haben, nen Anlaufpunkt zu haben, wo ich, wenn ich dann am ersten Mai hier anfang, nicht ganz leer alleine bin, sondern wo man dann auch nen paar Leute kennt, oder beziehungsweise so n kleines soziales Umfeld hat, schon wenn man nach Frankfurt kommt. Das war dann für mich auch der Grund zu sagen ‚Ich geh in ne WG.‘“

(Oliver, unbefristet, multilokal)

In einer Wohngemeinschaft sind die sozialen Kontakte bereits Teil des Wohnarrangements. Die „*Strategie*“ über eine Wohngemeinschaft soziale Kontakte aufzubauen, ist der „*beste, einfachste und schnellste Weg*“ soziale Kontakte zu knüpfen und schnell auf „*bekannte Leute zurückzugreifen*“ (Oliver).

Doch aufgrund des angespannten Wohnungsmarktes in Frankfurt werden viele Zimmer als Zweckwohngemeinschaften vermietet, in denen die*der Vermietende eines Zimmers davon ausgeht, dass der Untermietende möglichst häufig abwesend ist, „*also mit der Bedingung, dass ich übers Wochenende auch ganz gewiss da nicht bleibe*“ (Robert):

„Bei manchen Wohnungen, wenn man gerade, wenn man irgendwie, hat halt an ne WG gedacht, weil das ja auch ganz nett gewesen wäre, um erstmal soziale Kontakte in Frankfurt zu knüpfen. Da hat ich dann den Eindruck, die vermieten ihr Zimmer nur, weil die sich die Gesamtmiete nicht gut allein leisten können und haben noch gesagt, ja, wenn Sie dann am Freitag nach Hause fahren, ist mir ganz recht, und dann war das im Prinzip ein fertig eingerichtetes Zimmer, wo man kaum etwas hätte machen können. Und da hab ich irgendwann gedacht, okay, für das Geld, was die hier für ein WG-Zimmer haben möchten, kann ich mir auch ne 1 ½-Zimmerwohnung nehmen und ich hab sie mir dann einfach nach meinen Wünschen eingerichtet.“

(Nina, 32 Jahre, befristet, multilokal)

Aufgrund dieser ökonomisierten Vermietung von WG-Zimmern haben einige der Interviewten davon abgesehen, ein Zimmer in einer Wohngemeinschaft zu nehmen. Multilokal Lebende befürchten zum anderen, dass sie aufgrund ihrer unregelmäßigen Anwesenheiten nur eine Zweck- statt einer Wahlverwandtschafts-Wohngemeinschaft finden können. Victoria erhielt beispielsweise für ihr Zimmer in einer Wohngemeinschaft zunächst lediglich einen Mietvertrag über drei Monate, da der Vermieter testen wollte, ob die Mitwohnenden zusammenpassen. So können auf dem äußerst angespannten Wohnungsmarkt in Frankfurt auch die Vermieter*innen von WG-Zimmern die Bedingungen diktieren.

Eine weitere Wohnform stellt das Wohnen im Hotel dar, es ist jedoch eine Wohnform für die Übergangszeit zu Beginn eines Projekts, bis eine längerfristige Wohnlösung gefunden ist. Lediglich einer der Interviewten wohnte in einem Hotel, plante aber bereits den Umzug in eine möblierte Projektwohnung. Dies ist bei angestellten wie freiberuflich tätigen Projektarbeitern eine gängige Strategie, um den Projektantritt kurzfristig realisieren zu können. Eine dauerhafte Unterbringung im Hotel wird vermieden, da es die Alltagsorganisation erleichtert, eine eigene kleine Wohnung zur Verfügung zu haben:

„weil das für mich einfach bequemer war, die Sachen hier zu lassen und nicht jede Woche komplett alles mit mir rumzuschleppen, Zahnbürste, Shampoo und alles hin und her. Obwohl man zwar immer im gleichen Hotel war, trotzdem muss man ja die Sachen mitnehmen, so ist das jetzt bequemer für mich.“

(Serdar, 40 Jahre, entsendet, multilokal)

Das Wohnen im Hotel wird vermieden, da jedes Wochenende ausgecheckt und zu Wochenbeginn wieder eingchecked werden muss, alle privaten Dinge also immer zwischen den Standorten hin und her transportiert werden müssen. Dagegen nutzen die Projektarbeiter meist möblierte Wohnungen, um die Wohnung nicht selbst möblieren zu müssen.

„viel mehr als ne Matratze tut man nicht rein. Das lohnt sich eigentlich nich für den Zeitraum. Und wir sind ja nur unter der Woche hier, ne?“

(Christian, 31 Jahre, entsendet, multilokal)

Nachteil einer eigenen Wohnung oder dem Zimmer in einer Wohngemeinschaft gegenüber dem Wohnen im Hotel ist, dass Reinigung und Pflege der Räumlichkeiten selbst übernommen oder zumindest organisiert werden müssen. Im Hotel wird der Aufenthalt dagegen subjektiv als kurzfristiger oder transitorischer empfunden, da keine Veränderungs- und Anpassungsmöglichkeiten bestehen, keine persönlichen Dinge zurückgelassen werden können und nicht dasselbe Zimmer bei jedem Aufenthalt bereitsteht, kann die Übernachtungsgelegenheit weder emotional noch funktional angeeignet werden. Da diese Praktiken der Aneignung in einer Wohngemeinschaft oder einer eigenen Wohnung zumindest partiell möglich sind, dienen Wohngemeinschaften oder Wohnungen als Basis dazu, soziale Kontakte zu knüpfen und zu pflegen. Bei einem Aufenthalt im Hotel treffen die Interviewten Freund*innen und Kolleg*innen dagegen lediglich an dritten Orten wie Cafés, Kneipen und Restaurants.

Hinzu kommen Wohnformen, die ich als ungewöhnliche Wohnarrangements bezeichnen möchte. Diese Wohnarrangements kommen meist über lose soziale Kontakte und deren Vermittlung von Wohngelegenheiten zustande. Diese Anknüpfungspunkte am neuen Arbeitsort helfen dabei, eine akzeptable Wohngelegenheit entsprechend den subjektiven Bedürfnissen zu finden. Christian hat beispielsweise *„in seinem Bekanntenkreis rumgefragt, von meinen Bekannten, die ich in Frankfurt habe, ob's da Wohnungen gäbe, die wir [er und sein Arbeitgeber] untermieten können“*. Typischerweise kommen die ungewöhnlichen Wohnarrangements über Freund*innen von Freund*innen zustande wie die Übernachtungsgelegenheit des Doktoranden, der unter der Woche in Frankfurt in einer Wohnung lebt, die an den Wochenenden von Frankfurter ‚Partygänger*innen‘ genutzt wird. Da er mit seiner Frau und seiner Tochter multilokal lebt und sich lediglich von montags bis donnerstags in Frankfurt aufhält, überschneiden sich die beiden jeweiligen Anwesenheiten nicht:

„Das is, ja, das is eine Wohnung, die von mehreren jungen Leuten bezahlt wird, die das quasi so als Basis haben [lachend] in Frankfurt, um dann am Wochenende loszuziehen, also so Frankfurt-Nachtleben mitzumachen. Die kommen eben am Wochenende: Donnerstag, Freitag und sin' dann eben Samstag so da und übernachten dort und da bin ich aber nich' da und deswegen kann ich die Wohnung dann nutzen.“

(Stefan, 32 Jahre, befristet, multilokal)

Er bezeichnet die Wohnung dementsprechend mehrmals als *„Übernachtungsgelegenheit“* (Stefan) nicht als Wohnung oder gar Zuhause. Einer der Projektarbeiter konnte zur Untermiete in der Wohnung eines Bekannten wohnen. Der Bekannte war selbst nach Frankfurt gezogen, um dort zu arbeiten, wurde dann wiederum an einen anderen Standort versetzt und benötigte die Wohnung vorerst nicht mehr.

„Seine ganzen Möbel hat er hiergelassen, so, wir kennen uns persönlich, deswegen hat er hier auch nicht groß was weggeräumt, das ist alles sehr liebevoll eingerichtet, also, man würde nicht merken, dass ich hier nur auf Zeit wohne mehr oder weniger.“

(Christian, 31 Jahre, entsendet, multilokal)

Victoria vermietet ihr Zimmer in einer Wohngemeinschaft am ‚eigentlichen‘ Wohnstandort an einen Freund unter, der im Ausland arbeitet und das Zimmer lediglich als Basis für seine Besuche in Deutschland nutzt. Das Zimmer steht daher einen Großteil der Zeit leer und Victoria kann das Zimmer weiterhin nutzen, wenn sie dort ist. Allerdings hat sie das Zimmer leergeäumt und ihre persönlichen Dinge werden während der Untervermietung außerhalb der Wohnung aufbewahrt. Lucy, die für eine Traineeestelle in der Medienbranche nach Frankfurt gezogen ist, konnte bei ihrem Partner, der zufällig zur gleichen Zeit aufgrund eines IT-Beratungsprojektes nach Frankfurt gezogen war, unterkommen. Beide wohnten also in der Projektwohnung des Partners. Darüber hinaus verbringt Lucy *„fast jedes Wochenende“* an ihrem Studienort und hat auch dort ein ungewöhnliches Wohnarrangement.

„eigentlich hatt ich mir halt überlegt, dass ich mir halt ein recht günstiges WG-Zimmer hier in Frankfurt suche und währenddessen halt noch mein WG-Zimmer [am Studienort] behalten kann und für beides so die Miete aufwenden kann. Und mittlerweile ist das so, nachdem man sich den Wohnungsmarkt hier angeschaut hat, nicht zahlbar. Und deswegen vermiete ich ja jetzt seit, monatsweise mein Zimmer [am Studienort], damit ich dann wenigstens n bisschen Geld habe und nicht alles nur für Miete und Wohnen ausbebe. [CT: [...] also dein Zimmer ist untervermietet [am Studienort]?] Genau, das ist untervermietet, hab ich jetzt über Weihnachten untervermietet und dann halt den Januar noch mal untervermietet, den Februar hab ich halt viele Geburtstage [dort], weswegen ich gesagt habe, okay, dann behalte ich das Zimmer. Aber im März werde ich es dann auch wieder untervermieten und immer einen Monat oder zweimonatsweise, weil ziemlich viele Leute [dort] immer nur für so kurze Zeit da sind. Das ist dann auch immer so n bisschen heikel, ich muss immer fragen, ob das für meine Mitbewohner okay ist und alles, weil ich ja selber weiß, dass es schon n bisschen nervig sein kann, wenn ständig jemand Neues da reinkommt.“

(Lucy, 30 Jahre, befristet, multilokal)

Wenn ihr WG-Zimmer dann gerade untervermietet ist, kann Lucy, während sie am Studienort ist, *„auf der Couch bei jemandem unterkommen“*. Sie konnte in Frankfurt bisher nicht so viele Kontakte aufbauen, wie sie sich das gewünscht hätte und verbringt deshalb einen Großteil der Wochenenden mit ihren Freund*innen aus dem Studium, um sich in Frankfurt nicht einsam fühlen zu müssen:

„ja, einfach nur generell, weil ich halt, weil keiner hier [in Frankfurt] in der Nähe war und ich dann hier nicht alleine bleiben wollte und dann halt auch [an den Studienort] gefahren bin.“

(Lucy, 30 Jahre, befristet, multilokal)

Das Zimmer in der Wohngemeinschaft am Studienort möchte sie behalten, da es nicht nur als Basis für ihre Besuche dort dient, sondern weil es

„halt ganz schön zu wissen [ist], so das ist noch mein Zuhause, weil's meine WG ist und da stehen halt im ..., noch meine meisten Sachen, da fühlt man sich halt n bisschen mehr Zuhause als hier.“

(Lucy, 30 Jahre, befristet, multilokal)

Damit spricht Lucy ein generelles Problem der ungewöhnlichen Wohnarrangements an: Es sind keine Wohnungen, über die irgendwelche Verfügungsrechte oder in denen Gestaltungsmöglichkeiten bestehen, da die Anwesenheit dort zum Teil lediglich geduldet ist oder lediglich ein „*kleiner Obulus*“ gezahlt wird (Stefan). Die von mir Interviewten versuchen in diesen Wohnformen meist, sich in der Wohnung „*so unauffällig wie möglich zu verhalten*“ (Stefan), das bedeutet nur wenige persönliche Dinge dort zu lassen und nichts in der Wohnung zu verändern, da diese nicht als Eigenes wahrgenommen wird.

„das Ding ist halt nur, dass mir die Wohnung nicht gehört und eigentlich gar nichts von mir hier drinne steht. Deswegen () ein wenig seltsam. Aber sonst ist die wirklich schön. [...] Ja, es steht uns frei, dass wir hier was ändern können, Sachen aufhängen und so weiter, aber es sind halt keinerlei Möbel von mir hier und das ist eher ausschlaggebend. Man kann halt was ändern, aber dann denkt man sich auch, das ist nicht meine Wohnung und irgendwie macht man das dann nicht, finde ich.“

(Lucy, 30 Jahre, befristet, multilokal)

In diesen Wohnarrangements sind die Möglichkeiten der funktionalen und emotionalen Aneignung zumindest eingeschränkt. So beschreibt Stefan, dass er in der Wohnung kaum Zeit verbringt, lediglich dort schläft und selbst das Essen und dessen Zubereitung an den Arbeitsplatz ausgelagert:

„Zwölf Uhr dreißig wird dort, gehen wir alle gemeinsam Mittagessen, in die Mensa. Ich mach n bisschen, noch n paar Einkäufe, ess dann manchmal was im Sozialraum, am Abend dann und arbeite eben bis um zehn, dann fahr ich in meine Wohnung in Frankfurt.“

(Stefan, 32 Jahre, befristet, multilokal)

Die Wohnformen werden entsprechend subjektiver Relevanzsetzungen gewählt und sind meistens die Lösung, die am besten zur alltäglichen Praxis des Subjekts passt oder die sich aufgrund der gegebenen Rahmenbedingungen einfach ergibt. Innerhalb aller beschriebenen Wohnformen ist eine große Breite an Ausstattungsstandards vor dem Hintergrund jeweils unterschiedlicher Ressourcenausstattungen zu finden.

„Aber es is jetzt so für den Kompromiss und für diese zwei Jahre im Prinzip ok“ – dieses Zitat von Andreas verdeutlicht, was das Temporäre an den Wohnsituationen der von mir Interviewten ausmacht: Es werden Kompromisse eingegangen und Einschränkungen in Kauf genommen, die bei einem längerfristigen oder unbegrenzten Aufenthalt nicht gemacht würden. Hier bestätigt sich Vonderaus (2003: 58) These, dass die empfundenen Defizite, wie eine mangelnde Lebens-

qualität am Arbeitsort, aufgrund der temporären Perspektive vor sich selbst gerechtfertigt und als vorübergehend relativiert werden können.

Multilokal Lebende betonen darüber hinaus, dass sie lediglich einige Tage und dann nur die Abende in der Wohnung in Frankfurt verbringen und dafür, „*dass man drei Tage, vier Tage hier is hin und wieder, dafür reicht das eigentlich*“ (Serdar). Bei den selbst gemieteten Wohnungen betrifft dies insbesondere Wohnungsgröße, -ausstattung und Wohnumfeld, bei den Wohngemeinschaften die Gestaltungs- und Anpassungsmöglichkeiten innerhalb der Wohnung bzw. des Zimmers. Projektwohnungen und ungewöhnliche Wohnarrangements sind Beispiele für die am stärksten durch die Temporalität des Arrangements geprägten Wohnformen. Die möblierten Projektwohnungen mit den auf temporär Mietende ausgerichteten Mietkonditionen würden nicht als dauerhafte Lösung infrage kommen, da sie vergleichsweise teuer sind und wenig Gestaltungs- und Aneignungsmöglichkeiten bieten. Gleiches gilt für die dargestellten ungewöhnlichen Wohnarrangements. Sie werden meist von multilokal Lebenden in der Berufseinstiegs- und Etablierungsphase gewählt, da multilokale Wohnarrangements mit zwei selbst gemieteten Wohnungen auf einem Wohnungsmarkt wie in Frankfurt und anderen Metropolen nicht finanzierbar sind. Dennoch sind die Anreize, die bisherige Wohnung oder das Zimmer zumindest zeitweise beizubehalten so groß (vgl. Weichhart 2009), dass die damit verbundenen Einschränkungen in Kauf genommen werden.

5.3.3 „Wenn man n Sofa hat, dann is man angekommen“ – Gestaltung der Wohnung und der Dingwelt

Für die funktionale und emotionale Aneignung der Wohnung und letztlich die Ausbildung von Ortsbindung sind die Gestaltungs- und Aneignungsmöglichkeiten der Wohnung von zentraler Bedeutung. Dazu zählen die Ausstattung mit Mobiliar und Dingen von subjektiver Bedeutung. Vor diesem Hintergrund gehe ich im vorliegenden Unterkapitel auf die Gestaltung der Wohnung, das Mobiliar, die persönlichen Dinge und deren Deutung durch die Interviewten im Hinblick auf die Aneignungsmöglichkeiten der Wohnung ein.

Aussagen zum Mobiliar konnten nur diejenigen Interviewten treffen, die in einer selbst gemieteten Wohnung oder einem Zimmer in einer Wohngemeinschaft leben, die nicht oder nur geringfügig möbliert sind. Bei möblierten Wohnungen bestehen lediglich geringe ergänzende Gestaltungsmöglichkeiten hinsichtlich des Mobiliars. In der Regel besteht der Anspruch, dass auch in selbst gemieteten Wohnungen zumindest eine Küchenzeile vorhanden sein sollte, da der Kauf einer Küche als teuer und wenig zweckmäßig erscheint (vgl. Plöger 2016), da sie in der nächsten Wohnung möglicherweise nicht mehr passt. Insbesondere Küchen gelten als langfristige und teure Anschaffungen, die aufgrund der temporären Perspektive vermieden werden. Bei

multilokal Lebenden kommt hinzu, dass sie „für die zwei Jahre nicht noch ne zweite Küche anschaffen“ wollen (Nina). Zum Teil konnten die von mir Interviewten aus vorherigen Wohnungen Mobiliar mitbringen, zum anderen konnten Möbel vom Vormieter*innen oder von Freund*innen übernommen oder es mussten eigene Möbel angeschafft werden.

Die Interviewten möchten im Allgemeinen aufgrund der temporären Wohndauer möglichst geringe Investitionen in Wohnraum und Mobiliar tätigen. Die Ansprüche an vorhandenes Mobiliar sind ebenfalls funktional: Es soll sauber und nicht abgewohnt sein, muss aber nicht zwangsläufig dem subjektiven Geschmack entsprechen. So wird häufig betont, dass die von mir Interviewten anderes Mobiliar angeschafft hätten, wenn sie es selbst hätten aussuchen können. Dennoch werden hinsichtlich der möblierten Wohnungen und Projektwohnungen keine fehlenden Gestaltungs- und Anpassungsmöglichkeiten beklagt.

Auch von den Interviewten, die sich für ihre Wohnung Mobiliar anschaffen (müssen), werden eher funktionale Ansprüche genannt. Wichtige Kriterien für die Beschaffung von Mobiliar sind schnelle Verfügbarkeit und keine langen Wartezeiten, geringe Kosten, Funktionalität, die Möglichkeit des Selbst-Aufbaus und des späteren Weiterverkaufs. Hier werden sowohl der Zeitdruck, bis zum Arbeitsbeginn eine Wohnung zu haben, als auch die begrenzte Perspektive des Wohnarrangements deutlich.

„Ich hab halt in Sachen Möbel bin ich auch immer noch spartanisch, weil ich auch vor der Frage steh, für welche Wohnung soll ich mir denn mal sinnvolle Möbel kaufen, also das is immer noch weitgehend so dieses IKEA-basierte schnell aufbauen, schnell abbauen, wo ich jetzt rein vom Ästhetischen her sagen würde, in deinem Alter könntest auch was Besseres haben. Aber ich denk dann immer, ja, für ein, zwei Jahre für diese Wohnung macht eigentlich keinen Sinn. Also symptomatisch is in meinem Flur, is irgendwie, hängt immer noch die Glühbirne so raus, weil ich einfach keine Lust hab, mir dafür ne vernünftige Lampe, Leuchte zu kaufen. Ich denk, die passt in ner nächsten Wohnung eh nich mehr. Des zeigt immer so, im Prinzip fühl ich mich dann schon heimisch und wohnlich in diesen Wohnungen, aber es fehlen immer so die letzten zehn Prozent. Das kann man eigentlich so sagen, weil's halt auch wirklich nie so die ganz perfekten Wohnungen sind. Das war [am vorherigen Wohn- und Arbeitsstandort] letztlich auch schon so der Fall, da musst es dann auch relativ schnell gehen und dann, ja, is es eben auch eine geworden, die ok war, aber auch nich perfekt.“

(Andreas, 36 Jahre, befristet, monolokal)

Bei Häufigumziehenden kommt hinzu, dass das Mobiliar leicht transportierbar sein muss, denn bereits beim Einzug und beim Einrichten der Wohnung wird schon an den in absehbarer Zeit wieder bevorstehenden Auszug gedacht. Zum anderen richten die Interviewten ihre Wohnungen auch darauf aus, Besuche von Verwandten, Freund*innen zu bekommen, wie Luise beschreibt:

„wir haben nicht viel Möbel dazugekauft, das, wir haben halt ne Schlafcouch dann gekauft für Freunde, wenn die halt zu Besuch waren, also war halt viel darauf ausgerichtet, wir bekommen

Besuch oder wir sind halt entweder weg. Das war n bisschen, wie gesagt, irgendwie nicht viel Stoff, der halt unnützlich da rumstand, sondern alles sehr praktisch orientiert, glaube ich.“

(Luise, 29 Jahre, versetzt, monolokal)

So bestimmen die wechselnden An- und Abwesenheiten auch die Wohnsituation, von Hilti (2015: 323) wurde dies als „atmende Bewohnerschaft“ bezeichnet.

Nina vergleicht die Investitionen, die „man“ in eine Wohnung für eine begrenzte zeitliche Perspektive und eine mehr oder weniger dauerhafte Wohnung tätigen würde. Zugleich wird in dem Zitat der Zusammenhang zwischen der zeitlichen Perspektive, der Wohnsituation und der Ausbildung von Ortsbindung deutlich.

„Also, die Befristung ist etwas, was halt, ja, wenn man einen unbefristeten Vertrag hat, dann entscheidet man sich schneller für eine Wohnung, nimmt eine größere Wohnung, kauft auch von der Qualität her vielleicht ein paar bessere Möbel, weil man sich ja längerfristig an einen Ort bindet. Also, ich kauf mir keine teure Einbauküche, wenn ich weiß, ich bleib nur zwei Jahre. Das ist nur so ein Beispiel, also im Prinzip würde man ja die Wohnung auch anders einrichten. Das ist das, was ich meinte. Also, ich hätt jetzt hier nicht irgendwie teuer renoviert, Tapeten oder Teppiche oder irgendwas gekauft, weil ich weiß, das ist nur ne Übergangswohnung. [Pause] Wenn man halt weiß, man bleibt an einem Ort, dann ist man ja auch bereit mehr zu investieren. Also man investiert und, ja, man kauft vielleicht auch Wohneigentum. Das ist ja gar keine Option, solange man nicht weiß, ob man an einem Ort bleibt und, ja, es ist halt auch so schnelllebig [...]“

(Nina, 32 Jahre, befristet, multilokal)

Nina, die multilokal lebt, beschreibt außerdem, wie unterschiedlich ihre Arbeitswohnung in Frankfurt und die Wohnung am ‚eigentlichen‘ Wohnort, in die sie deutlich mehr investiert hat, da ihre Perspektive dort nicht temporär war, sind.

„Ja, so [am ‚eigentlichen‘ Wohnort] hab ich die Wohnung, als ich eingezogen bin, relativ aufwendig renoviert und hab dann auch Tapeten noch mal, also, was ich gerne haben wollte, ausgesucht und da schon ein bisschen mehr investiert in die Wohnung. Weil erstens ist die Wohnung größer und es war einfach notwendig da mehr zu investieren. Zweitens hatte ich auch vor, dort länger zu wohnen. Also hier hab ich schon überlegt, was ich mach und was ich nicht mache. Also ich hab dann hinterher, nachdem mir die weißen Wände endgültig zu viel weiß war, hab ich dann eine Wand in Teilen gestrichen, aber ich hätte jetzt hier nicht so viel Geld ausgegeben für Tapeten oder für einen Bodenbelag oder irgendetwas. Das ist eher schon so darauf angelegt, dass es ne Übergangswohnung ist, also bis eben klar ist, ob dieser Vertrag, ja, entfristet wird, noch mal verlängert wird oder wie es weitergeht oder ob ich mich dann wieder [...] zurückorientiere. Das sind halt so Punkte, momentan bin ich eigentlich ganz zufrieden mit der Arbeit, es macht mir sehr viel Spaß. Das ist auch immer wichtig, dass einem die Arbeit Spaß macht. Das Kollegium ist sehr nett und das ist für mich einfach auch wichtig. Und wenn das dann weitergehen soll, dann werde ich auch die beiden Wohnungen irgendwann kündigen und mir eine größere Wohnung hier nehmen. Aber, ja, noch bin ich nicht ganz bereit mich [vom ‚eigentlichen‘ Wohnort] zu trennen.“

(Nina, 32 Jahre, befristet, multilokal)

Somit wird die Perspektive von zwei Jahren in Frankfurt als ausreichend gesehen, um es sich zwar einigermaßen „wohnlich“ zu machen, aber dennoch als zu kurzer Zeitraum, um die Wohnung emotional anzueignen und Ortsbindung auszubilden.

„Und dann hab ich mir halt den Rest hier vor Ort hier gekauft. Aber im Endeffekt ist es gar nicht so viel, was man braucht. Man kauft sich dann nicht das Beste. Also man kauft dann bei einem gewissen schwedischen Möbelhersteller, wo man dann halt relativ schnell ja auch die Möbel verfügbar hat, wo man sie nur mitnehmen und aufbauen muss. Und, ja, da gibt man nicht so viel wahnsinnig viel Geld für aus. Aber, ich mein, das ist auch, ich mach auch viel in Frankfurt und da ist das auch nicht so, war nicht meine höchste Priorität, mir ne wahnsinnig teure Couch zu kaufen oder irgendwas. Von daher geht das schon. Das sind ja auch Sachen, die kann man gut weiterverkaufen. Also meine Vermieterin hat mir zum Beispiel auch noch ihre Couch verkauft, auch von einem schwedischen Möbelhersteller. Die hab ich hinterher weiterverkauft, weil sie nicht so bequem war. Aber es geht ja heute alles, es gibt dafür ja auch einen großen Markt, Internet, und die Leute kaufen es ja auch. Es sind ja auch sehr viele, die in dieser Situation sind, dass man nur ne Weile vor Ort ist und dann nimmt man ja auch mal ein gebrauchtes Möbel. Ja, also komplett eingerichtet hab ich sie schon, bis auf die Küchenzeile. Das war mir halt wichtig, weil das sind dann halt doch schon teurere Anschaffungen, wenn man Kühlschrank und so weiter kauft. Wobei die Küche auch sehr klein ist und ich besitze keinen Herd, aber, na ja, man kocht ja auch nicht wirklich viel, wenn man alleine wohnt.“

(Nina, 32 Jahre, befristet, multilokal)

Dieser Umgang spricht wieder für eine Normalisierung und Internalisierung berufsbedingter räumlicher Mobilitätserwartungen, denn Nina stellt ihre Situation als eine allgemeingültige dar. Zudem zeigt das Zitat, dass Internetplattformen entstanden sind, die diese Wohnarrangements zugleich ermöglichen und vereinfachen, indem beispielsweise Mobiliar einfach gekauft und weiterverkauft werden kann, und dadurch zugleich deren Normalisierung und Ökonomisierung weiter vorantreiben.

Welche Zeiträume als lang genug gelten, um Mobiliar anzuschaffen, die Wohnung den subjektiven Vorstellungen anzupassen und subjektiv bedeutsame Dinge dort aufzubahren, hängt von den unterschiedlichen Relevanzsetzungen der Interviewten ab. Ein Zeitraum von bis zu zwei Jahren wird als eher kurze Perspektive gedeutet, für die eine provisorische Wohnsituation gewählt wird (vgl. auch Vonderau 2003). In dem folgenden Zitat wird deutlich, dass drei Jahre aber schon als relativ langer Zeitraum gedeutet werden, für den auch Anschaffungen getätigt, Umgestaltungen in der Wohnung vorgenommen und sogar ein Kredit aufgenommen werden, um zumindest eine Grundausstattung an Mobiliar anschaffen zu können:

„[...] also ich wollte schon zwei Zimmer haben unbedingt, weil, ja, hatt' ich vorher noch nie und ne, zwei Zimmer waren mir wichtig, weil ich mir das eigentlich wirklich schön machen wollte dann auch, weil ich mir gesagt hab', okay, wenne jetzt hier drei Jahre wohnst, dann richteste dir 'ne Wohnung ein und so.“

(Paul, 27 Jahre, versetzt, monolokal)

Neben dem Mobiliar ist für die emotionalen Aneignungsmöglichkeiten und die Ausbildung von Ortsbindung die Gestaltung der Wohnung mit subjektiv bedeutsamen Dingen von Bedeutung. Hier müssen auch nicht zwangsläufig große Investitionen getätigt werden. Fotos und „Souvenirs“ an den Wänden stellen Erinnerungen an Familie, Freund*innen, Reisen und bedeutsame Orte dar (Philippe) und stehen für die Dinge, die eine subjektive Bedeutung für die Interviewten haben. Dennoch wird die Wohnung in vielen Fällen nicht gestaltet: *„nichts an die Wand gehangen, das lohnt sich auch für zwölf Monate nich“* (Christian). Andreas beschreibt im folgenden Zitat, dass seine Wohnsituation in Frankfurt, die von seiner befristeten beruflichen Perspektive geprägt ist, stellvertretend für seine gesamte Lebenssituation steht, die ebenso von der ungewissen Perspektive geprägt ist. So gestaltet er zwar durchaus seine Wohnung mit Dingen von subjektiver Bedeutung, aber lediglich so, dass die Gestaltung wieder rückgängig gemacht werden kann, die Reversibilität der Wohnsituation bleibt erhalten (vgl. Kaufmann 2002). So werden die von Kaufmann beschriebenen reversiblen Mobilitätsformen durch reversible Wohnformen und -situationen ergänzt.

„ich hab meine diversen Poster aufgehängt, klar, aber ansonsten, denk ich da auch schon immer sehr, sehr an den Auszug, also wer zu viel verändert, muss es im Prinzip auch wieder rückgängig machen. Also, ja, ich [hab] da auch immer so dieses Gefühl, so ganz sesshaft wirst du da jetzt nicht, also lass das erstma alles so, ne? Nich zu viele Nägel oder irgendsowas reinhauen, musst du eh wieder alles zumachen und neu streichen. Ja, ich bin da eher so kurzfristig am Wohnen, muss man einfach schon so sagen, das is, ich hab dann auch eher, ich stell eher n Regal hin, anstatt, dass ich's irgendwie festmache an der Wand, das is schon so, immer wieder dieser Gedanke, wenn ich ne Bohrmaschine in die Hand nehm, mhm lohnt das den Aufwand, den ich dann später wieder hab? Das is so diese, das, was mich so durch die letzten Jahre einfach auch treibt, diese Unsicherheit, was kommt eigentlich, also jetzt nicht im Sinne von, ja, Panik, ich weiß morgen nicht mehr, wie ich meine Rechnungen bezahlen soll, sondern einfach dieses, ja, das wird schon irgendwie gut gehen, ich weiß grad nur nicht, in welche Richtung es geradema weitergeht, weil so n gewisses Selbstvertrauen, dass man wohl wahrscheinlich immer wieder n Job kriegen würde, das hat man mittlerweile, weil man eben relativ viel schon gearbeitet hat und jetzt auch vom Ausbildungsstand was erreicht hat, wo man sagt, ok, da is man gegenüber anderen schon zumindest leicht im Vorteil, aber trotz allem is eben dieser ständige Wechsel, der eben da is oder der wieder bevorsteht, der nagt an einem, irgendwie immer so n bisschen, der is, also für mich is das jetzt auch wieder so ne Phase, wo ich, ich will nicht sagen, völlig unzufrieden bin, aber wo ich so zwischen den Projekten, die ich grade bearbeite, hin und her bin zwischen, ja, in welche Richtung willst du eigentlich?“

(Andreas, 36 Jahre, befristet, monolokal)

Die Wohnsituationen und die Gestaltung der Wohnung sind also entscheidend von der temporären Perspektive geprägt und darauf ausgerichtet, wieder rückgängig gemacht zu werden. Hier drückt sich die von Schroer (2006: 120) beschriebene „Mobilisierung des Wohnens“ aus. Zum Teil wird dadurch auch das Bestreben ausgedrückt, den Standort Frankfurt wieder zu verlassen und an den Wunschstandort zurückzukehren. Luise und Thorsten arbeiteten beide als Beamte im öffent-

lichen Dienst und wurden von ihrem Arbeitgeber nach Frankfurt versetzt, warteten aber ständig darauf, wieder an ihren Wunschort versetzt zu werden und dorthin zurückkehren zu können. Dies spiegelte sich sehr deutlich in der Gestaltung ihrer Wohnung wieder, wie Luise beschreibt:

„Wir haben auch, also in der Wohnung, die wir hatten, haben wir halt auch über 2½ Jahre lang die Kartons noch oben im Wohnzimmer stehen gehabt, die Umzugskartons, weil wir immer darauf gefasst waren, das kann jeden Moment losgehen. Also das mag jetzt echt komisch klingen, ja, aber wir waren da halt nicht irgendwie fest gesattelt. Das war jetzt nicht so, dass wir uns da unwohl gefühlt haben oder so, aber wir waren halt immer startklar [lacht] wieder zurückzugehen, also, genau.“

(Luise, 29 Jahre, versetzt, monolokal)

Und auch ihr Partner Thorsten mit dem sie in Frankfurt zusammenwohnte, beschreibt, dass durch die provisorische Wohnsituation die emotionale Aneignung des Standorts verhindert werden sollte:

„Eigentlich festmachen konnte man es nur im Wohnzimmer. Da halt relativ wenig Möbel hatten, da wir da am Anfang auch immer noch sehr viele Kisten zu stehen hatten, die wir dann einfach in ne Ecke gestellt haben und dann auch gar nicht ausgepackt haben. Und wir einfach auch nicht dann den Elan verspürt haben, das Zimmer einzurichten, ne. Weil das natürlich dann auch innerlich so n gegenüber sich selbst zugeben müssen, ja, du bist jetzt in Frankfurt und nicht mehr [am vorherigen Standort], ne. Dat war sicherlich, könnt ich mir vorstellen, auch eine[r] der Beweggründe, dass man das so n bisschen verzögert und für sich den Anschein erweckt hat, "ja, du könntest jederzeit sofort wieder sagen, hier, ich geh zurück". Gar nicht erst gebunden an irgendwelche Dinge. Das war sicherlich auch vielleicht so n bisschen der Beweggrund.“

(Thorsten, 34 Jahre, versetzt, monolokal)

Zum einen standen in der Wohnung noch lange die Umzugskartons, zum anderen ist es eine „Wohnung für n Übergang, da will ich irgendwie jetzt nicht so viel Zeug reinkramen, sondern da soll halt möglichst schon alles drinne sein“ (Luise) und die wenigen Dinge von subjektiver Bedeutung waren Symbole für den eigentlichen Wunschstandort wie in Luises und Thorstens Fall eine große Karte der Verkehrsbetriebe und bei Paul ein Wandtattoo der Skyline des Wunschortes. Dies repräsentiert ein „domestic memory“, die emotionale Bindung an einen anderen Standort als den aktuellen Arbeits- und Wohnstandort (Walsh 2006: 138), und den Wunsch, den Standort Frankfurt wieder zu verlassen.

Den Wohnsituationen, die Gestaltung der Wohnungen sowie die subjektiv bedeutsamen Dinge aller Interviewten beinhalten das Temporäre und damit Provisorische der gegenwärtigen Lebenssituation. Gudrun beschreibt, dass sie ihre Wohnung erst weniger „provisorisch“ gestalten würde, wenn sich eine längerfristige Perspektive in Frankfurt abzeichnet:

„[...] dass man hier noch Bilder hingängt, dass es n bisschen wohnlicher wird [lacht] is alles noch total karg, aber im Prinzip hab ich jetzt auch erstma so, irgendwann hätt ich wahrscheinlich auch gern n Sofa, ich glaub, das is wahrscheinlich so n Ding, ne? Wenn man n Sofa hat, dann is man

angekommen, ich glaub, das is es echt, sowas hatt ich noch nie. [lacht] Ja, aber jetzt erstma werd ich das, also für mich is es schon erstma noch abzuwarten, diese Befristung, schließt sich danach was an, entweder beim gleichen Arbeitgeber oder vielleicht auch hier, ich mein, die beruflichen Alternativen sind ja hier dann vielleicht auch noch ma besser als in der Region [der beiden vorherigen Wohnstandorte] und wenn ich, wenn sich daran was abzeichnet, dann, also dann würd ich auf jeden Fall gucken, dass ich jetzt mal hier irgendwo ankomme, denke ich.“

(Gudrun, 38 Jahre, befristet, monolokal)

Die Anschaffung bestimmter Dinge wie Sofas oder Küchen, die schwer transportierbar sind, wird als Absage an ein mobiles Leben und Anzeichen von Sesshaftigkeit gesehen. Mehrmals wurde beschrieben, dass die Wohnungen und das Mobiliar auch längere Zeit nach dem Studienabschluss auf einem Status ähnlich dem während des Studentenlebens stehen bleiben, so wie bei Gudrun und Andreas. Dieses dient aber auch der narrativen Darstellung eines mobilen Lebensstils, in dem Besitztümer und materielle Dinge wenig Bedeutung haben, abgesehen von leicht transportierbaren Erinnerungstücken. Zugleich wird durch die Ablehnung mobilitätseinschränkenden Mobiliars Mobilitätsbereitschaft und -kompetenz nach außen dargestellt (vgl. Schroer 2006; Kesselring 2012).

„Man ist immer irgendwie nur so auf Abruf und ich hab das auch an den Möbeln gemerkt, ne, ich hatte immer noch meine Studentemöbel, seit zehn Jahren, ja. Weil ich ja sowieso eigentlich nie länger in einem Ort lebe und immer eigentlich irgendwie so meine Philosophie war, nie mehr als eine Mercedes-Sprinter-Ladung zu besitzen. Weil, ansonsten ist das mit dieser Art von Leben kaum machbar.“

(Petra, 43 Jahre, selbständig, monolokal)

Multilokal Lebende betonen dagegen eher die Wohnsituation und die Gestaltung ihrer Wohnung am ‚eigentlichen‘ Wohnort, wo der Gestaltung der Wohnung, dem Mobiliar und den Dingen eine größere Bedeutung zukommt. Die Wohnung von Victoria am ‚eigentlichen‘ Wohnort wird von ihr stark mit der Beziehung zu ihrem Partner verbunden; die Wohnung steht für die Beziehung; sie repräsentiert sie „als Paar“ (Victoria); Victoria bezeichnet sie als „*unser Zuhause*“. In dieser Wohnung haben die darin enthaltenen Dinge eine besondere Bedeutung als gemeinsam angeschaffte Dinge; sie stehen für die Beziehung. Victoria bezeichnet sich und ihren Partner als „*Sammler*“, die in ihrer Wohnung „*wahnsinnig viel Zeugs*“ aufbewahren („*unser ganze Sachen*“, „*unsere ganzen Bücher*“, „*unsere ganze Küche*“, „*unser ganzes Geschirr*“, „*unser Lager von Klamotten*“ und „*unsere ganzen Pflanzen*“). In der Wohnung in Frankfurt sind dagegen „*nur die Sachen, die man für den Alltag brauch, also paar Klamotten und n Laptop und die Bücher, die man gerade hat, also aber das sind wirklich nur so die rudimentären Dinge*“ (Victoria). Diese Wohnung dient somit als Lager für die Dinge, die mit subjektiver Bedeutung aufgeladen sind, während die Wohnung in Frankfurt lediglich Ausgangspunkt der Alltagsorganisation am Arbeitsstandort ist, in der sich nur die unmittelbar benötigten Dinge befinden. Darüber hinaus erfüllt die Wohnung am ‚eigentlichen‘ Wohnort, die sich in einem Hochhaus befindet,

eine soziale Funktion, da in dem Hochhaus wie in einem „Dorf“ „fast alle unsere Freunde“ wohnen (Victoria). Da sie ihr Zimmer leerräumen musste, sind

„in den verschiedenen Wohnungen [...] auch Sachen von uns, weil ich mein Zimmer ja ausgeräumt habe, meine Möbel sind jetzt irgendwie zwei Stockwerke weiter drunter und weiß nich, mein Fahrrad drei Stockwerke weiter drüben und es alles so, wir sind so verwoben mit diesem Haus, dass obwohl ich auch Lust hätte auf ne andere, nen anderen Wohnungsgrundriss, ich eigentlich da nich wegkomme, weil es, das is so, unser ganzes soziales Netz.“

(Victoria, 30 Jahre, befristet, multilokal)

Die Wohnung am ‚eigentlichen‘ Wohnstandort stellt eine Basis der Identität dar und repräsentiert ihre Persönlichkeit, während sie bei der Wohnung in Frankfurt gegenüber Gästen betont, dass sie die Möbel nicht selbst ausgesucht und das Zimmer nicht selbst gestaltet hat. Auch die Berater betonen, dass sie die Projektwohnung „privat nie nehmen“ würden, dass sie aber für „Firmenzwecke“ ausreichend ist (Serdar). Die „Firmenzwecke“ werden aufgrund der internalisierten betrieblichen Mobilitätsanforderungen also zu eigenen Bedürfnissen.

Doch auch die Häufigumzieher*innen haben Orte, an denen sie ihre subjektiven Dinge lagern, diese befinden sich allerdings nicht in der eigenen Wohnung, sondern bei der Familie oder Freund*innen. Bei Philippe dient das Haus seiner Eltern als Lager seiner persönlichen Gegenstände und er freut sich, zu diesen Dingen zurückzukehren:

„ich gehe manchmal zurück zu meinen Eltern, natürlich. Also das ist immer eine Freude, meine, ja, also mein persönliches Zimmer zurückzufinden. Weil dadurch ja meine eigenen Möbel, mein eigenes Bett, meine Souvenirs.“

(Philippe, 24 Jahre, befristet, monolokal)

Nur selten wird für die begrenzte Zeit in Frankfurt eine gut ausgestattete und bequeme Wohnung gewählt. Dann wird argumentiert, dass als Ausgleich zur anstrengenden Arbeit eine gut ausgestattete Wohnung gewählt wird oder die Wohnung gemütlich eingerichtet wird, denn die Wohnung ist ein bedeutender Aspekt, um sich den Ort aneignen, sich dort wohlfühlen und das Arrangement erträglich gestalten zu können. Dies hängt von den jeweiligen Relevanzsetzungen der Gesprächspartner*innen ab.

„Ja, hier [...], hab ich mir dann mal den Luxus gegönnt, ne ziemlich neue große Wohnung mit allem Pipapo, ja, das sieht man ja auch, denk ich. Also ich brauch hier nicht putzen, ich brauch hier nicht saugen, ich hab hier sehr schnelles Internet im Gegensatz zu vorher, ich hab nen Stellplatz fürs Auto, ja, und die Einrichtung ist wesentlich besser als die [...] in der Wohnung, die ich zuletzt hatte. Die kostet allerdings auch das Doppelte von der [vorherigen] Wohnung [...].“

(Felix, 31 Jahre, freiberuflich, multilokal)

Die Wohnsituation ist ein bedeutsamer Faktor, um sich am fremden Ort wohlfühlen und einen vertrauten Ort als Basis dort zu haben. Vertrautheit kann durch die Wohnsituation auf

unterschiedliche Weisen hergestellt werden. Christian wohnt beispielsweise in der Wohnung eines Freundes, der aufgrund eines Beratungsprojekts selbst an einem anderen Ort lebt. So hat Christian in Frankfurt eine Wohnsituation – eine fertig eingerichtete Wohnung – die einer selbst eingerichteten Wohnung ähnelt, aber nicht selbst eingerichtet wurde.

„So, das Ganze wird noch mal gewaltig abgefedert durch die Wohnsituation, die ich hier hab, also, wie gesagt, das is ne schöne Wohnung, das is ne Wohnung mit nem Umfeld, was mir vertraut is mehr oder weniger. So, das wär, pff, wie soll ich sagen, naja, ich wohn halt bei nem Freund, ne? Also, fühlt sich auch so an, als wär ich bei nem Kumpel zu Besuch am Wochenende, der is grad was einkaufen. Also, glaub ich, das is am ehesten das, wie ich es beschreiben kann. Und das is sehr angenehm, das nimmt viel von der Spannung weg. Ich weiß auch noch, an dem Tag, wo ich hier [ein]gezogen bin, ja, da, ich glaub, ich hab ihm fünf SMS geschrieben und wie großartig und dankeschön und cool. Also, das war, das hat den großen Unterschied gemacht. Ich weiß nich, ob Du mich, wenn ich im Hotel wohnen würd oder, wie gesagt, diese Zeitwohnungen, das sind so Monteurswohnungen, sind in der Regel für Leute, die irgendwie auf ner Baustelle arbeiten über n Zeitraum von zwei, drei Wochen oder so, die sind furchtbar, die Leute rauchen da, Brandflecken im Teppich, scheiß Möbel, da würd ich mich sehr unwohl fühlen. So, und dann würd's mir irgendwann auch wirklich persönlich zusetzen.“

(Christian, 31 Jahre, entsendet, multilokal)

Christian stellt diese Wohnsituation als entscheidenden Faktor dar, um mit der Abwesenheit von seiner eigenen Wohnung und seinem ‚eigentlichen‘ Wohnort umgehen zu können. Die Wohnung und ihre Gestaltung mit subjektiv bedeutsamen Dingen spielt eine große Rolle, um sie als eigenen Ort betrachten zu können. Die Wohnsituation soll daher nicht „steril“ oder „anonym“ sein (Norbert), das Wohnen im Hotel wird daher in der Regel vermieden.

„Also wie gesagt, da mag ich es auch lieber eher, wenn das so n bisschen Altbaustil hat als ganz moderne Sachen. Also ich hatte mir auch Appartementhäuser angeschaut, die halt ganz frisch gebaut worden waren. War auch schön, große Appartements mit ner großen Dachterrasse, sah nett aus. Aber das hatte so nen sehr sterilen Charakter und ich mag nicht so gern, wenn ich nach Hause komme n Haus, was sehr steril ist. Das erinnert dann, weil das dann auch so sehr, sehr anonym so wirkt. Also das find ich nicht so schön. Und deshalb mag ich auch dann lieber was Häuser angeht, lieber nen Altbau. Das ist jetzt auch, wo ich wohne, n schöner Altbau eben mit so n bisschen Jugendstilcharakter unten drin. Das find ich immer schön, wenn man da abends reingeht, das hat ja auch was, wenn man das Haus betritt oder das Haus auch von außen sieht, ist es ja, dann find ich es immer schöner, fühlt man sich, also föhl ich mich persönlich mehr zu Hause und heimischer, als wenn ich in so n ganz neues steriles Haus geh, was so n bisschen an ..., oder diese Appartementhäuser sind dann noch steriler als Hotels. Das hat dann was fast schon, fast von nem Gefängnis oder Krankenhaus. Und das [lacht] find ich dann nicht so schön.“

(Max, 35 Jahre, freiberuflich, multilokal)

Die sterilen Nicht-Orte oder *Generic places* werden also bewusst nicht nachgefragt (vgl. Augé 1994; Duyvendak 2011), um deren Sterilität zu vermeiden, vielmehr werden Wohnsituationen gesucht, die in gewisser Hinsicht vertraut sind.

Die Wohnsituationen und Wohnungen werden entsprechend der zeitlichen Perspektive des Aufenthalts gestaltet. Für alle Interviewten drücken sie in verschiedenen Hinsichten die begrenzte zeitliche Perspektive des Aufenthalts in Frankfurt aus, stellen eine provisorische, eine Wohnsituation auf Zeit dar. Allerdings sind die sehr provisorischen Wohnsituationen und Wohnungen einerseits Ausdruck davon, sich nicht verorten zu wollen, und andererseits mindern sie auch die emotionalen Aneignungsmöglichkeiten, weil die Wohnung wenig identitätsstiftend wirkt, nicht als Rückzugsraum und lediglich als „Übernachtungsgelegenheit“ fungiert (Stefan).

5.4 Soziale Kontakte und Freundschaften am temporären Arbeitsstandort

Freundschaften und soziale Kontakte waren in den Interviews ein Thema, das sich ausführlich durch alle Interviews zog, ohne dass es einen zentralen Aspekt des Leitfadens darstellte. Aus diesem Grund erhält dieses Thema im Rahmen dieser Arbeit an dieser Stelle einen höheren Stellenwert als ursprünglich vorgesehen. Auch in der Literatur wird Freundschaft als „chosen relationship“ als eine zunehmend wichtige Form der Intimität in einer urbanisierten und mobilisierten Welt betrachtet (Cronin 2014: 72; vgl. auch Thrift 2005: 146f.; Bunnell et al. 2012), daher plädieren verschiedene Autor*innen für eine zunehmende Betrachtung von Freundschaften und ihren räumlichen Ausprägungen in der Geografie (siehe Kap. 3.5.1).

„Geography, we argue, is important in the making, maintenance and dissolution of friendships, as well as in the types of friends that are important within particular space-time settings.“ (Bunnell et al. 2012: 491)

Im Vergleich zu Haushalten und Nachbarschaftsnetzwerken sind Freundschaftsnetzwerke flüchtiger und weniger räumlich gebunden (vgl. Bunnell et al. 2012: 491). Die manchmal flüchtige Natur von Freundschaften fügt der etablierten geografischen Analyse sozialer Netzwerke eine neue Dimension hinzu. Freundschaft bietet im Gegensatz zum sozialen Netzwerkansatz die Möglichkeit, nicht nur die funktionalen (in Bezug zu sozialer Mobilität und Zugang zu Ressourcen), sondern auch die emotionalen Aspekte sozialer Beziehungen zu untersuchen (vgl. Kathiravelu/Bunnell 2018: 499). Zudem unterstreicht der Ansatz die emotionalen Investitionen, die in die Aufrechterhaltung von Freundschaften dauerhaft investiert werden müssen (vgl. Kathiravelu/Bunnell 2018: 500), da affektive Gefühle „a key constitutive element“ von Freundschaften sind (vgl. Cronin 2014: 72).

„Geography – distance and proximity – matters greatly in relation to weak or new ties but apparently less so with strong ties. Old and rooted ties have more foundation to exist at-a-distance.“ (Larsen et al. 2006: 270)

Freundschaften sind tendenziell intensiver als soziale Kontakte, dafür können „friendships [...] be both extremely short-lived or very long-lasting“ (Bunnell et al. 2012: 491). Denn obwohl es zunehmend einfacher wird, Freundschaften auch über große Distanzen zu schließen und aufrecht zu erhalten, bleiben physische Orte wie Schulen, Universitäten, Arbeitsplätze oder Kneipen zentrale Ausgangsorte von Freundschaften (vgl. Bunnell et al. 2012: 491) und Treffpunkte von Freund*innen (vgl. Bowlby 2011: 614f.), da sie räumliche Kontexte darstellen, die in unterschiedlichem Maße „Interaktionen, Privatheit und Intimität“ erlauben (Dirksmeier 2017: 38). Die Orte und Infrastrukturen einer Stadt bieten daher unterschiedliche Gelegenheitsstrukturen, um soziale Kontakte und Freundschaften zu schließen (vgl. Dirksmeier 2017: 38; Kathiravelu/Bunnell 2018: 494). Zudem sind Freundschaften von großer Bedeutung, um räumliche Mobilitäten, Standortentscheidungen und soziale Beziehungen über Distanzen, also die komplexen Geografien menschlichen Lebens, zu verstehen (vgl. Bunnell et al. 2012: 503f.). Warum und zu welchem Zeitpunkt Individuen migrieren und wie sie den neuen Standort erleben, lässt sich entscheidend durch deren Freundschaftsnetzwerke erklären (vgl. Conradson/Latham 2005: 294).

Vor diesem Hintergrund untersucht das vorliegende Kapitel zunächst, welche Arten und Ausgangspunkte von sozialen Kontakten und Freundschaften am neuen Standort bestehen (siehe Kap. 5.4.1) und wie sich die begrenzte temporäre Perspektive auf soziale Kontakte und Freundschaften am neuen Standort auswirkt (siehe Kap. 5.4.2) und schließlich welche Geografien von Freundschaften unter den Bedingungen temporärer Aufenthalte entstehen (siehe Kap. 5.4.3).

5.4.1 „Das sind eher, ich nenn’s mal Arbeitsbekanntschaften“ – Arten und Ausgangspunkte von sozialen Kontakten am neuen Standort

Das Thema Freundschaft und soziale Kontakte wurde von den Interviewten, obwohl es keinen zentralen Aspekt des Interviewleitfadens ausmachte, intensiv thematisiert, da es als einer der Lebensbereiche wahrgenommen wird, die am stärksten von wiederkehrender räumlicher Mobilität beeinträchtigt werden. Auch die „free floating“ „transnational knowledge workers“, die von Colic-Peisker (2010: 467, 475) untersucht wurden, berichten, dass die Aneinanderreihung temporärer Aufenthalte die Entstehung und Aufrechterhaltung langfristiger enger Freundschaften erschwert. Die wiederkehrenden Wechsel zumindest zwischen den Arbeitsstandorten sind mit einem Kreislauf aus Ankommen und Abschiednehmen an den verschiedenen Standorten verbunden. Bestimmte Aspekte des alltäglichen Lebens müssen daher an jedem Standort jeweils wieder neu aufgebaut werden (vgl. Kels 2008), dies schließt den Aufbau eines Netzwerks zumindest einfacher sozialer Kontakte mit Informations- und Aktivitätenorientierung ein (vgl. Pelizäus-Hoffmeister 2001; siehe Kap. 3.5). Das Bedürfnis nach sozialer Interaktion und Kontakten mit mehr oder weniger großer Verbindlichkeit besteht in aller Regel an allen Lebens- und Arbeitsstandorten. Die jeweiligen Orte (*Places*) bieten eine jeweils unterschiedliche Gelegenheitsstruktur

zur Strukturierung, Ermöglichung und Verhinderung von sozialen Kontakten und Freundschaften (vgl. Dirksmeier 2017: 38; Kathiravelu/Bunnell 2018: 494). Zum anderen erschweren die wiederkehrenden Wechsel zwischen den Arbeitsstandorten die Pflege bestehender Freundschaften und erfordern deren aktive Aufrechterhaltung über zum Teil lange Distanzen.

Freundschaft definiert sicherlich jeder Mensch anders. Trotz der „Unschärfe des Freundschaftsbegriffs“ definiert Dirksmeier (2017: 37) Freundschaft implizit als „eine auf Vertrauen und emotionaler Bindung gründende Beziehung, deren wesentliches Kennzeichen eine weitreichende Selbst-Enthüllung ist“. Freundschaften lassen sich „nach ihrer Komplexität und emotionalen Intensität“ typisieren, dies reicht von „Freundschaften mit einfacher Interaktionsstruktur“, die auf gemeinsamen Aktivitäten beruhen, bis zu komplexen „Beziehungen mit hoher emotionaler Verbundenheit“ (Dirksmeier 2017: 35). Auch in den Erzählungen der von mir Interviewten scheinen unterschiedliche Verständnisse von Freundschaft auf. Grundsätzlich lässt sich aus den Erzählungen der von mir Interviewten ähnlich wie bei Dirksmeier (2017) und Pelizäus-Hoffmeister (2001) eine Unterscheidung zwischen informations- und aktivitätsorientierten Kontakten und emotionalen Kontakten herausarbeiten. Erstere möchte ich soziale Kontakte nennen und letztere Freundschaften. Freundschaften können sich aus sozialen Kontakten nach einer Zeit entwickeln und sind nach Dirksmeier (2017) mit zunehmendem Vertrauen und zunehmender emotionaler Verbundenheit assoziiert. Die Zeit, die für die Weiterentwicklung von sozialen Kontakten zu Freundschaften benötigt wird, variiert je nach Persönlichkeit und Interaktionspartner*innen. An einem neuen Standort bestehen in der Regel keine Freundschaften, sondern lediglich soziale Kontakte, die reaktiviert und intensiviert werden müssen, um daraus gegebenenfalls Freundschaften zu entwickeln. Dennoch stellen die bestehenden sozialen Kontakte an einem neuen Standort Anknüpfungspunkte für den Einstieg dar, die ebenfalls nicht zu unterschätzen sind. In unterschiedlichen Phasen des Aufenthalts können daher unterschiedliche Formen von sozialen Kontakten von Bedeutung sein (vgl. Ryan et al. 2008: 675). Sie beeinflussen daher, wie bereits beschrieben (siehe Kap. 5.2.1), auch berufliche Standortentscheidungen, indem eher Standorte gewählt werden, an denen bereits Kontakte bestanden.

Die ‚einfachen‘ sozialen Kontakte dienen beim Einstieg am neuen Standort als wichtige Orientierungsstütze (vgl. auch Ryan et al. 2008). Sie bieten Unterstützung bei der Wohnungssuche und der ersten Orientierung am Arbeitsstandort (siehe Kap. 5.3.1). Dabei handelt es sich meist um oberflächliche Kontakte, wie Freund*innen von Freund*innen und Verwandten, ehemalige Studienkolleg*innen, Mitbewohner*innen sowie Arbeitskolleg*innen. Das folgende Zitat von Gudrun verdeutlicht, dass zum Teil auf sehr lose Kontakte zurückgegriffen wird:

„aber da is es eigentlich eher so, dass man erst noch so ne Freundschaft irgendwie fast entwickeln muss, ne? Weil ich kenn sie da halt irgendwie, sie hat mit zwei Freunden von mir zusammen stu-

diert und kannte sie auch von Parties früher, aber eigentlich hatten wir jetzt nich direkt viel miteinander zu tun.“

(Gudrun, 38 Jahre, befristet, monolokal)

Zum Teil werden soziale Kontakte auch weitergegeben, denn „*man braucht ja auch n paar Leute bei sich in der Nähe*“ (Gudrun), um diese erste Orientierung und Unterstützung zu bekommen sowie etwas unternehmen zu können. Solche oberflächlichen sozialen Kontakte bilden häufig den Ausgangspunkt von weiteren sozialen Kontakten und zum Teil auch Freundschaften. Diese aktivitäts- und informationsorientierten Kontakte aufzubauen, stellt sich meist als relativ problemlos dar. Insbesondere der Arbeitsplatz und die Kollegenschaft dienen als social „contact point“ am neuen Standort (Plöger/Becker 2015: 1526), der Ausgangsort von solchen einfachen Kontakten ist.

Je nach Branche und Tätigkeit bestehen allerdings auch große Unterschiede. Bei den in der Beratung Tätigen bieten sich über die Beratermilieus Kontakte, die ebenfalls temporär am Arbeitsort sind und gegebenenfalls soziale Kontakte für Aktivitäten und Informationen am Arbeitsort suchen. In bestimmten Branchen (wie der Entwicklungszusammenarbeit oder bei internationalen Organisationen), die stark mit permanenter räumlicher Mobilität assoziiert sind, entstehen typische Muster, die es ermöglichen, bei temporären Aufenthalten schnell aktivitäts- und informationsorientierte Kontakte zu knüpfen (vgl. Nowicka 2006a, 2006b). Petra beschreibt dies:

„Also ich bin ja sehr kontaktfreudig, aber ich glaube, früher haben sich so Freundschaften so langsam entwickelt und jetzt bin ich es gewohnt, also mein soziales Muster sieht eher so aus, dass ich ganz schnell warm werde mit Leuten, aber die vergess ich dann auch ganz schnell wieder. Weil, das ist die Art von Kontakten, die man halt bei so einem, bei so einer Art von Leben, also wenn man nur relativ kurze Verweildauer an einem Standort hat, sich dann so ergibt, ja, man ist schnell irgendwie, man ist schnell auf du und unternimmt irgendwie Dinge zusammen oder trifft sich auch in ner größeren Gruppe und dann geht man wieder und hat nen komplett neues Umfeld. Und trifft dann möglicherweise Freunde von den alten Freunden, die man in, an einem anderen Standort hatte, weil diese Szene von Internationalen in dieser entwicklungspolitischen Branche ist auch relativ klein. Das heißt, je länger man dabei ist, desto mehr kommt es dann zu ner Situation, wo jemand, wo, naja, so lockere Freunde von Standort X sagen, ach, du gehst an Standort Y, da kenn ich soundso, ein, zwei, drei Leute, kontaktier die doch mal. Und so macht man das dann auch. Und dann trifft man sich mit denen usw.“

(Petra, 43 Jahre, selbständig, monolokal)

Kennedy (2004) berichtet, dass auch in transnationalen Arbeitszusammenhängen enge und dauerhafte transnationale Freundschaftsnetzwerke entstehen. Auch in der Wissenschaft sind die Möglichkeiten im Mittelbau Kontakte zu knüpfen gegeben, weil die im Mittelbau Beschäftigten häufig einen ähnlichen persönlichen Hintergrund haben (wie Alter, familiärer Hintergrund, hohe Identifikation mit der Tätigkeit). Solche einfachen Möglichkeiten, aktivitäts- und informationso-

rientierte Kontakte zu knüpfen, fehlen vielen der Interviewten, die in Branchen beschäftigt sind, in denen räumliche Mobilität nicht in vergleichbarem Maße berufsimmanent ist.

Die sozialen Kontakte am Arbeitsplatz erreichen allerdings selten die Qualität von Freundschaften, sie beinhalten keine emotionalen Aspekte und das Vertrauen ist nicht uneingeschränkt. Allerdings erfordern enge Freundschaften genau dies:

„Close friendships require confidence that one can be *open to one's friend about emotions*, but also involve being *open to emotions* that are enacted or made intersubjectively between friends.“
(Cronin 2014: 75, Hervorhebung im Original)

Die sozialen Kontakte zu Kolleg*innen können ‚echte‘ Freundschaften unter den Bedingungen temporärer Mobilität nicht ersetzen.

„Das hängt auch einfach damit zusammen, in anderen, wenn du in ner anderen Stadt bist, du lernst zwar da auch Menschen kennen, dadurch dass man eben über die Arbeit mit Leuten zu tun hat. Das können auch nette Bekanntschaften werden, Leute, die man eben dann kennt, können auch ein sehr freundschaftlicher Umgang werden. Aber meine Erfahrung ist, ab einem bestimmten Alter ist es immer schwieriger, wirklich echte Freunde noch kennenzulernen. Und wenn du dann eben wirklich deiner Arbeit hinterher ziehst, hast du irgendwann keine echten Freunde mehr. Und das entwurzelt einen dann auch so ziemlich.“

(Max, 35 Jahre, freiberuflich, multilokal)

„Und mit nem Arbeitskollege ist natürlich auch nicht so das, wo man sich [lacht] austauschen kann oder fallen lassen kann, ne. Ja, das ist... Vielleicht hängt das auch damit zusammen, dass ich zwar meine Nachbarn in diesen WGs da habe, aber die sind mir letztendlich vom Freundschaftlichen auch so fern. Die sind unkonventionell, mit denen kommt man gut klar und dann macht man mal nen Spaß, aber mit denen kann man sich dann auch nicht wirklich so intensiv austauschen. Sind halt keine Freunde, so meine Freunde sind, tja, inzwischen ganz woanders. Also meistens [am ‚eigentlichen‘ Wohnort] rund rum und viele, ja, eben auch in anderen Städten, woanders hingezogen, tja. Und hier hab ich mir eben keine Freunde so gesucht, ne. Das ist eben so diese Kopfsache, ich bin nicht hier hergekommen, um mich hier zu verwurzeln.“

(Robert, 38 Jahre, unbefristet, multilokal)

In den allermeisten Fällen war es zudem schwierig, über die Arbeit hinausgehende Kontakte zu erschließen und aufzubauen. Der Kontakt zu Arbeitskolleg*innen bleibt in der Regel auf der Ebene des aktivitäts- und informationsorientierten sozialen Kontakts und entwickelt sich selten zu Freundschaften weiter. Zum anderen erschlossen sich über Arbeitskolleg*innen selten Kontakte zu weiteren Personen, da die Aktivitäten häufig im Kreis der Arbeitskolleg*innen stattfinden. Der Arbeitsplatz fungiert in diesem Kontext zwar als social „contact point“ (Plöger/Becker 2015), erschließt aber selten Freundschaften. Allerdings wurde der Arbeitsplatz in der Literatur als zentraler Kontext, in dem neue Freundschaften geschlossen und aufrechterhalten werden, identifiziert (vgl. Cronin 2014: 72). Die Vermutung liegt daher nahe, dass dies durch den temporären Aufenthalt am Arbeitsplatz und -standort und die (unbewusste) Vermei-

derung emotionaler Kontakte verhindert wird. Die Freizeit am Arbeitsort wird meist mit Arbeitskolleg*innen, anderen Projektbeteiligten und anderen Personen aus dem beruflichen Umfeld verbracht (vgl. Kennedy 2004: 164f.) Von einigen Interviewten wurden soziale Kontakte und Freundschaften zu Arbeitskolleg*innen bewusst abgelehnt, denn ausschließlich soziale Kontakte zu Arbeitskolleg*innen zu haben, ist mit einer mangelnden Abgrenzung zur Arbeit in der Freizeit und der Beschränkung auf arbeitszentrierte Themen wie „*lab drama*“ verbunden (Clara). Soziale Kontakte und Freundschaften zu Arbeitskolleg*innen werden zudem abgelehnt, wenn sich der Interviewte in einer leitenden Position befindet.

Um abseits der Arbeit einfache soziale Kontakte zu erschließen, wurden des Weiteren Wohngemeinschaften als Wohnform gewählt, die in der Regel bereits bei der Ankunft einfache soziale Kontakte als Anknüpfungspunkt bieten (siehe Kap. 5.3.2). In wenigen Fällen wurde über Internetplattformen und Stammtische für Zugezogene versucht, soziale Kontakte zu erschließen. Ein weiterer wichtiger Ausgangspunkt für einfache soziale Kontakte sind spezifische Aktivitäten und Interessen. Solche Aktivitäten und Interessen können kulturelle Aktivitäten wie Musik oder Filmkunst sein. Sportvereine stellen ebenso Ausgangspunkte für soziale Kontakte dar, während Einzelsportaktivitäten wie Fitnessstudio oder Yogakurse eher selten weitere soziale Kontakte erschlossen. Durch die Fokussierung auf diese interessenbezogenen sozialen Kontakte kann die Integration in eine soziale Gruppe und der Aufbau aktivitätsorientierter Kontakte gelingen, während emotionale Kontakte oder Freundschaften zugleich vermieden werden, wie Luise in der folgenden Interviewsequenz beschreibt:

„wir uns dann entschlossen und haben auch gesagt, okay, um, dass man halt so n bisschen, ja, hier Leute kennenlernt und auch mal andere Menschen kennenlernt als die, die man halt auf der Arbeit hat, gehen wir mal zum Badmintonverein und sind dann da auch, also ich bin eher unregelmäßig hingegangen [lacht], aber mein Freund ist da tatsächlich zweimal die Woche hin, hat einmal die Woche Jugendtrainer gemacht, hat da sozusagen die Jugend trainiert und dann selbst gespielt. Die haben dann auch wieder etabliert, dass er in der, an der Kreisliga oder was weiß ich, wie das heißt, da spielen und da war schon, da waren wir dann schon aktiv. Also, haben auch da unseren Terminkalender, was die [...]heimfahrten betrifft, danach ausgerichtet, wann sind irgendwie Punktspiele, wann spielt die Jugend, wann sind irgendwelche Veranstaltungen, die man halt einfach dann hat, wenn man in einem Verein ist und da, weiß ich, irgendwie Brötchen schmieren und auch auf m Markt verkaufen und Kuchen backen und sowas, genau, also, war schon nicht so, dass wir gesagt haben, ja, wir fahren jetzt hier immer nur weg oder so, sondern, und haben uns ja auch sehr wohl gefühlt [...] Aber, also, wir haben uns da durchaus, denk ich, so in dem Gemeindeleben auch mit integriert oder da nicht nur die Scheuklappen aufgesetzt und gesagt, boah, das ist hier alles ganz schrecklich und ganz gruselig. Aber, also, war es auch nicht, das wär voll gelogen, ich hab nen, wir haben natürlich gesagt, hier, also nur bis zum gewissen, bis zum gewissen Rahmen, ja, und man muss dann die Kontakte nicht enger pflegen als das notwendig ist, aber ich denk, wir haben uns da schon ganz gut auch mit eingelebt, ja.“

(Luise, 29 Jahre, versetzt, monolokal)

Obwohl deutlich wird, dass Luise und Thorsten gezielt über den Badmintonverein soziale Kontakte aufgebaut haben, wird am Ende der Sequenz ebenso deutlich, dass es soziale Beziehungen mit kontrollierter Nähe waren – keine emotionalen Kontakte, die das erneute Verlassen des Standortes erschweren. Hierbei geht die Deutung von Luise und Thorsten allerdings auseinander. Thorsten ist in den Verein durch das Training, dann durch die Übernahme einer Jugendmannschaft und andere Aufgaben hineingewachsen. Seine Partnerin Luise war nicht in ähnlichem Maße in den Verein involviert und knüpfte bewusst lediglich oberflächliche Kontakte. Ihr Wunsch an den vorherigen Wohnstandort zurückzugehen, blieb daher drängender als bei Thorsten. Wie sie beschreibt, wurden die Kontakte im Verein von ihr nicht mehr als nötig ausgebaut. Thorsten ist es dagegen schwergefallen, „*die da zu verlassen*“ (Thorsten).

Meist gelingt es, am neuen Standort soziale Kontakte für den alltäglichen Austausch und Aktivitäten aufzubauen. Erst nach einer gewissen Zeit des Kennenlernens stellt sich heraus, mit welchen dieser aktivitäts- und informationsorientierten Kontakte Freundschaften vorstellbar wären. Die Weiterentwicklung von sozialen Kontakten zu Freundschaften muss, wenn es gewünscht ist, meist von den Zugezogenen forciert werden. Sebastian beschreibt im folgenden Zitat den Prozess, an einem neuen Standort soziale Kontakte aufzubauen, um diese dann zu Freundschaften weiterzuentwickeln:

„Nee, aber durch die Initiativentätigkeit und durch die Arbeit irgendwie hab ich halt schon, also kenn ich halt schon Leute und da geht’s halt mehr oder weniger, die Kontakte zu reaktivieren und zu intensivieren. Was natürlich immer so n bisschen anstrengend ist, weil die halt oftmals dann ja schon länger wohnen, das heißt die schon hier ihr Netzwerk mal haben und ich’s halt generell immer schwieriger finde, je älter man wird, halt neue Kontakte zu knüpfen. Weil, also ich bin generell n sehr offener Mensch, komme auch mit den meisten Menschen klar und hab jetzt auch keine Probleme da auf Leute zuzugehen oder, ne, jetzt auch auf der Arbeit mal Leute anzusprechen und zu sagen, ‚hey, lass uns doch mal dann irgendwie nach der Arbeit was trinken gehen‘ oder so. Oder jetzt auch die anderen, die ich kannte, einfach anzuschreiben, so: ‚hey, hier, lass uns mal treffen.‘ Aber man hat ja halt schon so seine Freundschaften und Kontakte, die man lange hat und, ne, weiß, wie intensiv so soziale Beziehungen sein können. Und wenn man dann halt wieder von neu anfängt, ne, ich mein, das sind ja so Sachen, man redet wieder über so Alltägliches und bis da halt so ne Vertrautheit da ist und so, das dauert ja, das ist halt anstrengend. Also, ne, ich weiß das jetzt halt und weiß, dass ich quasi da jetzt Zeit investieren muss, um mir, um dann halt diese Beziehungen zu intensivieren. Was sich jetzt halt schon sehr, ja, wenig emotional anhört, aber, ja.“

(Sebastian, 28 Jahre, versetzt, monolokal)

Wie aus der Literatur bereits bekannt ist, ist es für Zugezogene oder temporär Anwesende schwierig, soziale Kontakte zu Locals zu knüpfen (vgl. Plöger/Becker 2015; Ryan 2015). Da die Locals in der Regel bereits einen etablierten Freundeskreis haben, besteht aus ihrer Sicht nur geringes Interesse an oberflächlichen oder neuen Kontakten mit Zugezogenen oder temporär Anwesenden, deren zeitliche Perspektive am gemeinsamen Standort zudem begrenzt ist. In

Frankfurt stellt es sich aufgrund der hohen Fluktuation und der hohen Einpendlerzahlen als besonders schwierig heraus, Kontakte zu Locals zu knüpfen, da viele der Arbeitskolleg*innen beispielsweise gar nicht in Frankfurt leben.

Nicht nur die Erschließung von sozialen Kontakten erfordert einen höheren Aufwand, sondern auch die Erschließung von Aktivitäten und Neuigkeiten. Lucy, die am früheren Standort, ihrem Studienort, durch ihren Nebenjob implizit von Aktivitäten und Neuigkeiten erfahren hat, musste nach dem berufsbedingten Umzug nach Frankfurt erst lernen, ihre gefühlte Isolation durch Eigeninitiative zu überwinden, wie sie beschreibt:

„Ich hatte halt viele, [am vorherigen Wohnort/Studienort] hatt ich halt viele Kontakte, wenn man halt arbeiten war im Kino, war man immer mit drei Leuten im Team am Arbeiten, hatt danach noch was gemacht und sich ausgetauscht, Neuigkeiten, sei es viel über Sachen, die halt von Interesse sind so aus Kinosicht und aus Servicesicht und keine Ahnung. Ich hab in nem Museumscafé gearbeitet und da hat man halt auch viel mitbekommen, was dann halt drum herum geschah. Und hier ist das n bisschen so ne kleine Käseglocke und ganz am Anfang war es n bisschen so, okay, ich hab gar nichts mitgekriegt von der Außenwelt, außer halt Nachrichten und was ich so gelesen hab und irgendwann nach und nach hab ich mich selber dann drum bemüht, halt Leute anzurufen, bisschen mehr Kontakt zu halten und bisschen hier mal zu telefonieren und so. Und dass man dann doch n bisschen mehr Bescheid weiß, was so noch außerhalb meiner Arbeitswelt so passiert.“

(Lucy, 30 Jahre, befristet, multilokal)

Ob es gelingt, soziale Kontakte und Freundschaften am neuen Standort aufzubauen, ist entscheidend für das Wohlfühlen und die Deutung des Standorts. Die Deutung des Aufenthalts von Lucy in Frankfurt fällt abschließend sehr negativ aus, da sie keine sozialen Kontakte aufbauen konnte:

„Eigentlich fänd ich es ganz schön, wenn man hier so in Frankfurt sich wohlfühlt und hier alles sich dann noch zum Guten wendet, sag ich mal. Und man so n paar Leute hat und alles und sich nicht mehr so ganz fremd vorkommt.“

(Lucy, 30 Jahre, befristet, monolokal)

Von allen Interviewten wurden soziale Kontakte und Freundschaften als wichtiger Aspekt des alltäglichen Lebens beschrieben, auch wenn keine Verortung in Frankfurt forciert oder sie sogar gezielt vermieden bzw. abgelehnt wurde. Es stellt sich also am temporären Arbeitsstandort die Schwierigkeit, das menschliche Grundbedürfnis nach sozialer Interaktion zu befriedigen, aber ebenso auch das Bedürfnis nach Freundschaften, die auf Vertrauen und emotionaler Verbundenheit aufbauen. Ob oder welche der entstandenen Kontakte, seien es soziale Kontakte oder Freundschaften, nach dem Verlassen des Standorts aufrechterhalten werden können, ist ohnehin ungewiss. Zum anderen erfordert die Aufrechterhaltung der an einem Standort geschlossenen sozialen Kontakte und Freundschaften ein hohes Maß an „Eigeninitiative“, „denn sonst verliert sich das doch recht schnell“ (Felix).

„Also das ist ja jedes Mal so, man hat [am vorherigen Wohnort] mit vielen Leuten was zu tun gehabt, mit denen, mit denen man wirklich jetzt noch Kontakt hält und intensiven Kontakt hat, das sind vielleicht zwei davon oder so was. Also das ist immer nur so ein ganz kleiner Bruchteil von den Leuten und genauso wird es hier wahrscheinlich wieder sein, weil wir dann von hier weggehen, hat man auch wieder nur so eine Handvoll und die Freunde sind immer mehr verteilt [...]. Aber prinzipiell ist es halt immer, ja, ist es schon irgendwie so ein Einschnitt ins Leben, wenn man wieder wo anders neu anfängt.“

(Sabine, 28 Jahre, befristet, monolokal)

Die Fähigkeit, an neuen Standorten soziale Kontakte und Freundschaften aufzubauen und gegebenenfalls darüber hinaus zu pflegen und aufrechtzuerhalten, kann vor diesem Hintergrund als Mobilitätskompetenz angesehen werden (vgl. Duchêne-Lacroix/Schad 2013). Wie in den obigen Zitaten von Petra und Sebastian deutlich wird, tragen Mobilitätserfahrungen auch hier dazu bei, diese Mobilitätskompetenz auszubilden (vgl. Viry et al. 2010).

5.4.2 „Hatte man sich gerade so n bisschen tiefer beschäftigt, dann war man irgendwie wieder weg“ –

Temporalitäten in sozialen Kontakten und Freundschaften am temporären Arbeitsstandort

Ein wichtiges Momentum, das den Aufenthalt am Arbeitsstandort strukturiert, ist die Temporalität, das schließt sowohl die Gesamtdauer des Aufenthaltes als auch die Rhythmen der An- und Abwesenheiten während des Aufenthaltes ein. Beide Aspekte wirken sich in unterschiedlicher Hinsicht auf die Ausgestaltung sozialer Kontakte und Freundschaften aus. Soziale Kontakte und insbesondere Freundschaften werden von den meisten Interviewten als etwas konzipiert, das zum einen eine gewisse Zeit zum Aufbau benötigt. Zum anderen werden langjährige Freundschaften als tiefergehender und stabiler gedeutet als kurzfristig entstandene (siehe Kap. 5.4.1).

Die Gesamtdauer des Aufenthaltes beeinflusst die Intention, soziale Kontakte und Freundschaften einzugehen. Je kürzer die Aufenthalte und je häufiger die Wechsel zwischen den Orten vorkommen, desto eher werden am Arbeitsstandort lediglich informations- und aktivitätsorientierte Kontakte eingegangen. Sabine, die als Wissenschaftlerin verschiedene Aufenthalte von unterschiedlicher Dauer hatte, vergleicht die unterschiedlichen Kontexte von kürzeren Gastwissenschaftleraufenthalten im Ausland und längeren Aufenthalten aufgrund befristeter Arbeitsverträge und wie sie sich auf die sozialen Kontakte an den Standorten auswirkten:

„In USA [wo sie einen sechsmonatigen Forschungsaufenthalt hatte] war es was anderes, weil ich da wirklich wusste, das ist nur ein halbes Jahr. Ich hatte keine Möbel mit hingenommen, das war alles möbliert. Das hat sich irgendwie mehr angefühlt wie ein Hotel oder sowas. Auch wenn's ne Wohnung da war, das war eher so, auch vom Gefühl, also die Kontakte, die man halt knüpft, da weiß man im Vorhinein, dass man nur zu wenigen wahrscheinlich Kontakt halten wird und da hat man eher sozusagen die Zeit genossen, aber nicht jetzt gedacht, dass das was für lange, längerfristig ist oder sowas. Und da war natürlich auch dann durch viele Telefonate wieder nach

Deutschland und sowas, das ist schon irgendwie so ein bisschen wie ein sehr langer Urlaub oder so. Also klar, man hat gearbeitet, aber irgendwie, das hat sich anders angefühlt. Da hat man nie, da wollte man auch nie sozusagen wirklich, sich komplett integrieren. Also da war man für alle, glaub ich auch, die ganze Zeit ein Gast, auch wenn man, also ich hab zu einigen Leuten noch Kontakt, also was halt auch zu den USA natürlich nicht sehr intensiv ist, aber wenn ich zum Beispiel noch mal zu Experimenten hinfahre oder sowas, mit denen ich mich wiedertreffe. Aber das war eher, ja, ein Besuch, sag ich mal, vom Gefühl her. [Am nächsten Ort] wusste ich dann gar nicht, wie lange ich dort bleibe. Deswegen hat man da natürlich dann auch die Wohnung sich so eingerichtet, dass man dauerhaft dort bleibt, das war dann auch keine Studentenbude mehr, weil man schon ein bisschen was verdient hat während der Promotion und war dann eine wirkliche Wohnung, haben wir zu zweit dann halt auch gewohnt. Und da hatten wir dann ja auch bis zum, also mein Freund hat vor mir promoviert, weil er ein bisschen älter ist, und, ja, da wussten wir, dass wir mindestens solange bleiben, wie ich halt zum Promovieren bleib. Aber es gab halt ja auch die Möglichkeit, dass wir noch länger bleiben würden. Und da haben wir schon uns wirklich gelebt, also da haben wir dort viele Bekannte gehabt, wir hatten immer noch Kontakt auch zu Leuten aus [dem Ort, wo beide sich während des Studiums kennengelernt haben], aber das war trotzdem, oder wir sind zur Familie heimgefahren ab und an und sowas. Aber das war wirklich, unser Lebensmittelpunkt war da [am vorherigen Ort] und, ja, und jetzt in Frankfurt ist es auch auf jeden Fall so, dass wir sozusagen so tun, als wenn wir länger hierbleiben und versuchen hier zu integrieren und unsere Kontakte hier zu knüpfen und auch unsere Wohnung haben wir so eingerichtet, dass oder bzw. klar, die Möbel hatten wir schon, aber es ist schon so, dass wir uns vorstellen könnten, da länger drin zu wohnen und also da ist es, würd ich sagen, so ähnlich wie auch [am vorherigen Ort] von unserem Gefühl her. Wobei wir jetzt natürlich [am vorherigen Ort], hat es nicht geklappt, dass wir länger bleiben, vielleicht haben wir hier jetzt mehr Glück, dass wir zumindest in der Region, [...] Aber, dass man zumindestens länger hierbleiben kann.“

(Sabine, 28 Jahre, befristet, monolokal)

Sabine beschreibt hier, dass die sozialen Kontakte während ihres Auslandsaufenthaltes eher aktivitäts- und informationsorientierte Kontakte waren, die von vornherein auf die Dauer ihres Auslandsaufenthaltes beschränkt waren. Demgegenüber hat sie am vorherigen Wohnort ohne die Beschränkung durch die bevorstehende Abreise und den potenziell damit verbundenen Beziehungsabbruch unbeschränkter soziale Kontakte eingehen können und behielt die Option offen, daraus Freundschaften entstehen zu lassen. Einige Interviewte berichteten, dass sie das Eingehen von Freundschaften und Partnerschaften, also engen sozialen Kontakten, emotional-expressiven Beziehungen (vgl. Pelizäus-Hoffmeister 2001), am Arbeitsstandort aufgrund der begrenzten zeitlichen Perspektive bewusst vermieden haben.

„das Bestreben, halt nicht dauerhaft da zu bleiben, ist, ja, war halt schon sehr prägend und auch für mein Umfeld, glaub ich, ziemlich eindeutig erkennbar. [lacht] Ja, aber für mich ist halt Frankfurt irgendwie so ne Durchreisestation gewesen. Also mal anhalten, rausgucken, sagen, ‚ja, nett‘, und dann Tschüss bis irgendwann, genau.“

(Luise, 29 Jahre, versetzt, monolokal)

Luises Deutung ihrer zeitlich begrenzten Perspektive ist für ihre sozialen Kontakte in Frankfurt deutlich erkennbar und verhindert die Weiterentwicklung sozialer Kontakte zu Freundschaften, woran ihrerseits auch kein Interesse besteht. Die Deutung des Aufenthalts als temporär er-

schwert die Entstehung von Freundschaften und zugleich verhindern fehlende soziale Kontakte und Freundschaften die Bindung an den Standort und verstärken die Deutung als temporärer Aufenthalt. Bei einigen Interviewten bestimmt die Deutung des Aufenthalts als temporär die alltägliche Praxis so stark, dass bei jeder Aktivität abgewogen wird, ob sie für eine temporäre Perspektive überhaupt eingegangen werden soll. Besonders deutlich wird dies bei Andreas, der eine auf zwei Jahre befristete Stelle in der öffentlichen Verwaltung in Frankfurt hat und nun in den letzten Monaten seines Aufenthalts ist.⁶² Zum Zeitpunkt des Interviews wusste er noch nicht, ob er in Frankfurt eine Vertragsverlängerung bekommen würde oder wo er seine nächste Stelle bekommen würde. Er ist schon mehrmals für einen ähnlichen Zeitraum aus ausbildungs- und berufsbezogenen Gründen umgezogen und thematisiert die Auswirkungen auf seine sozialen Beziehungen und Freundschaften:

„auch eher so strukturiert bin, eher erstmal n bisschen abwartend und zu gucken, wie komm ich denn mit den Leuten so klar, das hat sich aber sehr zum Positiven entwickelt, deswegen tut's mir auch n bisschen Leid, wenn's jetzt vorbei wäre, grade so im Abteilungsumfeld, da sind wa zu 20 Leuten, das is eigentlich schon ganz gut, was so das Kollegiale angeht. Zur privaten kann ich ja vielleicht auch noch gleich dazu sagen, Frankfurt hatte ich jetzt überhaupt keine persönlichen Bindungen oder dass ich jetz hier irgendjemanden näher kennen würde, das hat sich eigentlich so bis auf den erweiterten Kollegenkreis auch nich sonderlich geändert, muss ich sagen, weil ich im, grade im ersten halben Jahr doch sehr mich auf das Berufliche orientiert hab und, ja, so nach nem Jahr stellt man sich die Frage, ja, machst du jetz hier ernsthafte Anstrengungen, dich hier sozial zu vernetzen oder lässt's gleich, weil's ja eh nur noch n Jahr is, ne? Also ich hab jetzt so im Rhein-Main-Gebiet so einige Kollegen aus Studienzeiten, die hier gelandet sind, da hab ich jetz mal wieder Kontakte irgendwie erweitert bzw. wieder aufgewärmt, aber jetzt ansonsten, ich bin zum Beispiel seit anderthalb Jahren am Überlegen, mal wieder Sport zu treiben in nem Verein [lacht]. Aber ich denk dann immer, dat macht eigentlich keinen Sinn jetz hier wieder, da sich irgendwo zu engagieren, wo du denkst, dat kannste sowieso wieder vergessen. Also das, ich hatte ohnehin zuletzt immer solche Ein- bis Zwei-Jahres-Rhythmen, was Jobs und Umziehen anging und man merkt, dass es jedes Mal schwieriger wird, nich unbedingt das Berufliche, das wird, kriegt man ja fast ne Routine, aber so grad diese privaten Sachen, die alten Sachen irgendwie aufrecht zu erhalten, weil eben die räumliche Distanz da is, und neue aufzubauen, also is einfach nich mehr diese, ja, Natürlichkeit, Kontakte zu knüpfen, wie zu Schul- oder Universitätszeiten oder selbst noch zu Referendarszeiten. Es is eben dann doch alles n bisschen distanzierter, und des is so das, was mich momentan auch wieder umtreibt, wenn ich jetz denke, wieder umziehen, wieder woanders anfangen, eigentlich keine Lust drauf.“

„prinzipiell bin ich jedes zweite Wochenende auch weg aus Frankfurt, also das sind dann entweder Besuche bei meinen Eltern, bei meinem Bruder, alte Freunde, Kollegen aus m Rheinland und, ja, da is, bin ich im Prinzip von Freitagabend oder Samstagmorgen bis Sonntagabend weg, also bin ich im Prinzip jemand, wie viele in Frankfurt, die dann einfach das Privatleben woanders haben. Das liegt eben einfach daran, dass die wirklich engen privaten Beziehungen nach wie vor außerhalb von Frankfurt sind. Und ich jetz auch irgendwo, ja, ich glaub, ich hab's schon angedeutet, ich immer noch so diese Scheu hab, ohja, sollste jetz hier was engeres anfangen, sei es nur

⁶² Sicherlich verstärkt die ungewisse Perspektive zum Zeitpunkt des Interviews die negative Deutung, die in Andreas' Interviewpassagen deutlich wird (siehe Kap. 5.2.2).

privat oder auch beziehungstechnisch, ich denk dann immer, oh, nee, ich hab das [am vorherigen Standort] schon miterlebt, dann hatte man sich grade so n bisschen tiefer beschäftigt, und dann war irgendwie, ja, war man wieder weg und dann war's im Prinzip auch vorbei. Und das fand ich, jetzt im Nachhinein auch nicht unbedingt erbaulich, sag ich jetzt mal vorsichtig. Und von daher is irgendwie noch so ne Hemmschwelle zu sagen, ja, jetzt lass dich komplett auf diese Stadt ein. Das is so. Und das wird jetzt, wie gesagt, von Woche zu Woche irgendwie schlimmer gefühlsmäßig. Also ich denk jetzt auch grade, nee, jetzt fängste hier überhaupt nix mehr an, weil irgendwo, ja, is es auch so ne, ja, man is es dann irgendwann schon leid, weil ich, man jetzt auch irgendwo die Erfahrung hat, wie das dann immer so abläuft. Nee, jetzt keine unnötige Investition mehr, auch wenn sich das jetzt irgendwie kalt anhört, aber es is einfach, ja, muss man irgendwie so seine Energien n bisschen bündeln, find ich.“

(Andreas, 36 Jahre, befristet, monolokal)

Andreas wägt ab einer bestimmten Aufenthaltsdauer den Nutzen und die notwendigen Investitionen, die mit sozialen Kontakten verbunden sind, ab, denn entweder verliert er diese Kontakte nach dem Verlassen des Standortes oder er muss die monetären und emotionalen Kosten tragen, um die neu aufgebauten Kontakte über die räumliche Distanz aufrechtzuerhalten und zu pflegen. Dies offenbart, dass die negativen Erfahrungen mit sozialen Kontakten, Freund- und Partnerschaften aufgrund der zeitlich begrenzten Perspektive des Aufenthaltes zu einer ökonomisierten Sichtweise hinsichtlich dieser sozialen Beziehungen führen.

Die zeitliche Perspektive des Aufenthalts wirkt sich also ganz entscheidend auf die sozialen Kontakte und die Entstehung von Freundschaften aus. Während der zeitlich begrenzten Perspektive können meist nur soziale Kontakte eingegangen werden, die eher aktivitäts- und informationsorientierten Charakter haben, aber für die Entstehung und Weiterentwicklung zu emotionalen Kontakten, also Freundschaften, wird die Zeit meist als zu kurz empfunden. Hier wird der Unterschied zwischen sach- und aktivitätsorientierten Kontakten, die aufgrund der fehlenden emotionalen Komponente einfach abgebrochen werden können, und Freundschaften deutlich. Eine bewusste Vermeidung von Freundschaften und anderen emotional-expressiven Beziehungen ist daher aus Sicht der Interviewten zweckmäßig, um emotionale und monetäre Folgekosten nach dem erneuten Standortwechsel zu vermeiden. Je offener jedoch die Bleibedauer ist, desto eher werden die emotionalen Anstrengungen und Investitionen unternommen, die notwendig sind, um aktivitäts- und informationsorientierte soziale Kontakte zu Freundschaften, die auf Vertrauen und emotionaler Verbundenheit beruhen, weiterzuentwickeln (siehe Kap. 5.4.1). Die Erzählungen der Interviewten weisen zudem darauf hin, dass Freundschaften und emotional-expressive Beziehungen unter der begrenzten zeitlichen Perspektive aktiv und intentional hergestellt werden müssen, statt sich zu entwickeln oder zu entstehen.

Zum anderen wirken sich die Rhythmen der An- und Abwesenheiten am Standort Frankfurt und an anderen Standorten auf die Möglichkeiten aus, soziale Kontakte und Freundschaften einzugehen und aufrechtzuerhalten. Bei den Interviewten mit multilokaler Lebensführung

schränken die Abwesenheiten vom ‚eigentlichen‘ Wohnort unter der Woche und die Abwesenheiten vom Arbeitsstandort während des Wochenendes die Möglichkeiten von gemeinsamen Aktivitäten zur Pflege und Aufrechterhaltung von Freundschaften ein. Hinzu kommen die Zeiten, die für die Mobilität zwischen den Standorten aufgewendet werden und die verfügbare Zeit zusätzlich einschränken, wie beispielsweise Christian beschreibt:

„Weil grade freitagabends und sonntagabends sind so die Zeiten, wo man als Arbeitnehmer auch mal sieht, dass man n bisschen lebt. So, und zusätzlich fehlt die Zeit unter der Woche, das wär, [am ‚eigentlichen‘ Wohnort] is es überhaupt kein Problem, noch ma vor die Tür zu gehen und mich mit Leuten zu treffen. Also, auch weil's einfache Kontakte gibt, die dann über Jahre gewachsene Beziehungen, während ich hier noch mal mehr investieren müsste, um die zu starten. So, und das läuft einfach einfacher, so, also, das is schon, das fehlt, ne? Noch mal verstärkt durch die Situation, dass ich halt nich non-stop [am ‚eigentlichen‘ Wohnort] bin, sondern auch noch halb [am ‚eigentlichen‘ Wohnort], halb [bei meiner Partnerin], ne? Also das, das is ätzend. So die ganzen sozialen Kontakte [am ‚eigentlichen‘ Wohnort], die werden, die [gähnt], wie soll ich sagen, kommen nich so ganz zu ihrem Recht.“

(Christian, 31 Jahre, entsendet, multilokal)

Aufgrund des komplexen Mobilitätsarrangements im Fall von Christian mit drei Standorten – Arbeitsstandort, ‚eigentlicher‘ Wohnstandort und Standort der Partnerin – fehlen „*einfache Kontakte*“ mit denen spontane Verabredungen möglich wären, stattdessen müssen die Anwesenheiten und Verabredungen im Voraus geplant werden. Auch Nina berichtet, dass sie am vorherigen Wohnstandort, wo sie auch aufgewachsen ist und gearbeitet hat, mehr soziale Kontakte und Aktivitäten unter der Woche hatte:

„es ist natürlich so, dass ich unter der Woche [am vorherigen Wohnstandort] sehr viel mehr noch gemacht hab. Also da war ich einfach aktiver und konnte auch mal eben etwas erledigen, man konnte mal eben bei ner Freundin vorbeifahren und Kaffeetrinken gehen. Also, so Kleinigkeiten halt, das kann ich halt hier nur beschränkt. Also, hier kann man dann halt mit der Freundin telefonieren. Mehr ist da halt nicht möglich. Man hat halt nicht so das soziale Netz, das man halt in der Stadt hat, in der man aufgewachsen ist und in der man lange gelebt hat. [...] Und das ist eben so der Unterschied in der Woche, dass ich halt [am ‚eigentlichen‘ Wohnort] sehr viel verteilt über die Woche gemacht hab und nicht konzentriert am Wochenende. Und momentan ist es halt so, dass eben meine sozialen Kontakte hier momentan beschränkt sind, nicht so ausgebaut sind und, ja, vieles dann doch am Wochenende stattfindet. Einfach unter der Woche ist es sehr viel ruhiger und jetzt ein bisschen mehr am Wochenende, und früher war es etwas verteilter.“

(Nina, 32 Jahre, befristet, multilokal)

Innerhalb eines Mobilitätsarrangements klassischer berufsbedingter Multilokalität ist es auf der einen Seite schwierig, am Arbeitsstandort in Frankfurt „*sozial Anschluss zu finden weiter bzw. den auszubauen, den ich habe*“ (Christian). „*Also ich hab ne Handvoll Freunde hier, die ich vorher schon kannte, die freuen sich, weil ich sie sonst selten bis nie besucht hab*“ (Christian). Allerdings wäre die Zeit für Treffen eher am Wochenende „*und ich bin wirklich nie wochenends hier*“ (Christian). Dies ist typisch für die multilokal Lebenden im Sample: Aufgrund der Abwe-

senheit am Wochenende sind sie von bestimmten Aktivitäten ausgeschlossen und können – sofern vorhanden – die wenigen bestehenden Kontakte und Freundschaften nur eingeschränkt entwickeln. Ähnliches gilt für die Interviewten, die zwar nach klassischer Definition nicht multilokal leben, aber dennoch jedes Wochenende den Arbeitsstandort Frankfurt verlassen, um wechselnde Freund*innen zu besuchen (siehe Kap. 5.1.3). Zugleich werden aufgrund der wenigen sozialen Kontakte am Arbeitsstandort Frankfurt weniger Aktivitäten unternommen, sodass sich weniger Gelegenheiten ergeben, neue soziale Kontakte zu knüpfen. Am ‚eigentlichen‘ Wohnort dagegen können regelmäßig unter der Woche stattfindende Aktivitäten wie Vereinsaktivitäten nicht mehr wahrgenommen werden und bestehende soziale Kontakte und Freundschaften bedürfen einer intensivierten Koordination und Pflege aufgrund der zeitweisen Abwesenheit.

Dennoch ist der ausschlaggebende Grund für eine multilokale Lebensführung häufig, den sozialen Bezugspunkt des ‚eigentlichen‘ oder des vorherigen Wohnortes beizubehalten. Gegenüber den Häufigumziehenden bleibt die Fixierung auf einen Standort und die damit verbundenen sozialen Kontakte und Freundschaften erhalten. Max beschreibt im folgenden Zitat, dass seine Familie und Freundschaften ausschlaggebend dafür waren, für seine Beratungstätigkeit eine multilokale Lebensführung zu wählen:

„Wenn du dagegen immer den Projekten hinterher ziehst, hast du so was gar nicht. Du hast auch irgendwann kein stabiles Umfeld mehr. Weil du bist zwei Jahre da, zwei Jahre da, zwei Jahre da oder auch mal ein Jahr nur da, in der Zeit entwickeln sich ja keine neuen Freundschaften oder ein intaktes soziales Netz, wo du irgendwo bist. Und das ist eben der Vorteil, wenn du noch an einem Ort so fest bist, du hast noch irgendwie so ne Art soziales Netz, was halt nicht verlorengiht. Und das war für mich immer der Grund, warum ich dann auch mit einem Bein auch hier [...] bin und eben auch, weil halt Familie und Freunde eben auch hier sind. Weil ich gebürtig eben [hierher] komme. Da bin ich an und für sich immer wieder hierher zurückgekehrt.“

(Max, 35 Jahre, freiberuflich, multilokal)

Grundsätzlich werden die Auswirkungen temporärer Erwerbs- und Mobilitätsarrangements auf soziale Beziehungen und insbesondere auf Freundschaften von den Interviewten sehr bedauert. Sie stellen den Lebensbereich dar, der nach Aussage der von mir Interviewten am stärksten von einer Aneinanderreihung von Ortswechseln betroffen ist.

Die entgegengesetzte Perspektive der ‚zurückgelassenen‘ Freund*innen wurde allerdings selten thematisiert. Victoria, die sich als mobilen und unabhängigen Menschen darstellt (siehe Kap. 5.2.2), beschreibt allerdings, dass Freundschaften für sie etwas sehr Lokales und mit dem jeweiligen Standort verbunden sind und daher wieder aufgegeben werden, wenn sie zum nächsten Standort weiterzieht. Für sie sind Freundschaften ebenso wie Standorte etwas Temporäres, was immer wieder ausgetauscht wird:

„also es sind wirklich nicht die engsten und nicht die ..., obwohl auch da passiert mir das, dass ich dann einfach keine sehr enge Beziehung auf einmal nicht mehr führen mag. Und mir auch neue suche, und das wird, also das hat doch häufig auch schon zu Konflikten geführt, also schon damals, als ich nach Amerika ging und dann nicht zurückkam, hat das ganz, also viele, also paar meiner Freundinnen sehr verletzt, was ich nie begriffen habe, also das hat wirklich lange gedauert. Und dann als ich nach, von [Ort der Schulzeit] nach [an den Studienort] ging, war's das gleiche, da reißt immer irgendwas ab und es gibt Leute, für die sind so Freundschaften oder auch soziale Netzwerke etwas sehr Stabiles, was sogar vielleicht fast das ganze Leben lang oder zumindest n großen Zeitraum hält, und diese Verbindlichkeit, die hab ich nicht.“

(Victoria, 30 Jahre, befristet, multilokal)

Ihrerseits besteht kein Interesse daran, diese Freundschaften nach dem Verlassen eines Standortes aufrechtzuerhalten. Damit ist sie eine Ausnahme innerhalb des Samples. Selten können die sozialen Kontakte am Arbeitsort zu Freundschaften vertieft werden oder es wird aufgrund der temporären Perspektive gleich ganz vermieden. Entstehen jedoch Freundschaften, wird doch versucht, diese auch über die Distanz zu bewahren. Und nichtsdestotrotz reisen Subjekte, um Kopräsenz mit relevanten Anderen herzustellen und so Freundschaften aufrechtzuerhalten (vgl. Urry 2002; Cronin 2015).

5.4.3 „Alle Orte irgendwie mit Menschen verbunden sind“ – Geografien von Freundschaften und deren Bedeutung

Wie bereits angesprochen wurde, beeinflussen die Geografien von Freundschaften – neben den beruflichen Standortofferten – ganz entscheidend auch berufliche Standortentscheidungen mit (siehe Kap. 5.2.1). Trotz der Fluidität von Freundschaften entstehen an den wechselnden Orten immer wieder Freundschaften, die auch über große Distanzen aufrechterhalten werden (vgl. Urry 2002; Cronin 2015). Die Bedeutung von Orten für Individuen ist also mit bestimmten Personen verbunden, die dort leben und eine hohe Relevanz im Leben der Subjekte einnehmen (vgl. Nadler 2014). Diese Personen sind es, die die eigentliche Bedeutung der Orte für die Individuen ausmachen.

„natürlich auch alle Orte irgendwie mit Menschen verbunden sind und auch irgendwie aus jeder Zeit noch so, ja, Bekanntschaften oder Freundschaften halt auch geblieben sind, sodass die halt auch immer noch irgendwie, ja, sehr, sehr präsent sind und, ja, halt auch alle, ja, was Schönes hatten. Also ich hab ja alle Entscheidungen quasi von mir heraus getroffen, sodass ich die alle sehr, in sehr positiver Erinnerung habe.“

(Sebastian, 28 Jahre, versetzt, monolokal)

Die Bedeutung dieser Personen kann so groß sein, dass eine multilokale Lebensführung gewählt wird, um Teil eines Freundeskreises zu bleiben oder Freundschaften aufrechtzuerhalten. Paul beschreibt im folgenden Zitat, welche Bedeutung die Freundschaften an dem Ort haben, an dem er aufgewachsen ist und bis zum Umzug nach Frankfurt gelebt hat:

„Na ja, es war, das war halt eigentlich mein größtes Anliegen, dass ich halt, also das war eigentlich das, worauf ich die ganze Zeit geachtet hab'. Das war mir wirklich hoch und heilig, dass ich meine Kontakte [am vorherigen Wohnort] halte, weil ich wusste, ich komme irgendwann zurück. Ich konnt's, ich wusst' noch nicht wann, und nee, aber das war mir so wichtig, also das war echt so eins meiner wichtigsten Ziele, dass der Kontakt da bleibt und, [...] ich war, ja, zum Teil dreimal im Monat [am vorherigen Wohnstandort], ne. Also, und nee, aber das war mir eigentlich eins der wichtigsten Ziele, also und dafür hätt' ich, hab' ich auch, war mir auch das Geld egal, das hab' ich dann halt auch ausgegeben für so viele Heimfahrten. [...] Aber das war mir wirklich so egal, also, nee, das war wirklich oberstes Ziel, dass ich den Kontakt aufrechterhalte und dafür hab' ich sehr viel auch gegeben, also zeitmäßig hab' dann in Frankfurt, wie gesagt, wenn da mal was war und es war auf'm Wochenende, da hab' ich auch gesagt, nee, Pech, ich geh' nach, ich bin [am vorherigen Wohnort] am Wochenende. Nee, also das war mir sehr wichtig, weil ich die jetzt wirklich jetzt zum Teil 20 Jahre lang kenne und dass ist, sind echt wirklich meine besten Kumpels und es hat sich auch gehalten. Also egal, wann ich [an den vorherigen Wohnort] gekommen bin, ich bin zum Kumpel, es war's gleiche Ritual wie vor 10 Jahren. [...], als ob ich nie weg gewesen wär' und, das war mir ganz wichtig, also, das war eigentlich, ja. [...] Also, und ich wusste, was wir, dass wie besonders und stark unsere Freundschaft ist und deshalb wollt' ich das auch auf keinen Fall gefährden und das war mir echt sehr wichtig.“

(Paul, 27 Jahre, unbefristet, monolokal)

Am vorherigen Standort übernachtete er bei seinen Wochenendaufenthalten bei wechselnden Freunden. Obwohl er dort keine eigene Wohnung hatte, kann aufgrund der Häufigkeit dieser Besuche und der starken Bindung, die dieser Standort ausübt, von einer multilokalen Lebensführung gesprochen werden, wie ich bereits ausgeführt habe (siehe Kap. 5.1.3). Eine multilokale Lebensführung wird also nicht wegen der Verbindungen zu Personen innerhalb von Haushalt, Familie und Partnerschaften gewählt, sondern ebenfalls wegen relevanten Personen – Freund*innen – außerhalb des Haushalts (vgl. Weiske im Erscheinen). Dieser Sachverhalt wurde in der Multilokalitätsforschung bisher wenig beachtet, ebenso wie Formen der multilokalen Lebensführung, die nicht mit einer eigenen Wohnung verbunden sind. In einer mobilisierten Gesellschaft sind Freundschaften aber ein relevanter Bestandteil von Gemeinschaften, der nicht ignoriert werden sollte (vgl. Thrift 2005: 146f.; Bunnell et al. 2012).

Die große Bedeutung von sozialen Kontakten und Freundschaften führt dazu, dass die „geographies of friendship“ neben den beruflichen Standortofferten Einfluss auf die Erwerbs- und Mobilitätsentscheidungen ebenso wie auf die Ausgestaltung der Mobilitätsarrangements haben (Bunnell et al. 2012; vgl. Toppel et al. 2017). Die Geschichte von Gudrun zeigt die hohe Relevanz sozialer Kontakte und Freundschaften für berufliche Standortentscheidungen und die Ausgestaltung von Erwerbs- und Mobilitätsarrangements. Gudrun hat lange Zeit an ihrem Studienort gelebt und währenddessen zahlreiche soziale Kontakte und Freundschaften dort aufgebaut, die für sie eine starke Bindungswirkung entfaltet haben:

„also ich hab [an einem der vorherigen Wohnstandorte] studiert und hab auch insgesamt sehr lange [dort] gelebt und das is eigentlich auch so die Stadt, in der ich am, ja, mich am ehesten zuhause ge-

fühlt habe immer und auch am meisten Leute kenne, war da immer sehr stark auf die Region fixiert, um diese Bindung aufrechtzuerhalten, halten zu können. Und das [lacht] hat aber dann nicht gefruchtet, sozusagen, also ich hab da einfach keine Arbeit gefunden, die meinen Entspr..., meinen Vorstellungen entsprach, insbesondere auch, was die Bezahlung angeht und dann hab ich eben gesagt: "Ok, jetz' macht's einfach keinen Sinn mehr." Ich war jetzt zwei, gut zwei Jahre [im Osten Deutschlands] und ich steck da einfach fest, hab dann auch in [einer weiteren Stadt in Ostdeutschland] gelebt und da sah's jetzt Berufs..., was die beruflichen Perspektiven angeht, auch nich' wirklich toll aus und deswegen hab' ich gesagt: "Ok, ich muss jetzt einfach woandershin gucken" und dann war eigentlich so der Fokus einfach deutschlandweit auf Großstädte gerichtet."

(Gudrun, 38 Jahre, befristet, monolokal)

Nach ihrem Studium konnte sie aufgrund der schlechten Arbeitsmarktsituation am Studienort keine Stelle finden und arbeitete in einem kleinen Unternehmen im Osten Deutschlands. Um ihre sozialen Kontakte und Freundschaften am Studienort aufrechtzuerhalten, behielt sie die Wohnung dort und pendelte am Wochenende immer dorthin zurück. Da sie am Arbeitsstandort generell unzufrieden war und Schwierigkeiten hatte, dort soziale Kontakte aufzubauen, zog sie nochmals in eine andere Stadt im Osten Deutschlands, wo sie bereits einen kleinen Freundeskreis hatte, und pendelte von dort zu ihrer Arbeitsstätte. Die Wohnung am Studienort behielt Gudrun weiterhin bei und fuhr jedes zweite Wochenende dorthin, um ihre sozialen Kontakte und Freundschaften dort aufrechterhalten zu können. Sie spricht mehrmals von einer „Fixierung“ auf den Studienort, da es ihr schwerfällt, die Stadt und die Freundschaften dort loszulassen. Dies zeigt nochmal, dass auch Freundschaften, also soziale Kontakte jenseits von Familie, Partnerschaft und Haushalt Beweggrund für eine multilokale Lebensführung sein können. Dabei geht es also nicht um die Bindung zu einer wichtigen Person, sondern zu einem Freundeskreis. Nach der Entscheidung, den Studienort nun doch zu verlassen, fiel ihr die Entscheidung für die Stelle in Frankfurt leicht, da sie bereits einige Kontakte in Frankfurt hatte: „*das sind keine super engen Freunde, aber einfach auch so Anknüpfungspunkte, sodass man jetzt irgendwie nich' total bei null anfängt*“ (Gudrun). Die multilokale Lebensführung und die ‚Fixierung‘ auf den Studienort hat sie mit dem Umzug nach Frankfurt aufgegeben, da die Fahrzeiten zwischen beiden Orten zu lang gewesen wären und sie „*halt nirgendwo so richtig*“ war und Frankfurt attraktiv genug findet, um dort „*heimisch zu werden*“ (Gudrun).

Mehrere Interviewte berichten, dass zu Mitbewohner*innen innerhalb von Wohngemeinschaften starke soziale Bindungen aufgebaut werden, die als „*Familienersatz*“ dienen: „*Man kocht denn zusammen, wenn irgendwas ist, klopft der Eine an die Tür und will quatschen und sowas und da is alles ganz nah.*“ (Lucy). Diese Beschreibung ist typisch für die Wohngemeinschaften am ‚eigentlichen‘ Wohnstandort und gibt den Anlass für eine multilokale Lebensführung mit dem WG-Standort und dem Arbeitsstandort in Frankfurt. Hier liegt der von Beck-Gernsheim (1994) geprägte Begriff der „Wahlverwandtschaft“ nahe.

Das Beispiel von Gudrun zeigt noch einen weiteren Aspekt, wie die „geographies of friendship“ berufliche Mobilitätsentscheidungen beeinflussen. Aufgrund der zahlreichen Aufenthalte an unterschiedlichen Standorten bildet sich ein räumlich disperses Netzwerk mit meist losen Kontakten heraus, sodass in zahlreichen deutschen Großstädten bereits ein Kontakt besteht, der die Mobilitätsentscheidung für diesen Standort erleichtert.

„ich mein, überall, wo man war und sich auch, also sag ich mal, anfängt irgendwie sich n bisschen was aufzubauen, zu engagieren, das hinterlässt ja auch Spuren und man hat ja dann trotzdem irgendwo noch ein, zwei Leute und letztendlich hat man immer, n immer größeres Netzwerk und, es hat halt nich so die Qualität wie früher die Familie oder diese ganz langjährigen Freundschaften, das is klar, aber es sind trotzdem Kontakte, die einem, also ich mein diese losen Kontakte, die ich hier habe oder hatte, ne, die ham mir jetzt irgendwie schon total viel ermöglicht eigentlich, ne, also gut, das eine war wirklich n sehr guter Freund, aber seine Freundin kannte ich vorher überhaupt nich und jetzt hab ich hier irgendwie diese Wohnung gekriegt, ja? Weiß ich nich und wenn ich dann halt, wenn das hier nichts wird und ich woanders wieder hinmuss, vielleicht treff, ja, kenn ich da dann ja auch wieder jemanden, je mehr Leute man trifft, also ich weiß auch, die Leute, die jetzt da [am vorherigen Wohnort] sind, die werden da auch nich bis an ihr Lebensende bleiben ...“

(Gudrun, 38 Jahre, befristet, monolokal)

Darüber hinaus zeigt das Zitat eine starke Internalisierung beruflicher Mobilitätsanforderungen, das verzweigte Netzwerk an losen Kontakten dient gewissermaßen als Coping-Strategie, um an zahlreichen Standorten soziale Kontakte und Freundschaften aufbauen und sich so immer wieder neue Standorte aneignen zu können. Bereits in der Transnationalitätsforschung wurde ein solches weit verzweigtes Netzwerk loser Kontakte an unterschiedlichen Standorten als soziales Kapital betrachtet (vgl. Granovetter 1973; Ong 1999). Aber Petra beschreibt auch die Nachteile, die ein solches loses verzweigtes Netzwerk mit sich bringt:

„ich hab jetzt nen Auftrag, ich muss ziemlich viel in Deutschland rumreisen und das Tolle ist, ich hab überall ne Übernachtungsmöglichkeiten und kann meine Freunde mal wiedersehen. Man kennt also in fast jeder Stadt irgendjemanden, also dass ich, also totale Bereicherung, aber leider sind meine besten Freunde nicht in Frankfurt und das ist natürlich schade. Ich hätte auch gerne mal jemanden, den ich mal, was weiß ich, wo ich mal einfach spontan fragen kann, wollen wir nicht nen Kaffee trinken.“

(Petra, 43 Jahre, selbständig, monolokal)

Auch bei einer weitgehend positiven Deutung oder einer unhinterfragten Internalisierung räumlicher Mobilitätsanforderungen bleibt der Lebensbereich des sozialen Netzwerks, das nach jedem Umzug neu konfiguriert werden muss, als Herausforderung bestehen. Nach jedem Umzug verlieren Orte und soziale Kontakte und Freundschaften an Wichtigkeit für die alltägliche Praxis und neue gewinnen an Wichtigkeit hinzu. Um die Freundschaften an bisherigen Standorten aufrechtzuerhalten, sind dann größere Bemühungen erforderlich, ebenso wie für den Aufbau neuer Kontakte am neuen Standort. In den Narrationen zu Freundschaften wird immer

wieder deutlich, dass die Intensität und emotionale Verbundenheit langjähriger Freundschaften nach Auffassung der Interviewten in neuen Freundschaften nicht mehr erreicht werden kann. Zugleich sind neue Freundschaften mit dem Risiko verbunden, Gefühle und Persönliches zu offenbaren und zurückgewiesen zu werden, während bewährte Freundschaften als „safe space“ fungieren, um Gefühle und persönliche Sorgen teilen zu können (Cronin 2014: 76). Die von Kels (2008) beschriebenen Ungewissheiten für Projektarbeitende zeigen sich also auch bei befristet beschäftigten Häufigumziehenden, die in einer neuen Stadt auch „*immer wieder von Null anfangen müssen*“ (Sebastian).

5.5 Ankerpunkte und Strategien der Aneignung in temporären Erwerbs- und Mobilitätsarrangements

Als Folge flexibilisierter Arbeitsmärkte und -organisation und damit verbunden höherer Mobilitäts- und Flexibilitätsanforderungen wird eine Abnahme raumbezogener Identitäten und ein Bedeutungsverlust enger Bindungen zu Orten vermutet (vgl. Sennett 2000; Kaufmann 2002: 12; Boltanski/Chiapello 2003; Schroer 2006: 115; Bröckling 2007; Koch 2008; Duyvendak 2011: 9; Richter 2013: 20). Dennoch werden *places* auf unterschiedlichen Skalen als Ankerpunkte in einer mobilisierten Gesellschaft gesehen, die Vertrautheit bieten und an die immer wieder zurückgekehrt wird (vgl. Vonderau 2003; Hasse 2012; Arp Fallov et al. 2013; Plöger 2016), auch wenn wie die Transnationalitäts- und Multilokalitätsforschung zeigt, die Ortsbezüge mobilisierter Gruppen zunehmend multipler und komplexer werden. Vor diesem Hintergrund gehe ich im folgenden Kapitel der Frage nach, welche Bedeutung *Home* unter der berufsbedingt zeitlich begrenzten Perspektive hat (siehe Kap. 5.5.1) und wie der Arbeitsort unter den Bedingungen eines temporären Aufenthalts angeeignet wird (siehe Kap. 5.5.2).

5.5.1 „Mein Zuhause, wenn ich in Frankfurt bin“ – Bedeutung von Home in temporären Erwerbs- und Mobilitätsarrangements

In allen Interviews wurde das Thema Zuhause und was es für die von mir Interviewten bedeutet, angesprochen. Aus den entsprechenden Erzählsequenzen können zwei wesentliche Bedeutungen herausgearbeitet werden: ein Gefühl des Zuhause-seins, und die Bezeichnung eines physischen Ortes als Zuhause. Beide Bedeutungen können allerdings eng miteinander verknüpft sein, denn wenn sich die Interviewpartner*innen an einem Ort zuhause fühlen, bezeichnen sie diesen Ort in der Regel auch als Zuhause. Der Begriff enthält also sowohl einen emotionalen als auch einen physisch-räumlichen Aspekt, wobei die Betonung in der Literatur zu *Home* eher auf der emotionalen Bedeutung liegt, die allerdings zum Teil mit einem oder

mehreren physischen Orten in Verbindung steht (vgl. Easthope 2004; Mallett 2004; Duyvendak 2011; Arp Fallov et al. 2013). Die Deutung der von mir Interviewten spiegelt sich also in der Literatur zu *Home* wider. In der Literatur zu Wohnen wird dagegen stärker der physisch-materielle Aspekt der Wohnung in den Vordergrund gerückt (vgl. Flade 1993; Häußermann/Siebel 2000; Spiegel 2001; Weichhart 2009; Hasse 2012; Weichhart/Rumpolt 2015). Um die Assoziation von Zuhause mit der Wohnung zu vermeiden, können nach Arp Fallov, Jørgensen und Knudsen (2013: 477) drei Typen von *Homes* unterschieden werden: *Home* als Ort, *Home* als Idee, sich zuhause zu fühlen und *Homemaking*, also intendiert das Gefühl des Sich-Zuhause-fühlens herzustellen (vgl. Winther 2006 zitiert nach Arp Fallov et al. 2013: 477). Die wiederkehrende Aussage der Interviewten, zuhause sei dort, wo sie sich zuhause fühlen, zeigt allerdings auch das Bewusstsein um die emotionale Dimension des Begriffs, die allerdings immer wieder auf physische Orte bezogen wird. Zentraler Bestandteil des Begriffs Zuhause sind Kontinuität, Stabilität und Vertrautheit (vgl. Gillon 2017: 4). Dies wird sowohl auf die Wohnungen oder andere vertraute Orte auf unterschiedlichen Maßstabsebenen als auch auf Dinge, soziale Beziehungen oder eine bestimmte Berufscommunity bezogen.

Für die meisten der von mir Interviewten ist es daher möglich, mehrere Zuhause zu haben, das heißt sich an mehreren sozialen und physischen Orten zuhause zu fühlen und/oder mehrere soziale und physische Räume als Zuhause zu bezeichnen. Wenn die Interviewten von mehreren Zuhause sprechen, wird dies meist auf physische Orte bezogen. Diese ‚Zuhause‘ werden von den Interviewten meist unterschiedlichen Kategorien zugeordnet. Mehrere der von mir Interviewten sprechen von einem „richtigen Zuhause“, das sich meist bei multilokal Lebenden am ‚eigentlichen‘ Wohnort befindet. Die Wohnung in Frankfurt ist bei den multilokal Lebenden „mein Zuhause, wenn ich in Frankfurt bin“, „aber mein wirkliches Zuhause ist [der ‚eigentliche‘ Wohnort]“ (Oliver). Der Unterschied zwischen dem „Zuhause in Frankfurt“ und dem „wirklichen Zuhause“ ist, dass das Zuhause in Frankfurt lediglich funktional angeeignet wird, während das „wirkliche Zuhause“ auch emotional angeeignet wird. Beispielsweise zeigt das folgende Zitat von Felix, der mit seiner Partnerin am ‚eigentlichen‘ Wohnort lebt und freiberuflich ein Projekt in Frankfurt bearbeitet, dass er sich in seiner Projektwohnung zwar zuhause fühlt, dass diese Wohnung aber nicht sein „richtiges Zuhause“ ist.

„Also die ist schon so gemütlich, dass, wenn man von der Arbeit kommt, dass man schon sagen kann, man geht nach Hause, also in ein Zuhause, aber das richtige Zuhause ist trotzdem [am ‚eigentlichen‘ Wohnort].“

(Felix, 31 Jahre, freiberuflich, multilokal)

Eine Ausnahme stellt Unternehmensberater Max dar, der den Begriff „Zuhause“ nur für den ‚eigentlichen‘ Wohnort, nicht für die jeweiligen Projektstandorte nutzt:

„Also für mich ist auch, ich unterscheide das auch immer, das eine ist quasi meine Wohnung irgendwo und das andere ist mein Zuhause. Zuhause ist [am ‚eigentlichen‘ Wohnort], das andere ist was anderes.“

(Max, 35 Jahre, freiberuflich, multilokal)

Die Wohnung am Arbeitsstandort wird also zur Abgrenzung zum ‚eigentlichen‘ Zuhause auf ihre Container-Funktion als Übernachtungsgelegenheit und Aufbewahrungsort für benötigte Dinge reduziert, während das Zuhause vielfältige emotionale und soziale Bedeutungen und Funktionen erfüllt, die am Arbeitsort während eines temporären Projektaufenthaltes nicht zu realisieren sind:

„das [Zuhause] ist wirklich n Ort für mich, ja, wie kann man, das sind so mehr, das ist natürlich einmal so ne Art Rückzugsort, wo man wirklich seine Ruhe hat, wo man auch n bisschen Kraft und Energie tanken kann. Was ich damit verbinde ist eben auch, dass da Freunde, Familie, Partner und alles dann da ist, das verbinde ich mit Zuhause. Also damit kann man sich ja auch indirekt definieren, was Zuhause für einen ist. Zuhause ist für mich auch einfach, dass ich so lebe dort, wie ich leben möchte. weil es dort wirklich genauso, wenn ich in ner anderen Stadt bin, dann versuche ich bestmöglich so zu leben, wie ich möchte. Aber mit dem Wissen, dass das nicht zu 100 Prozent geht. Und das macht eben für mich auch so nen Unterschied aus.“

(Max, 35 Jahre, freiberuflich, multilokal)

Der ‚eigentliche‘ Wohnort erfüllt für ihn die Funktion des Zuhauses so umfangreich, dass er am Arbeitsort kein „zweites Zuhause“ benötigt:

„für mich ist es immer so, wenn ich am, hab ich immer schon [am vorherigen Projektstandort] oder auch jetzt in Frankfurt gemerkt, es kann sein, dass ich am Freitag, wenn dann so die Woche rum ist, ist man erstmal so teilweise richtig k.o., weil auch die Anspannung der Woche von einem abfällt, weil man ja auch manchmal n bisschen mehr zu tun hat. Dann bin ich manchmal richtig k.o. Das Spannende ist, wenn ich mich dann in den Zug setze oder auch früher in den Flieger gesetzt hab, war ich auch noch richtig k.o. Sobald ich dann wieder hier zu Hause war, war ich wieder richtig wieder topfit gewesen. Weil das einem wirklich Kraft auch wieder gibt. Also man fühlt sich einfach wohl, man weiß, hier ist so n bisschen heile Welt dann auch in dem Moment. Das macht wahnsinnig viel dann aus.“

(Max, 35 Jahre, freiberuflich, multilokal)

Solche Kategorisierungen sind meist bei multilokal Lebenden zu finden, die ihren ‚eigentlichen‘ Wohnort oder ihr ‚richtiges‘ Zuhause stets beibehalten, während die temporären Arbeitsorte in ihrem Arrangement wechseln. Das ‚richtige‘ Zuhause bleibt in diesen Arrangements der relevante Bezugsort mit den emotionalen und sozialen Bedeutungen und Funktionen eines Zuhauses, während die temporären Arbeitsorte aus funktionalen Gründen hinzugenommen werden und auf ihre funktionale Bedeutung als Übernachtungsgelegenheit und Aufbewahrungsort reduziert bleiben.

Die Wohnung am Arbeitsort stellt einen Rückzugs- und Entspannungsort am Arbeitsort, der sehr stark durch die Arbeit geprägt ist, dar. Das folgende Zitat stammt von Victoria, die für eine

befristete Referendariatsstelle vom Ort, an dem sie studiert hat, nach Frankfurt gezogen ist. Sie lebt in Frankfurt in einer Wohngemeinschaft und vermietet ihr WG-Zimmer am Studienort zeitweise an einen Bekannten unter, der sich allerdings kaum dort aufhält, sodass sie zu bestimmten Anlässen wie Feiern oder langen Wochenenden diese Wohnung immer noch nutzen kann. Obwohl die Wohnung am Studienort als Wohngemeinschaft genutzt wird, hat Victoria, die dort mit ihrem Partner und einem Mitbewohner gelebt hat, diese Wohnung stark nach ihren Vorstellungen gestalten können. Diese Wohnung steht in starkem Kontrast zu dem möblierten WG-Zimmer in Frankfurt, das kaum ihren ästhetischen Vorstellungen entspricht. In dem folgenden Zitat wird deutlich, dass sie das WG-Zimmer und die Wohnung dennoch als Zuhause ansieht, da sie sich diese Wohnung funktional und emotional angeeignet hat und über das Störende hinwegsehen kann, da es für sie wichtiger ist, am Arbeitsort einen Ort zu haben, an dem sie sich sozial und emotional wohlfühlen kann.

„Also ich hab immer, wenn Sachen sehr anstrengend werden oder der Tag oder irgendwie was, dann hab ich immer so Sehnsucht nach so nem Ort der Ruhe, wo man sich einfach so fallenlassen kann, das [ist] meistens das Bett [lacht], aber das Bett und noch so die paar Bücher drumherum und so n Raum, in dem [eine] ganz bestimmte Atmosphäre is, die das so befördert und das is, es muss sehr hell sein, es muss sehr viel Himmel da sein und genau das hab ich. Also diese Wohnung erfüllt genau diesen Wunsch, diese Sehnsucht, also so. Denn, wenn ich hierher komme, weiß ich, hier kann ich mich, wenn ich Zeit hab, einfach fallenlassen, also das geht schon sehr gut. Und mit allen ihren Ecken und Kanten wird sie einem dann irgendwie auch sehr vertraut, es is keine Wohnung, die ich jetzt selber, also die sieht halt auch ganz anders aus als meine eigene, am Anfang hab ich doch sehr bestimmte Sachen vermisst, wie irgendwie meine Küche und meine Töpfe [Pause], also so mein, ja alles, was ich mir schon so aufgebaut hab, ich hatte schon irgendwie [am ‚eigentlichen‘ Wohnstandort] hab ich schon so n sehr [Pause], weiß nich, ich hab halt so ne richtige Küche mit so ganz tollen Töpfen, die ich ganz super finde und die irgendwie alle so zusammenpassen und so, dieses Stückwerk wie's hier is, genau auf sowas hatt ich lange Zeit überhaupt keine Lust mehr, weil ich lange so gewohnt habe und ich hatte irgendwie so n Wunsch nach so ner gewissen Einheitlichkeit und Ästhetik und so und das is jetzt hier überhaupt nich, aber irgendwie, auch in meinem Zimmer gibt es so viele Sachen, so Einzelteile, die find ich auch alle überhaupt nich schön, also würd ich nie, aber das is irgendwie nich so relevant, weil das is einfach wichtiger irgendwo zu sein, wo man sich wohlfühlt. Und es is einerseits das Zimmer und als auch das Miteinander, das soziale Verhältnis zu dem, mit dem man zusammenwohnt. Und da fühl ich mich hier sehr aufgehoben.“

(Victoria, 30 Jahre, befristet, monolokal)

Dies ist typisch für die multilokal Lebenden: Am ‚eigentlichen‘ Wohnort besteht in der Regel ein viel größerer Gestaltungsspielraum – und auch -anspruch – hinsichtlich der Wohnung. Zugleich ist der ‚eigentliche‘ Wohnort mit relevanten sozialen Beziehungen, insbesondere Familie und Partnerschaft, aber auch Freundschaften verbunden. Die Wohnung am Arbeitsort wird dagegen pragmatisch gestaltet; von Bedeutung ist meist, dass sie als Rückzugs- und Entspannungsort am Arbeitsort empfunden werden kann sowie die basalen Funktionen erfüllt werden. In der Erzählung von Victoria wird aber ebenso deutlich, dass sie dennoch „mit allen

Ecken und Kanten“ als vertraut empfunden werden kann und so auch emotional angeeignet wird. Daher wird es als vertrauter Ort, an dem die von mir Interviewten sich am fremden Ort wohlfühlen können, konzipiert. Dies gilt für die multilokal Lebenden im Sample in besonderer Weise. Das Zuhause in Frankfurt ist eine Wohnung, die den multilokal lebenden Interviewten für die Zeit ihres beruflichen Aufenthaltes in Frankfurt ein Zuhause bietet, einen Rückzugsort, an dem sie sich unter der Woche nach der Arbeit wohlfühlen können. Damit dient das „Zuhause in Frankfurt“ ganz funktional dazu, die Arbeit in Frankfurt zu ermöglichen und basale Bedürfnisse zu befriedigen. Es stellt aber auch einen Ort dar, der eindeutig von der Arbeit abgegrenzt wird: *„für mich is Zuhause da, wo ich ankomme und mich Zuhause fühle und wohlfühle. Also da, wo ich quasi meine Schuhe ausziehe und mich, ja, so geben kann, wie ich tatsächlich bin.“* (Oliver). Zuhause ist damit auch ein Ort, der in Abgrenzung zur Arbeit steht, wo man sich nicht so geben kann, wie man tatsächlich ist. Für Felix bedeutet Zuhause auch, *„nicht an die Arbeit denken“*, also eine Trennung von Arbeits- und Privatleben, bei der die Arbeit nicht in den privaten Bereich, das Zuhause reicht. Damit ist das Zuhause in Frankfurt nicht nur ein vertrauter, sondern auch ein von der Arbeit freier Ort am Arbeitsort.

Zum anderen werden aber auch Orte weiterhin als Zuhause bezeichnet, obwohl die Interviewten nicht mehr dort leben. Zu diesen Orten besteht eine enge biografische Verbindung, wie zum Geburtsort, dem Ort der Kindheit, dem Ort, an dem die eigenen Kinder getauft wurden, oder auch dem Studienort, der für die Interviewten eine nicht zu unterschätzende Relevanz behält. Insbesondere die während des Studiums aufgebauten Freundschaften machen den Studienort zu einem Ort von hoher Relevanz in den Geografien der von mir Interviewten. Zudem ist es oft der erste Ort, an sie allein gelebt haben, wichtige Erfahrungen gemacht haben und ein entscheidender Teil ihrer Identitätsentwicklung stattgefunden hat (vgl. Pareja-Eastaway et al. 2010).

„[Der Studienort] is auf jeden Fall meine Heimat, weil ich auch durch das Studium natürlich auch einfach sehr lange da gewohnt habe schon, ich glaub, ich hab in keiner Stadt so lange gewohnt wie [dort] und damit verbinde ich auf jeden Fall Heimat, weil ich mich auch in überhaupt keiner anderen Stadt, also selbst in der Stadt meiner Eltern kenne ich mich nich so gut aus wie [dort], was Straßennamen angeht, was, wo irgendwas is, was man alles so kennt, mit Frankfurt verbinde ich eher so die neue Heimat, bisschen mehr Lifestyle einfach, weil [der Studienort] sehr klein is, das is das Problem.“

(Friederike, 29 Jahre, selbständig, multilokal)

Für diese Orte mit biografischer Bedeutung und insbesondere für den Herkunftsort wird häufig auch der Begriff Heimat genutzt (vgl. Nadler 2014). Auch Andreas bezeichnet den Ort, an dem er aufgewachsen ist, weiterhin als Heimat oder Zuhause, das Zuhause in Frankfurt ist für ihn aber das „zentrale Zuhause“ und wird als „Zentrum“ des Lebens bezeichnet, obwohl es lediglich das „zweite Zuhause“ ist:

„Und dann ist für mich das zweite Zuhause immer das, wo ich gerade bin, und ich sach mal so, in nem Abnabelungsprozess von der alten Heimat ist für mich das auch das wirklich zentrale Zuhause, das, wo ich sag, also das ist jetzt mein Zentrum, das ist das wichtigere. Auch wenn ich mich dann jetzt in Teilen da nicht komplett wohlfühle, jetzt wenn ich sage, die Wohnung ist nicht so toll oder in der Arbeit ist es grad [...] schlimm, aber die, im Prinzip ist das das Zuhause.“

(Andreas, 36 Jahre, befristet, monolokal)

Der Herkunftsort bleibt also als emotionaler Bezugspunkt immer erhalten, während der gegenwärtige Wohnort vom Standort der Arbeit abhängt und für eine begrenzte Zeit zum „zweiten Zuhause“, zum „Zentrum“ des Lebens wird, aber nach einer Zeit wieder aufgegeben wird und nicht zu einem emotionalen Bezugspunkt wird.

Zuhause ist daher entweder ein aktueller Bezugspunkt des Lebens oder ein Ort, der in den Geografien der Interviewten bestehen bleibt und das Subjekt immer wieder zurückzieht oder zu dem ein emotionaler Bezug bestehen bleibt, auch wenn der Ort nicht mehr oder nur noch selten aufgesucht wird, wie Sebastian beschreibt:

„Zuhause bedeutet, nen Ort zu haben, wo man sich so wohlfühlt und der der Ort ist, dass egal, wo man auf der Welt ist, man an diesen Ort zurückmöchte, weil, ja, das eben der Ort ist, an dem man sich am wohlsten fühlt und wo man sich irgendwie so n bisschen hingezogen fühlt.“

(Sebastian, 28 Jahre, versetzt, monolokal)

Doch auch ein vorübergehender Wohnort oder eine temporäre Wohnung, ein Provisorium, kann durchaus ein Zuhause darstellen. In den Mobilitätsarrangements, in denen nur ein Wohnsitz zur Verfügung steht, kann eine Zuordnung der Wohnung in Frankfurt nicht als ‚richtiges Zuhause‘ wie bei den multilokal Lebenden, sondern als ‚provisorisches‘ Zuhause getroffen werden. In aus beruflichen Gründen begründeten multilokalen Wohn- und Mobilitätsarrangements scheint diese Zuordnung nahezuliegen. Allerdings ist sie im vorliegenden Sample genauso in monolokalen Arrangements zu finden. Thorsten beispielsweise wurde gemeinsam mit seiner Partnerin von einer Behörde nach Frankfurt versetzt und beide warteten auf die erneute Versetzung zurück an den vorherigen Wohnort. Währenddessen verstanden sie Frankfurt bzw. die Wohnung dort nur als „Zuhause auf Zeit“:

„Aber halt nur als Zuhause auf Zeit, ja? Also nur als, in dem Sinne als Zuhause auf Zeit, ja. Das war jetzt nicht die Heimat oder der Ort, wo wir hingehören. Also, das, wo ich hingehöre oder wir, das war nicht so. Das war uns schon bewusst.“

(Thorsten, 34 Jahre, versetzt, monolokal)

Während ihrer sechs Jahre in Frankfurt arbeiteten sie auf ihre Rückkehr an den vorherigen Wohnort hin und betrachteten diesen als „Ort, wo sie hingehören“, obwohl sie an diesem Ort keine weitere Wohnung hatten. Diese unterschiedlichen Kategorisierungen von Zuhause – ‚richtiges Zuhause‘, ‚wirkliches Zuhause‘, ‚ein Zuhause‘, ‚Zuhause in Frankfurt‘ oder als ‚Ort,

an den man zurück möchte', ‚Ort, an den man gehört‘ – zeigen die emotionale Bedeutung dieser Orte in den Geografien der Interviewten. *Home* wird also während des Berufsverlaufs und auch im Zuge steigender beruflicher Mobilitätsanforderungen ständig an verschiedenen Orten neu erfunden und verbindet so Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft (vgl. Cieraad 2010: 99).

Unter den Bedingungen des temporären Aufenthalts wird Zuhause häufig als Bezugspunkt, als vertraute Insel an einem sonst fremden Ort, dem Arbeitsort, konzipiert. Zuhause ist dann mit dem Wohlfühlen und dem Kennen eines Ortes verbunden, wie das folgende Zitat von Luise veranschaulicht:

„Zuhause ist für mich eigentlich, [Pause] ankommen, reinkommen, seine, also, alle Viere gerade sein lassen und aber auch wissen, also wo was seinen Platz hat, das ist, glaub ich, damit verbind ich auch mein Zuhause, also dass ich weiß, ich komm da rein und wenn ich irgendwas brauche, dann weiß ich, dass ist da und da. Also ist jetzt ganz objektiv, glaub ich, bewertet, aber [wie] gesagt, aber das sind so die entscheidenden Dinge, wo ich sage, dass ist, also mein Zuhause ist nicht an den Ort gebunden.“

(Luise, 29 Jahre, versetzt, monolokal)

Der letzte Satz der Sequenz bezieht sich darauf, dass Luise auch ein Hotelzimmer als Zuhause bezeichnet, da sie ihr die genannten Container-Funktionen – Privatheit und Aufbewahrungsort für Dinge – ebenfalls bieten. Zuhause kann daher auch ein kleiner, vertrauter Ort – eine Wohnung, ein Zimmer – an einem Ort sein, der ansonsten fremd ist oder den die Interviewten nicht besonders gut kennen und auch nicht als Zuhause bezeichnen würden. An jedem Ort, in jeder Stadt werden solche „Bezugspunkte“ benötigt (Stefan), dies kann die Wohnung sein, aber es können ebenso soziale Kontakte sein oder auch Orte, die Kontinuität widerspiegeln, beispielsweise, da sie an einen anderen Ort erinnern oder bestimmte Ortscharakteristika, die an allen Lebensorten wiederkehren. Stefan beschreibt, dass es in jeder Stadt, in der er gelebt hat, an dem jeweiligen Stadtgewässer, in Frankfurt der Main, joggen geht und diese Gewässer wichtige „Bezugspunkte“ für ihn darstellen. Diese Bezugspunkte stellen eine Verbindung zwischen den unterschiedlichen Lebensorten dar und stehen wiederum für Kontinuität und Vertrautheit in der Mobilität. Diese Vertrautheit kann auch durch die Wohnsituation auf unterschiedliche Weise hergestellt werden. Christian bewohnt in Frankfurt beispielsweise die vertraute Wohnung eines Freundes (siehe Kap. 5.3.3); Victoria wählt immer ähnlich außergewöhnliche Wohnsituationen. Bereits nach dem Auszug wohnte sie „auch sehr, sehr schräg“ und sagt, „diese Wohnsituation [dort] hat, wenn man die kennt, versteht man auch, warum ich jetzt hier [in Frankfurt] wohne, also genau in dieser Wohnung“. Ihren gegenwärtigen Mitbewohner beschreibt sie als „krass“, „verrückt“, „schroff“ und „so, so, so strange“, dass sie sich sofort wohlfühlt. Victoria beschreibt ihre bisherigen Mitbewohner*innen als „gesellschaftliche Randexistenzen“. Dies sind meist Personen, die deutlich älter sind als sie selbst und einen von ihr als alternativ beschriebenen Le-

bensstil pflegen. Als kontinuierlicher Bestandteil der Wohnsituationen kann eine Abgrenzung von der Norm und eine „*Gedankenwelt, die hab ich überall wiedergefunden*“ angesehen werden. Die Kontinuität stellt sie dadurch her, dass

„weil ich diese Art von Charakter sehr gut kenne und auch immer bei genauso Leuten schon gewohnt habe, also dass diese Wohnung hat mich so sehr an die anderen WGs erinnert, wo ich zur Untermiete gewohnt hab [...]. Und hatt mich dann unglaublich gefreut als ich die dann auch bekommen habe.“

(Victoria, 30 Jahre, befristet, monolokal)

Da die Wohnsituation bereits beim Einzug bekannt und vertraut erscheint, kann die Wohnung schneller als Zuhause angeeignet werden und als Basis der funktionalen und emotionalen Aneignung der unbekanntesten Stadt fungieren.

Zuhause ist vor diesem Hintergrund eine soziale Praxis, das *Homemaking*, um Vertrautheit und einen emotionalen Bezugspunkt am Arbeitsstandort bewusst herzustellen (vgl. Arp Fallov et al. 2013). Praktiken des *Homemakings* werden besonders von Subjekten mit Mobilitätserfahrungen beschrieben, da sie aufgrund früherer Mobilitätserfahrungen meist wissen, wie sie Gefühle des Zuhause-Seins, der Vertrautheit und Kontinuität herstellen können.

Bei den Interviewten richten sich Praktiken des *Homemakings* insbesondere auf den Arbeitsort und die Gestaltung der Wohnung am Arbeitsort. Dazu sind allerdings gewisse Gestaltungsspielräume notwendig, die in temporären Wohnungen zum Teil nicht bestehen. Zudem scheuen einige Interviewte davor zurück, die am Arbeitsort gemietete Wohnung zu sehr zu verändern, da der irgendwann kommende Auszug immer bewusst bleibt (siehe Kap. 5.3.3). Zum anderen ist die Vermeidung der Gestaltung der Wohnung und des *Homemakings* auch mit der Intention verbunden, weiterhin mobil bleiben zu können und eine emotionale Aneignung des Standortes zu vermeiden (vgl. Ducki 2003), wie Gudrun im folgenden Zitat beschreibt.

„ich hab mir nie, glaub ich, so n Zuhause geschaffen eigentlich, ne? Wie wenn ich mal zu Onkels und Tanten komm, da is es einfach gemütlich, das is eingerichtet, die ham irgendwie n Garten, der is toll, weil der seit 20 Jahren gehegt und gepflegt wird, das schaff ich nich, ich bin einfach alle paar Jahre woanders, das schaff ich nich und ich schaff mir im Prinzip kein teures oder gewichtiges Mobiliar an, weil ich irgendwie weiß, ich zieh alle paar Jahre um, [...], aber ich hab keine massiven Schränke zum Beispiel, ich hab halt meistens nur Regale. So. [Pause] n Tisch, den ich aus Birken und ner Tischplatte zusammen bau, also solche Sachen, also es is alles so, sach ich mal, noch eher so, ja, wie in so ner Studentenbude, wobei sich, sach ich ma, mein Studentendasein ja auch irgendwie erst, noch nich so lange beendet is [lacht].“

(Gudrun, 38 Jahre, befristet, monolokal)

Die multilokal Lebenden im Sample beschrieben die fehlenden Gestaltungsspielräume in der Arbeitswohnung als zentralen Unterschied zum ‚eigentlichen‘ Wohnort und relevantes Hindernis, um sie als gleichwertiges Zuhause zu betrachten, was allerdings meist gar nicht gewünscht

wird. Dies hat zum Teil damit zu tun, dass das ‚richtige Zuhause‘ ein freistehendes Einfamilienhaus ist oder zumindest keine möblierte Wohnung, wie die folgenden Zitate verdeutlichen:

„Tja, und, nee, zum richtigen, zu nem richtigen Zuhause... Wissen Sie, wenn ich [am ‚eigentlichen‘ Wohnort] meine, das selber gestalten kann, ne, so mein, das Haus und den Garten, dann hat das noch ne andere Qualität. So, da kann ich tatsächlich mit meinen Händen was verändern und hab den Freiraum.“

(Robert, 38 Jahre, unbefristet, multilokal)

„die [Wohnung am ‚eigentlichen‘ Wohnort] ist halt auch so eingerichtet, wie man das selber haben wollte. Also da konnte man sich die Möbel dann natürlich selber aussuchen und musste nicht das nehmen, was schon da war.“

(Felix, 31 Jahre, freiberuflich, multilokal)

„Wohingegen ich meine Wohnung [am ‚eigentlichen‘ Wohnort], die ich auch wirklich lange gesucht hab und die mein Zuhause is, wo ich auch definitiv weiß, dass ich wieder hinkomme, wo ich, da hab ich viel Zeit investiert, das is mit n Teil dessen, was hier nach Feierabend mach, jetzt im Winter⁶³, wo man nich viel draußen machen kann, is mich weiter nach Möbeln umzugucken oder mich, mir neue Vorhänge für mein Zuhause [am ‚eigentlichen‘ Wohnort] auszusuchen, also ich bin dann da eher am steuern, dass ich mir da es mir nett mache.“

(Christian, 31 Jahre, entsendet, multilokal)

Mit der Gestaltung sind also Veränderungen in der Wohnung und ihre eigenständige Möblierung gemeint, damit die Wohnung die eigene Identität und den subjektiven Geschmack repräsentiert. Einige Interviewte grenzen sich sehr stark von der Wohnung am Arbeitsort ab, da sie nicht die eigene Identität und den subjektiven Geschmack repräsentiert. Das folgende Zitat von Victoria, die wie bereits beschrieben wurde die Wohnung in Frankfurt ästhetisch ablehnt, verdeutlicht dies:

„Also hier lad ich zum Beispiel keine Leute hin ein, weil es is nich meins, also es is... das is halt die Wohnung eines anderen und in die andere Wohnung [am ‚eigentlichen‘ Wohnort] lad ich total gerne Leute ein, weil ich da ‚Ja, schaut, das is so, kommt so in meine Welt‘. ja, wenn man das so beschreibt, also Wohnung als die Erweiterung des eigenen Ichs, is es das hier nich, also das is, merk ich auch daran, dass ich dann immer betonen möchte, wenn jemand zu Besuch is, so ‚Ja, gut, der Teppich, der is hier schon und das sind ja auch nich meine Möbel‘, weil ich würd nie solche Möbel haben wollen, also und sozusagen, um zu zeigen. Ich hab immer so das Bedürfnis das dann auch so zu trennen und zu zeigen, nein, also das entspricht überhaupt nich mir.“

(Victoria, 30 Jahre, befristet, monolokal)

Zavisca (2013: 165ff) zeigt für junge Russ*innen, die mit der erweiterten Familie zusammenwohnen und über keinen eigenen Raum verfügen, dass es wenig identitätsstiftend und frustrierend ist, keine eigenen Gestaltungsmöglichkeiten hinsichtlich des Mobiliars und der Dekorati-

⁶³ Interessanterweise beschrieben mehrere Interviewpartner, dass es im Winter besonders schwierig ist, soziale Kontakte am Arbeitsort zu knüpfen und Aktivitäten zu unternehmen. Es ist wenig attraktiv, „im Dunkeln irgendwie durch die Stadt zu laufen“ und auch soziale Aktivitäten werden im Winter weniger forciert (Wolfgang).

on der Wohnung zu haben. Bezogen auf die Wohnung wurden als relevante Aspekte, um sie als Zuhause zu betrachten, des Weiteren eine gute Ausstattung, Sauberkeit und ausreichend Privatsphäre genannt.

Daneben ist das Zuhause mit den Dingen verbunden, die dort aufbewahrt werden und die eigene Identität repräsentieren: Dies sind insbesondere Gegenstände, die den subjektiven Geschmack und damit die Identität repräsentieren wie Bücher und Musik. Obwohl gerade diese Gegenstände digital substituiert werden können und ohne großen Aufwand transportierbar wären, behalten sie als materielle Gegenstände ihre Bedeutung, da sie die Identität und den subjektiven Geschmack materiell darstellen (vgl. Bourdieu 1982). Solche Objekte sind daher eng mit den Praktiken des *Homemaking* verknüpft (vgl. Cieraad 2010: 96), wie die beiden folgenden Zitate verdeutlichen:

„Das ist dann so Zuhause, wo ich mich dann wohlfühle, wo ich meine Sachen hab, meine Musik und meine Bücher und, genau, im Prinzip ist es einfach nur wichtig, dass ich mich da wohlfühle und meine Sachen, also was heißt meine Sachen, aber wenn ich irgendwas habe, was ich, woran ich halt hänge, so wie meine Bücher und meine Musik und dann halt auch wirklich die Tür zumachen kann und abschalten kann und mich um mich selber kümmern kann.“

(Lucy, 30 Jahre, befristet, multilokal)

„Ich hab auch so viele [von] meine[n] Dingen in, you know, der Keller von meinem Vater in den USA. Ich hab seit sieben Jahren nix gesehen und, es wäre auch toll, wenn ich könnte, you know, alle meine Bücher, music here bringen und, ja, an eine Stelle haben, you know. So dann wär, denke ich, dann wär richtig, you know, richtig Zuhause, aber ja, aber es is mehr und mehr so. Also, [als] ich hab angefangen zu studieren in der Schweiz, war ich in einer WG mit zwei andere Leute und, you know, hab nur ein kleine Raum und, ja, das war nich so ganz schön, you know. Und diese Wohnung hier is, ja, jetzt ein bisschen mehr mich, you know, ich könnte sagen, ja, dies sind meine plants here, dies sind meine Bücher, ich könnte alles finden und so, das geht gut, das is gut für mich. ja, aber ich würde sagen, ja, wenn wir endlich ein anderes Wohnung kaufen, könnte, das wär ein bisschen mehr diese Gefühl, das, you know, es is richtig etwas, das gehört zu mir, so.“

(Clara, 31 Jahre, befristet, monolokal)⁶⁴

Beide Zitate zeigen sehr deutlich, dass subjektiv bedeutsame Gegenstände wie Bücher, Musik, Pflanzen und die oben von Victoria beschriebene Küchenausstattung ein zentraler Aspekt sind, der das Selbst repräsentiert. Das Fehlen dieser Dinge oder das sie sich am anderen Ort befin-

⁶⁴ In diesem Zitat wird ein weiterer Aspekt deutlich: Hinsichtlich der Bedeutung von Zuhause bestehen kulturelle Unterschiede (vgl. Blunt/Dowling 2006; Cieraad 2010: 88). Bei den beiden aus dem Ausland zugezogenen Interviewten Philippe (Frankreich) und Clara (Schweiz-USA) steht Zuhause in Verbindung zum Besitz von Wohneigentum. Ein „richtiges Zuhause“ ist keine Mietwohnung, sondern eine Eigentumswohnung, da sie eine höhere Sicherheit bietet (Clara). Bei den deutschen Interviewten wurde der Vorteil von Wohneigentum lediglich in der Gestaltungsmacht über das Haus gesehen, dass bei Mietwohnungen so nicht besteht. Der Begriff des Zuhauses wurde jedoch nicht in diesen Zusammenhang gestellt. Das steht sicherlich auch in Zusammenhang mit unterschiedlichen nationalen Wohnungsmarktpolitiken, bei denen die Position der Mietenden in unterschiedlichem Maße geschützt wird. So weist Deutschland im Vergleich zu anderen Ländern einen starken Mieterschutz und eine geringe Eigentumsquote auf.

den, verhindert, dass die Wohnung am Arbeitsort als Zuhause empfunden werden kann. Dagegen machen an allen Orten wiederkehrende subjektiv bedeutungsvolle Dinge auch eine als mangelhaft empfundene Wohnung zum Zuhause:

„Also bei allen Makeln und Mängeln, die die hat, ja. Aber ich sag mal so, es is ja doch mein ganzer Krempel drin und [lacht] und des, ich muss auch sagen, ich hab auch so n paar Sachen, die ich immer wieder aufhänge und die machen's dann auch wieder wohnlich. Das sind so n paar Sachen, irgendwie hat mir mein Bruder vor zehn Jahren mal so ne physische Deutschlandkarte gekauft, die hing [am Studienort] schon, die is [am vorherigen Wohnort] aufgehängt worden und die hängt hier halt auch wieder, gut, is natürlich auch [berufsrelevant], wenn man sich Karten aufhängt, aber es gibt so n paar Sachen, die halt immer wiederkehren, und wo ich dann auch sag, ok, das is jetzt schon n bisschen dein Ding. Mal von den abgenutzten IKEA-Möbeln abgesehen, dieses ich bin da irgendwie, das is meine Wohnung, das Gefühl hab ich schon, ja.“

(Andreas, 36 Jahre, befristet, monolokal)

Cieraad (2010: 90, 94) betont die Rolle von Gegenständen als Erinnerungsobjekte und spricht daher sowohl von „mental“ als auch von „material homemaking“. Friederike nimmt „*Lieblingsdinge*“ mit an einen neuen Ort und in eine neue Wohnung, um sich die Wohnung als Zuhause anzueignen. Für Philippe dagegen reicht es aus, zu wissen, dass seine subjektiv bedeutsamen Gegenstände im Haus seiner Eltern bei Besuchen zur Verfügung stehen: „*ich gehe manchmal zurück zu meinen Eltern, natürlich. Also das ist immer eine Freude, meine, ja, also mein persönliches Zimmer zurückzufinden. Weil dadurch ja meine eigenen Möbel, mein eigenes Bett, meine Souvenirs*“. Nach Frankfurt hat er lediglich einige wenige Fotos und „*Souvenirs*“ mitgebracht, die ihm aber ausreichen, um sich in seiner Wohnung dort zuhause zu fühlen. Fotos und „*Souvenirs*“ stellen Erinnerungen an Familie, soziale Kontakte, Freundschaften, Reisen, Orte und besondere Ereignisse dar; sie stehen für die Beziehungen und Erfahrungen, die eine Bedeutung im Leben der Interviewten haben. Ein entscheidender Aspekt des Wohlbefindens oder des Gefühls, zuhause zu sein, ist die Verfügbarkeit und Zugänglichkeit dieser subjektiv bedeutsamen Gegenstände. Insbesondere in den beschriebenen ungewöhnlichen Wohnarrangements sind die subjektiv relevanten Dinge so über beide Orte verteilt (siehe Kap. 5.3.2), dass die Zugänglichkeit sowohl des subjektiv relevanten Ortes an sich als auch der darin enthaltenen Gegenstände nur zu bestimmten Zeiträumen gewährleistet ist (beispielsweise weil das Zimmer untervermietet wird). Die emotionale Funktion des *Home* wird dadurch eingeschränkt und diese Arrangements werden von den betroffenen Interviewten meist als belastend empfunden. Kann für den Arbeitsort kein emotionaler Bezugspunkt geschaffen werden, wirkt sich dies stark auf das Wohlbefinden hier aus.

Bei den Personen, die nicht in Frankfurt bleiben wollen und den dringenden Wunsch haben, an einen anderen, eigentlich gewünschten Ort zurückzukehren, finden soziale Praktiken des symbolischen Nicht-Bleiben-Wollens statt. Die Wohnsituation wird – selbst wenn sich die Bleibe-

dauer verstetigt – als temporäre Situation angesehen und es werden deutliche Symbole für den eigentlichen Wunschort angebracht. Dies können ein „*Wandtattoo*“ des Wunschortes (Paul) oder eine Karte mit dem U- und S-Bahnnetz des Wunschortes sein. Diese stellen ein „*klares Statement*“ für den eigentlichen Wunschort dar (Luise). Gegenstände spielen hier eine große Rolle, um den eigentlichen Wunschort und die sichtbare Zugehörigkeit zu ihm am ‚falschen‘ Ort zu symbolisieren. Obwohl sie also für einen anderen Ort und die temporäre Perspektive des Aufenthalts stehen, tragen sie zum *Homemaking* in der Wohnung am ungeliebten Ort bei: Luise betrachtet die Wohnung am ungeliebten Arbeitsort Frankfurt als „*unser Zuhause*“, weil sie und ihr Partner in der Wohnung „*volle Gestaltungsfreiheit*“ hatten.

Neben der Gestaltung der Wohnung und den dort aufbewahrten Dingen können auch Hobbies und Aktivitäten, die mit einem Ort verbunden sind, als Praktiken des *Homemakings* betrachtet werden. Von einigen monolokalen Interviewten wurden Vereinsaktivitäten bewusst als *Homemaking*-Praktiken eingesetzt. Im Umkehrschluss werden beispielsweise von Norbert Hobbies und Aktivitäten, die am Arbeitsort nicht ausgeübt werden können, als Hinderungsgrund beschrieben, um sich zuhause zu fühlen:

„Zuhause, ja, also Geborgenheit vor allen Dingen und Vertrautheit, Gemütlichkeit, dass aber trotzdem immer irgendwas los ist. Pfff. Ja, man kann eben vielmehr unternehmen als das hier, als [das] in ner WG oder wenn man unterwegs ist, der Fall ist. Ich bin zum Beispiel so n bisschen Heimwerker [lacht] und, da mach ich eben ganz gerne was, da hab ich meine kleine Werkstatt und da kann man eben auch, wenn man die Lust und Zeit dazu hat, also sich dahin mal verkrümmeln und was Schönes basteln, bauen, wie auch immer, wenn es ein kleines Regal ist oder so und, ja, so was eben. Und das ist hier an dem Arbeitsort da eben nicht möglich. Also das könnte man zum Beispiel abends auch noch, wenn man zu Hause wäre nach der Arbeit, könnte man dann eben auch noch machen, wenn's dann halt nur ne Stunde is. Aber so ne Hobbies, die ich eben habe, oder Angeln gehen ganz einfach, den kann man hier nur beschränkt oder eingeschränkt nachgehen.“

(Norbert, 44 Jahre, entsendet, multilokal)

Im Gegensatz dazu beschreibt Goldmacher (2008: 123) in ihrer autoethnografischen Studie, dass die Möglichkeit, Aktivitäten und Hobbies, die sie in Detroit ausgeübt hatte, auch in San Francisco ausüben zu können, ihr ein Gefühl der Kontinuität gab.

Die emotionale Aneignung der Wohnung als Zuhause hängt mit der Gestaltung der Wohnung, der Verfügbarkeit subjektiv bedeutsamer Dinge und den Wohnpraktiken, zusammengefasst dem *Homemaking*, zusammen. Das *Homemaking* stellt einen wichtigen Aspekt des Wohlbefindens am fremden Arbeitsort dar, insbesondere wenn die Wohnung am Arbeitsort als vertrauter Ort am als fremd empfundenen Arbeitsort betrachtet wird. Die materiell-physische und die emotionale Dimension des Zuhauses stehen in Praktiken des *Homemakings* in engem Zusammenhang. Zum Teil werden Praktiken des *Homemakings* aufgrund der zeitlich begrenzten Per-

spektive in Frankfurt und deren Rahmenbedingungen vermieden, beispielsweise wenn bestimmte subjektiv bedeutsame Dinge nicht an den Arbeitsort verlagert werden (können) oder Veränderungen der Wohnung und Mobiliars vermieden werden. Das Wohnen ist neben dem basalen Bedürfnis als Container für bestimmte reproduktive Aktivitäten ebenfalls eine bedeutende Dimension der Identität, nämlich als Ausdruck des Selbst, als Bereich der Kontinuität und als vertrauter Ort und Rückzugsbereich am Arbeitsort und im Mobilitätsarrangement.

In den vorangegangenen Abschnitten wurde auf die von den Interviewten besonders herausgestellte physisch-materielle Dimension des *Home* und ihre Verknüpfung mit der emotionalen Dimension eingegangen. Dies schließt die Wohnung(en) und andere Orte, die mit emotionaler Bedeutung aufgeladen sind, ein. Von einigen Interviewten wurde der Begriff Zuhause aber auch ohne expliziten Raumbezug thematisiert: Zum einen wurden relevante soziale Beziehungen als Dimension des Zuhauses thematisiert und zum anderen die Zugehörigkeit zu einer (beruflichen) Community.

Die Geografien der Freundschaften der von mir Interviewten und die Relevanz von Freundschaften und sozialen Kontakten wurden in Kapitel 7.4 bereits ausführlich dargestellt. Familie, Partnerschaft, Freundschaften und soziale Kontakte werden häufig als Dimension des Zuhauses angesprochen, eine Dimension, die am Arbeitsort zumeist fehlt, weshalb dieser oft nur als ‚zweites Zuhause‘ konzipiert wird. Diese relevanten sozialen Beziehungen werden zum Teil als an einen physischen Ort – den ‚eigentlichen‘ Wohnort oder vorherige Wohnorte – gebunden oder zum anderen Teil als ortsunabhängig thematisiert. Für Sabine, die als Wissenschaftlerin zwei Mal mit ihrem Partner umgezogen ist, ist Zuhause „*mein Partner*“. Eine gemeinsam gestaltete Wohnung repräsentiert die Partnerschaft und die Zusammengehörigkeit der Partner: Sie ist ein gemeinsames Zuhause, wie Sabine beschreibt.

„Einfach, dass wir unseren Bereich da haben und, ja, ich meine, da verbringen wir unsere meiste gemeinsame Zeit und das ist einfach unser Ort, ja.“

(Sabine, 28 Jahre, befristet, monolokal)

Wie in diesem Beispiel ist Zuhause nicht an einen bestimmten physischen Ort gebunden, sondern vielmehr ein beliebiger Ort, an dem relevante Andere – Familie, Partner*innen und Freund*innen – sind. Familie und Partnerschaft werden im Gegensatz zu Freundschaften meist nicht den beruflichen Mobilitätsanforderungen untergeordnet (vgl. Colic-Peisker 2010: 475f.). Während bei einer Aneinanderreihung unterschiedlicher Arbeitsorte die gemeinsame Wohnung mit der Familie oder dem*der Partner*in durch eine multilokale Lebensführung aufrechterhalten wird oder die Partner*innen gemeinsam umziehen, müssen Freundschaften an den vorherigen Orten zurückgelassen werden. Allerdings bleiben die Interviewten mit den Freund*innen und ihren Orten verbunden und entwickeln Mobilitätsarrangements, die der multilokalen Le-

bensführung ähneln und dazu dienen, Freundschaften an unterschiedlichen Orten aufrechtzuerhalten. Zuhause wird daher auch als Ort verstanden, an dem sich Freund*innen befinden. Meist werden dabei Bezüge zu physischen Orten zwar hergestellt, von Bedeutung sind aber letztendlich die relevanten Anderen an diesem Ort (vgl. Nadler 2014; siehe Kap. 5.4.3). Ohne die bestehenden sozialen Kontakte und Freundschaften an früheren Orten würden die von mir Interviewten keine Verbindung zu diesen Orten aufrechterhalten und diese nicht mehr besuchen. Beziehungen zu Orten, an denen keine relevanten Anderen mehr leben, werden selten physisch aufrechterhalten, sondern behalten ihre Bedeutung eher in der Gedankenwelt der Subjekte als emotionaler Bezugspunkt (vgl. Nadler 2014). Durch die Anwesenheit von relevanten Personen behalten die Interviewten dagegen eine Verbindung zu den Orten, die sich in gelegentlichen Besuchen äußert. Diese Personen bieten zugleich Übernachtungsgelegenheiten.

„Und, pfff, also, ich könnt' mir vorstellen, wenn ich mal nach Hamburg oder so gehe und irgendwie alle meine Leute würden mitkommen, ich glaub', dann ist es mir oder dann könnt' ich wahrscheinlich auch auf irgend so'n Kaff ziehen in Brandenburg. Ich glaub', dann wär's mir wirklich schon fast wieder dann egal. Also, ja doch, Zuhauseühl' ich mich da, wo meine Leute sind, so meine besten Kumpels und so.“

(Paul, 27 Jahre, versetzt, monolokal)

„Zuhause is' da, wo ich mich wohlfühle und wo ich Leute hab, wo ich gute Freunde hab, mit denen man einfach, ja, denen man nahe steht, mit denen man irgendwie über alles sprechen kann. Aber dieses Zuhause is' halt so disloziert. [lacht] Also hier hab ich das halt definitiv noch nich', diese Menschen, zu denen ich so ne starke persönliche Bindung hab, mhm und das Wohlf..., was das Wohlfühlen angeht, ja, schon. Also ichühl mich hier wohl und könnt mir das vorstellen, hier irgendwie mein Zuhause zu haben ja. [Pause] Ja, wahrscheinlich is' es dann doch irgendwo, ja, ich weiß nich', ich kenn das irgendwie einfach nich' mehr so, weil ich so oft umgezogen bin, aber wenn das so ne gewisse Gemütlichkeit gibt, die wahrscheinlich doch in den meisten Fällen nur zustande kommt, wenn das gepflegt wird über Jahre hinweg und auch vielleicht so 'ne Ruhe da is', das is', das vermittelt immer so n Gefühl von Zuhause, find ich, also so 'ne Wohligkeit oder so, aber ja, also ich muss mich einfach wohlfühlen und so n paar Leute sind wichtig, paar Bezugspersonen und dann kann das nich' wirklich überall sein, also das hab ich schon festgestellt, das ich ja so 'ne Großstadtorientierung einfach habe, aber, also ich bin jetzt von mir selbst überrascht, da ich ja immer so sehr lange auf [den vorherigen Wohnort] fixiert war und da immer gar nich' wegwollte und immer nur wieder dahin zurückwollte, bin ich jetz' selbst überrascht, ich bin hierhergekommen, dachte so: ja, hier is' eigentlich auch ganz nett.“

(Gudrun, 38 Jahre, befristet, monolokal)

„Und da hab ich einfach ne Weile gebraucht, bis ich da wirklich n Ort gefunden hab, den ich so als mein Zuhause (bezeichnet hab), das is die Wohnung, die ich hier jetz grad hab, und abgesehen davon, dass das ne schöne Wohnung is, is da das Wichtige eigentlich, in der WG mit den Menschen zu wohnen, die ich da grade hab, so und da, ja, so ne kleine Family zu haben, da jemand zu haben, wo ich abends nach Hause komm, der sich dafür interessiert, wie mein Tag gelaufen ist, so das is das, was Zuhause ausmacht.“

(Christian, 31 Jahre, entsendet, multilokal)

Um sich in Frankfurt Zuhause zu fühlen, „*fehlt's einfach noch an diesen, ja, an den Bindungen*“ (Gudrun). In den obigen Interviewsequenzen wird die Bedeutung nicht nur von Familie und Partnerschaften, sondern ebenso von Freundschaften für das Gefühl, sich zuhause zu fühlen, deutlich. Das Fehlen von Freund*innen ist neben dem ‚provisorischen‘ Charakter der Wohnsituation ein wesentlicher Hinderungsgrund, um sich am Arbeitsort zuhause zu fühlen und diesen als Zuhause zu bezeichnen.

Demgegenüber können berufliche Communities ohne physischen Ortsbezug ein ortsunabhängiges Zuhause darstellen: „*Mein Zuhause ist [...] Inhalte, thematische Dinge, mit denen ich mich beschäftigte und die Art zu leben*“ (Petra). Mit dieser „*Art zu leben*“ ist ein Leben mit räumlicher Mobilität gemeint. Berufliche Communities werden insbesondere bei Beschäftigten in Branchen mit hohen räumlichen Mobilitätsanforderungen als Zuhause und wichtiger sozialer und emotionaler Bezugspunkt thematisiert, beispielsweise Beschäftigte in der Entwicklungszusammenarbeit oder in der Beratungstätigkeit (für die Entwicklungszusammenarbeit vgl. Nowicka 2006b). Zuhause steht für eine gemeinsame Identität innerhalb dieser spezifischen beruflichen Communities und in diesem Zusammenhang für einen beständigen Bezugspunkt in einem mobilen Leben oder die „*Kontinuität in der Diskontinuität*“ (Bröckling 2005: 365). Die Subjekte fühlen sich entsprechend der psycho-sozialen Sesshaftigkeit (vgl. Jung 2013) keinem Ort oder Arbeitgeber verbunden, sondern ihrer beruflichen Tätigkeit.

Bei Wissenschaftler*innen besteht ebenfalls eine hohe Identifikation mit der Tätigkeit (vgl. Moosbrugger 2008). Demnach finden sie ebenfalls eine psycho-soziale Sesshaftigkeit in ihrer beruflichen Tätigkeit, diese kann aber – zumindest im vorliegenden Sample – die Sehnsucht nach einem stabilen Ort, einem Zuhause im physischen Sinne nicht kompensieren. Die psycho-soziale Sesshaftigkeit in der beruflichen Tätigkeit macht also nicht zwangsläufig ortsunabhängig und führt nicht zur unhinterfragten Akzeptanz räumlicher Mobilitätsanforderungen. Ein Grund dafür können die Unsicherheitserfahrungen sein, die sich in den genannten Branchen stark unterscheiden. In der Beratungsbranche und der Entwicklungszusammenarbeit besteht die Ungewissheit lediglich hinsichtlich der räumlichen Perspektive, des nächsten Projektstandorts; in der Wissenschaft dagegen sowohl hinsichtlich der beruflichen als auch der räumlichen Perspektive. Die psycho-soziale Sesshaftigkeit in der beruflichen Tätigkeit kann die Sesshaftigkeit im Räumlichen also nur ersetzen, wenn zumindest eine Sicherheit in der beruflichen Perspektive oder in der multilokalen Lebensführung in der Beibehaltung zumindest des ‚eigentlichen‘ Wohnorts besteht. Psycho-soziale Sesshaftigkeit bedeutet aber auch, dass sich ein roter Faden durch die Berufsbiografie zieht; es „*immer wieder Anknüpfungspunkte*“ (Robert) zwischen den Arbeitsstellen, Projekten, Themen und Standorten gibt und die erforderliche räumliche Mobilität subjektiv sinnvoll in die Berufsbiografie integriert werden kann.

Zusammenfassend besteht Zuhause meist aus einer Kombination der beschriebenen Aspekte, die dazu dienen, Kontinuität, Stabilität und Vertrautheit in den Mobilitätsarrangements herzustellen, und zumeist auf physische Orte bezogen sind.

„Da, wo meine Sachen sind und wo ich mich wohlfühle. Also da, ja ... Also eigentlich ist es ja ein Gefühl, es hat vor allen Dingen auch damit zu tun, dass da persönliche Bindungen von einem vorhanden sind oder Menschen, denen man, die einem so nahe stehen [...].“

(Friederike, 29 Jahre, selbständig, multilokal)

Ein Individuum kann daher mehrere Zuhause unterschiedlicher Kategorien haben, die entsprechend ihrer Bedeutung in den Geografien der Subjekte eingeordnet werden. Das ‚Zuhause in Frankfurt‘ stellt meist einen vertrauten Ort am sonst fremden Arbeitsort dar. Die emotionale Aneignung dieses Zuhauses geschieht über Praktiken des *Homemakings*, wie die Gestaltung der Wohnung, die Verfügbarkeit von subjektiv relevanten Dingen und die Ausübung subjektiv relevanter Aktivitäten. Einen zentralen Bestandteil des Zuhauses stellen relevante Andere dar, dies sind sowohl Familie und Partner*innen als auch Freund*innen. Das Fehlen von Freund*innen am Arbeitsort ist ein wesentlicher Hinderungsgrund, um sich am Arbeitsort zuhause zu fühlen und diesen als Zuhause zu bezeichnen. Bei einigen wenigen Interviewten stellt eine berufliche Community das Zuhause dar. Schließlich ist Zuhause die Aufladung von Orten mit emotionaler Bedeutung.

5.5.2 „Also in Frankfurt bin ich des Jobs wegen und nicht der Stadt“ – Aneignung des Arbeitsortes

Grundsätzlich kann die Aneignung eines Ortes in funktionale und emotionale Aneignung unterschieden werden (siehe Kap. 3.7.3). Funktionale Aneignung entsteht durch das alltägliche Handeln im Raum, durch die Orientierung und Kenntnis des Raumes sowie die Entwicklung alltäglicher Routinen im raumbezogenen Handeln (vgl. Tuan 1980; Ducki 2003; Weichhart/Rumpolt 2015). Wenn zusätzlich „ein Gefühl der Vertrautheit und Verlässlichkeit bezüglich des Raumes entsteht“, bezeichnet Ducki (2003: 187) dies als emotionale Aneignung. Im folgenden Kapitel gehe ich der Frage nach, welche Formen der Aneignung des Arbeitsortes bei temporär Mobilien entstehen und inwiefern sie von ihnen intendiert werden.

Die Zeit in Frankfurt gliedert sich insbesondere bei den befristet Beschäftigten in unterschiedliche Phasen (Ankommens-, Konsolidierungs- und Abschiedsphase), da die Zeit am Arbeitsort durch den Arbeitsvertrag klar begrenzt ist. Dies wirkt sich auch auf die Deutung des Aufenthaltes aus, der sich aufgrund der Kontingenz der Beschäftigungsperspektiven in unterschiedliche Deutungsphasen gliedert und einen prozessualen Charakter der Arrangements zur Folge hat. Folgendes Zitat von Gudrun, die zum Zeitpunkt des Interviews seit zwei Monaten bei einer

Vertragslaufzeit von 18 Monaten in Frankfurt lebt und arbeitet, verdeutlicht die Deutungsphase zu Beginn des Aufenthaltes als Ankommensphase:

„[...] jetz' bin ich erstma' irgendwie ganz froh und gut angekommen, wahrscheinlich in einem Jahr fängt's dann wahrscheinlich an, dass ich so'n bisschen nervös werde, weil dann is' einfach so der Zeitpunkt gekommen, wo ich mich einfach nach was anderem umgucken muss oder man halt gucken muss, geht es da, wo man is', also, aber das is', können die ja in der Regel auch nich' so frühzeitig sagen.“

(Gudrun, 38 Jahre, befristet, monolokal)

Am Anfang steht die Euphorie über den neuen Job, die neue Stadt und die neuen Kontakte. Der temporäre Charakter des gesamten Arrangements wird zunächst meist ausgeblendet. Dann folgt eine Konsolidierungsphase, in der die Subjekte sich das neue Arrangement zu Eigen gemacht und alltägliche Praktiken und Routinen entwickelt haben. Nähert sich das Vertragsende, wird begonnen, nach Verlängerungsmöglichkeiten, neuen Ausschreibungen und Projekten Ausschau zu halten. Der Fokus bleibt in dieser Phase aber noch sehr eng begrenzt; die Suche ist sowohl räumlich als auch inhaltlich noch stark eingeschränkt auf die subjektiven Präferenzen. Erst wenn das Vertragsende kurz bevorsteht und die nächste Station noch nicht bekannt ist, weitet sich der Fokus: Ausschreibungen und Projekte, die in der vorherigen Phase noch räumlich oder inhaltlich ausgeschlossen wurden, werden nun ebenfalls in den Fokus genommen (siehe Kap. 5.2.1).

Bei einer Aneinanderreihung berufsbedingter Ortswechsel wiederholt sich also ein Kreislauf aus Ankommen und Wiederverlassen, sodass bestimmte Kenntnisse und Funktionen des Arbeitsortes jeweils neu verfügbar gemacht werden müssen.⁶⁵ Dies schließt die Arbeitsumgebung (neue Organisationsabläufe, Projekt und Team), den Arbeitsort (räumliche Orientierung, lokale Spezifika), das Wohnen (Wohnungssuche) und neue soziale Kontakte ein. Um alltägliche Praktiken und Routinen am Arbeitsstandort zu entwickeln, müssen sich die von mir Interviewten in der neuen Stadt geografisch zurechtfinden und die von ihnen benötigten Infrastrukturen finden. Dies unterscheidet sich bei multilokal Lebenden und Häufigumzieher*innen kaum. Denn auch multilokal lebende Projektarbeiter*innen müssen sich den neuen Arbeitsort zumindest in funktionaler Hinsicht aneignen, die funktionale oder auch emotionale Aneignung des vorherigen Arbeitsortes stellt nun keine geeignete Handlungsressource mehr dar. Im folgenden Zitat beschreibt Sebastian, dass dieser Prozess jedes Mal eine Herausforderung darstellt, auch wenn gewisse Routinen der ersten Orientierung am Standort entstehen und Interviewte mit Mobilitätserfahrungen sehr gut wissen, welche Infrastrukturen sie am neuen Standort benötigen.

⁶⁵ Nadler (2014) nennt die Lebensorte mit leicht verfügbarer Funktionsfähigkeit auch nach längerer Abwesenheit in einer multilokalen Lebensführung daher *Plug&Play Places* (siehe Kap. 5.2.1).

Sebastian, der während seiner Ausbildung und seinen ersten Berufserfahrungen mehrere Standortwechsel hatte, beschreibt in idealtypischer Weise, was nach seiner Versetzung nach Frankfurt wieder ‚anfiel‘:

„Genau, es ist jetzt wahrscheinlich ziemlich genau ein Monat, also Ende Juli bin ich dann umgezogen, also da hatte ich auch schon meine Wohnung, das heißt am Anfang natürlich irgendwie Wohnung einrichten und dann wieder zurechtfinden in der neuen Umgebung, ne, also ich kannte das Viertel halt überhaupt nicht. Allein so Sachen wie, wo ist der Supermarkt, welcher Supermarkt ist es, also ne, ich weiß da noch, wie ich dann bei Google-Maps halt geguckt hab, wo irgendwie der nächste Rewe oder Penny ist, um dann meine Lebensmittel zu kaufen. Ja, wieder die Straßenbahnverbindungen halt irgendwie zurechtzufinden, den Weg zur Arbeit halt, all das, was dann wieder halt anfällt, ansonsten natürlich Eingewöhnung in den neuen Job, also weil's schon neue Chefin is, neue Kollegen, die ich zwar schon kannte, weil's wie gesagt, die gleiche Abteilung ist, aber man jetzt sehr viel enger zusammenarbeitet, neue Leute, für die ich eben [arbeite], das heißt, auch wenn es eigentlich mehr oder weniger das Gleiche ist, was ich vorher auch gemacht hab, ist es komplett anders. Weil andere Ansprechpartner, andere Profile, die eben gesucht werden. So was ist dann natürlich immer mit mehr Arbeit irgendwie verbunden, ja, ansonsten halt versuchen wieder sich zurechtzufinden. Ne, so nnn Sozialleben aufzubauen, also ich hatte einige Kontakte noch, also ne Freundin von mir aus dem Studium ist hier mit ihrem Freund, dann noch zwei andere, die ich aus der Uni kannte, das sind Kontakte, die ich so mehr oder weniger immer halt gepflegt habe und man hat sich mal gesehen, ein-, zwei Mal im halben Jahr halt irgendwie. und, ja, das sind natürlich dann irgendwie so die ersten Anknüpfungspunkte, wenn man dann neu in ner Stadt wieder ist, wo man jetzt keine, ne, muss man ja erst mal die Kontakte wieder knüpfen und das, was ist dann natürlich auch zeitintensiv wieder ist. Aber das, das waren so die ersten Sachen und dann halt gucken, ja, was man halt noch machen kann. Also wieder das Fitness-Studio finden und so ne, wie nennt man das denn, eine, ja, ehrenamtliches Engagement, gucken, was man da machen kann. Also das würd ich sagen, waren so die Aktivitäten der ersten Wochen.“

(Sebastian, 28 Jahre, versetzt, monolokal)

Während dieses Prozesses des Ankommens und Zurechtfindens kommt es zu einer ersten funktionalen Aneignung, denn diese entsteht mit dem Aufenthalt am Arbeitsort und der Bewegung im Raum nahezu implizit, solange der Arbeitsort Frankfurt zumindest für die begrenzte Zeit stabil bleibt. Da keiner der von mir Interviewten direkt auf dem Gelände der Arbeitsstätte wohnt, entwickeln sie während der Zeit ihres Aufenthaltes alltägliche Routinen und Wege zumindest zwischen Arbeitsstätte und Übernachtungsgelegenheit. Allerdings versuchen die Interviewten durch ihre Wohnstandortwahl die Distanz zwischen Arbeitsstätte und Wohnung möglichst kurz zu halten (siehe Kap. 5.3.1). Zumindest im begrenzten Bereich des Arbeitsortes kennen sich die Interviewten aber aus und kennen relevante Orte oder Anknüpfungspunkte. Dieser Bereich besteht meist aus dem Wohnquartier einschließlich der dort aufgesuchten Einkaufsgelegenheiten, Gastronomie und Dienstleistungen. Insbesondere innerstädtische Wohnquartiere werden aufgrund ihrer vielfältigen Gelegenheitsstruktur an Geschäften, Gastronomie und Dienstleistungen funktional und emotional angeeignet, wie das Zitat von Friederike zeigt.

„Wenn ich in Frankfurt bin, bin eigentlich meistens auch in Sachsenhausen unterwegs, ich hab da n Optiker, ich geh da abends was essen und also die Imbissbude, wo man immer hingehet, den Bäcker, den man grüßt, weil man immer wieder an dem vorbeigeht und da eben einkauft und ich geh da samstags auf n Wochenmarkt, also es is halt schon auch so, dass wenn wir mal dann [vom anderen Wohnort] nach Frankfurt fahren, dass wir dann auch extra freitags schon gefahren sind, zum Beispiel jetzt am Wochenende, dass man da samstags auf n Wochenmarkt gehen kann, weil das n sehr schöner is, also schon so, dass man was mit dem Quartier verbindet, dass man sich da auch besonders auskennt, also in anderen Teilen, muss ich sagen, von Frankfurt, grad Nordend oder so, kenn ich mich gar nich aus, da bin ich eigentlich nie, weil ich dafür die Zeit dann eigentlich meistens nich habe, auch grade nach der Arbeit oder so, dann geh vielleicht im Viertel irgendwie raus [...].“

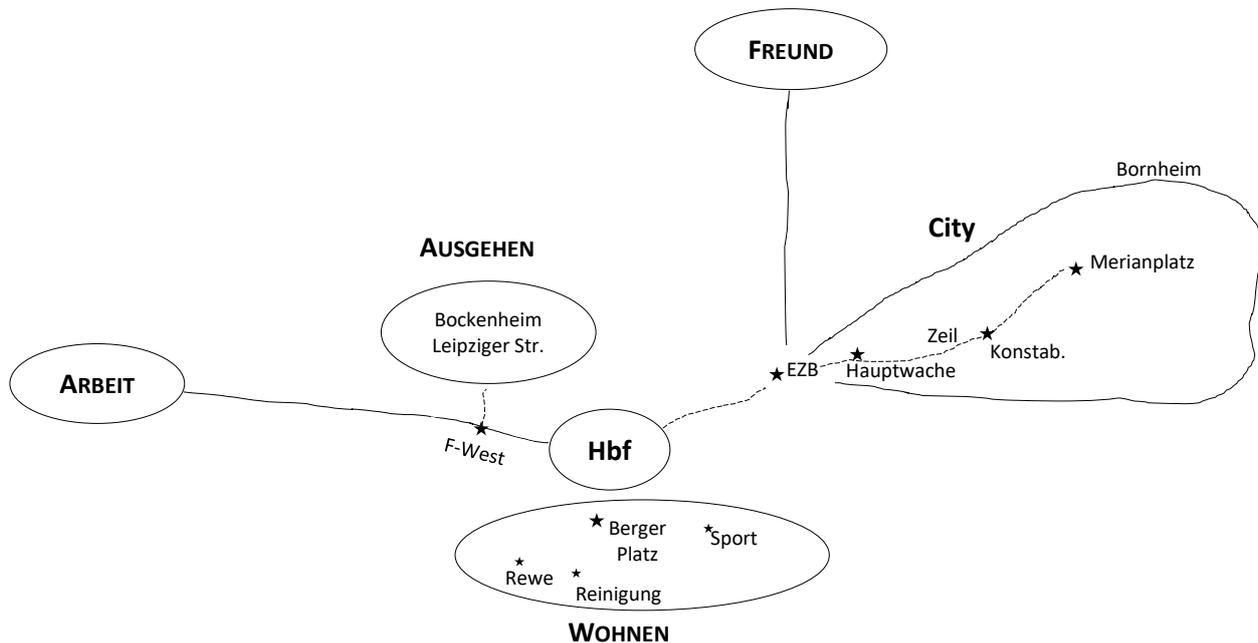
(Friederike, 29 Jahre, selbständig, multilokal)

Außerhalb der eigenen Aktionsräume rund um Arbeitsstätte und Wohnquartier kennen sich die Interviewten dagegen nicht aus.

Die Mental Map in Abbildung 1⁶⁶ zeigt exemplarisch den Aktionsraum des Interviewten Max. Wichtige Bereiche sind das Wohnquartier, in dem die relevanten Infrastrukturen eingezeichnet sind, die Innenstadt Frankfurts einschließlich des Hauptbahnhofs, Orte, an denen Freund*innen leben oder zum Ausgehen, und die Arbeitsstätte. Die funktionale Aneignung des Arbeitsortes oder einzelner Bereiche durch die Interviewten ist trotz ihrer temporären Perspektive daher kaum zu vermeiden, bleibt aber auf einen sehr begrenzten Bereich der Stadt reduziert, der für die alltägliche Organisation des (Arbeits-)Lebens relevant ist. Aufgrund seiner Funktion für die alltägliche Praxis (Einkaufen, Ausgehen; siehe Kap. 5.3.1) stellt das Wohnquartier einen Bereich des Arbeitsortes dar, der im Besonderen funktional und emotional angeeignet wird.

⁶⁶ Die Mental Map wurde zur besseren Lesbarkeit und zur Anonymisierung abgezeichnet. In Kapitälchen werden Erläuterungen zum Verständnis dargestellt.

Abbildung 1: Mental Map eines Aktionsraums am Arbeitsort



Quelle: eigene Darstellung auf der Basis der Mental Map des Interviewten Max

Neben der Kenntnis der Geografie des Arbeitsortes und den relevanten Gelegenheiten eignen sich einige Interviewte den Arbeitsort eher emotional an und versuchen den Arbeitsort kennenzulernen und „ein Gespür dafür zu bekommen“, wie Max im folgenden Zitat beschreibt. In diesem Zitat wird wieder die Suche nach einem geeigneten Wohnstandort beschrieben, von dem alle relevanten Gelegenheiten in fußläufiger Entfernung zu erreichen sein sollten:

„Ich mach das in der Tat, wenn ich in neuen Städten bin, also in Frankfurt hatte ich den Vorteil, dass ich da ja n paar Leute schon kannte, eben den Freund von mir, der da seit vielen Jahren wohnt. Der konnte mir n paar Sachen auch grundsätzlich empfehlen. Aber auch in, zum Beispiel als [ich] [am vorherigen Projektstandort] war, hab ich es genauso gemacht. Ich bin wirklich zu Beginn, manchmal auch abends, wenn ich mal rausgegangen oder mich mit Leuten getroffen, ich bin wirklich auch zu Fuß durch ganz, mehrere Kilometer immer durch die Stadt gelaufen. Also ich hab neue Städte immer so kennengelernt, dass ich viel gelaufen bin. dass man eben auch mal so im Umkreis von zwei, drei, vier Kilometern einfach rumläuft und dadurch auch n bisschen so n Gespür dafür bekommt. Weil ne Stadt lernst du ja nicht kennen, dass du mit der Bahn durchfährst oder mit nem Taxi irgendwo lang fährst. sondern ich bin da wirklich lang gelaufen. Also wirklich zu Fuß, hab dann irgendwann gesehen, Mensch, das sind schöne Gegenden, das sind schöne Gegenden. in Frankfurt war es einfacher, weil ich so n paar Ideen hatte, wo muss ich überhaupt suchen und so hab ich das dann immer gefunden. Also weil sonst hätt' ich gar nicht gewusst, wo was ist. Und dann bin ich irgendwo mir, mich dann für bestimmte Sachen auch interessiert hatte bei Wohnungen, hab ich dann auch manchmal noch mal bei Google geguckt. Okay, Reinigung eingegeben, gibt's ne Reinigung in der Nähe, gibt es ne Haltestelle in der Nähe, gibt es nen Supermarkt in der Nähe, gibt's Sport in der Nähe und hab dann quasi das so n bisschen danach immer auch gesucht. Und, ja, dann so auch meistens immer was Schönes gefunden. So, weil das halt für mich so die Sachen waren, die mir halt wichtig waren, dass es halt so diese bestimmten Sachen auch gibt. Hab ich dann lieber vorher geguckt, weil ich auch schon mal umgekehrt [am vor-

herigen Projektstandort] ganz früher an einer Stelle gewohnt hab, wo es das alles nicht gab. Und da hab ich dann, da merkt man, man fühlt sich dann wirklich unwohl in der Zeit. Du kannst abends nichts machen, weil da kein Sport zum Beispiel in der Nähe ist oder du nicht laufen gehen kannst. Wenn du mal was einkaufen willst, musst du dich ewig irgendwo hinsetzen, fahren, also gehst du nicht im Supermarkt einkaufen, sondern holst du dir sonst irgendwo nur was am Kiosk oder sonstwo oder musst immer weit laufen. Das macht halt keine Freude.“

(Max, 35 Jahre, freiberuflich, multilokal)

Die funktionale Aneignung erfolgt durch intendiertes räumliches und soziales Kennenlernen der Stadt einschließlich der Geografie, der Geschichte, von Sehenswürdigkeiten und oberflächlichen Kontakten im direkten Wohnumfeld (mit Nachbar*innen, Ladenbesitzer*innen). Einige Interviewte haben sich stark mit dem Arbeitsort beschäftigt: *„dieses ganze Wissen darüber [über die Stadt] so aufzusaugen, als würd ich hier schon, als wäre ich hier aufgewachsen“* (Victoria). Der multilokal lebende Robert beispielsweise beschreibt, dass er seinen im Frankfurter Umland wohnenden Kolleg*innen mit der Stadtkennntnis weit voraus ist, da er sich dafür interessiert:

„Also ich nutze die Gelegenheit, [...] wenn ich das schon nicht am Wochenende machen kann, aber so am Nachmittag, oder durch die Arbeit bedingt, die Stadt kennenzulernen, also die Traditionen zu sehen, [...] und dazu zählt eben auch, dass ich Nachbarn habe, also die ne, dass ich hier so n Gefühl kriege, wie leben die Leute, ne, was gibt es hier verschiedene Klientels, was gibt es für verschiedene Milieus. [...] ich will dann schon irgendwie auch n bisschen hier dazugehören.“

(Robert, 38 Jahre, unbefristet, multilokal)

Dieses Wissen über Geografie, Geschichte, Sehenswürdigkeiten und soziale Milieus der Stadt trägt zur emotionalen Aneignung des Standorts bei, wie in beiden Zitaten deutlich wird. Victoria beschreibt die emotionale Aneignung mit dem Gefühl als wäre sie in Frankfurt aufgewachsen und Robert mit dem Gefühl der Zugehörigkeit.

Neben diesen routinierten Herangehensweisen an die geografische Aneignung des Standortes gibt es Interviewte, die den Ort geografisch erkunden, indem sie sich *„treiben lassen“* (Oliver) und eher zufällig neue Gelegenheiten und relevante Anknüpfungspunkte entdecken. Oliver beispielsweise beschreibt, dass er Frankfurt über seine alltäglichen Wege, empfohlene Orte oder Orte, zu denen er mitgenommen wurde, erkundet. Rund um die im Alltag relevanten Orte und Gelegenheiten wie Arbeitsstätte, Wohnung, Geschäfte und Dienstleistungen werden an jedem neuen Standort so sukzessive neue alltägliche Praktiken entwickelt, um *„mir so n neuen Tagesablauf auch zu bauen“* (Victoria) und verlässliche Handlungsroutinen aufzubauen. Dies wird von einigen Interviewten als mühsamer Prozess beschrieben, wie beispielsweise im Zitat von Sebastian deutlich wurde, auf der anderen Seite wird es von einigen Interviewten aber auch als inspirierender Prozess beschrieben, sich einen neuen Arbeitsort anzueignen, wie Victoria beschreibt:

„Und das war irgendwie so, alles is so neu, jeder Weg, den man geht und jeden Weg, den man geht, fragt man sich, wird das jetzt mein neuer Alltag und wie sieht der aus, wenn er mein Alltagsweg is. Jetzt gerade is es ja sowas ganz Neues und wie wirkt der und wie wird der Alltag, is eigentlich so eine Frage, die ich immer hatte. Und natürlich is es aufregend, weil es so viele Straßen und Wege gibt, die man, die ich nich kenne, und dann is das so total spannend, ja n unglaublicher Drang danach, das alles zu erfahren und kennenzulernen und zu finden und ja, und irgendwie, weiß ich nich, fand das schon darum sehr aufregend, weil diese Welt, in die ich gewechselt bin [vom vorherigen Wohnort] hierher is so allerseits von – die beiden Städte sind sehr unterschiedlich, aber auch von so m sehr Laissez-faire-Leben mit, naja weiß nich, sehr unregelmäßigen Tagesrhythmen hin zu einer, in ner Verwaltung arbeiten.“

(Victoria, 30 Jahre, befristet, monolokal)

Andreas beschreibt zudem, dass nach der ersten funktionalen Aneignung des Standortes schnell auch ein Zugehörigkeitsgefühl zu der jeweiligen Stadt entsteht, dies ist typisch bei den nur in Frankfurt lebenden Interviewten. Die Fokussierung und intendierte Aneignung des Standortes führen zu einer schnellen ersten auch zum Teil emotionalen Aneignung des Standortes.

„Ich bin schon jemand, der dann sagt, wenn ich jetzt hier in Frankfurt anfang, dann sag mir, ok, dann lässt du dich, zumindest für die Zeit, auch voll darauf ein, also ich bin dann jemand, der dann relativ schnell versucht, sich sein direktes Wohnumfeld anzueignen, die Stadt relativ schnell kennenzulernen, um, ja, da irgendwie auch so ne gewisse Vertrautheit reinzukriegen, auch natürlich aus Interesse, natürlich auch vor dem Hintergrund, wer weiß, wenn du nach zwei Jahren wieder weg bist, dann kannst du zumindest sagen, du kennst jetzt Frankfurt gut und du kennst jetzt [den vorherigen Wohnort] gut. das is immer so n zweischneidiges Schwert, aber im Prinzip mach ich das so auch, um mich dann schneller wohlfühlen, weil also das kriegt man, glaub ich, nich, wenn man jetz nur in ner Wohnung rumsitzen würde. Jede Stadt finde ich, grade jetz so größere Städte sind am Anfang schon immer erstma so n bisschen, wie soll ich denn sagen, abweisend oder fremd, also ich find's, grade so Atmosphären an Bahnhöfen oder so, da denkt man dann immer, ach Gott, ach Gott, jetz is hier alles so, keiner nimmt dich wahr und alles is irgendwie so hektisch und so schnell. Und irgendwie nach zwei Wochen is man mitten drin und denkt, ja, es is so, es is irgendwie deine Stadt, es passt so.“

(Andreas, 36 Jahre, befristet, monolokal)

Die funktionale Aneignung und ein grundsätzliches Gefühl der Zugehörigkeit zum Standort können meist in den ersten Wochen hergestellt werden und sind notwendig, um Handlungs-routinen und -sicherheit u. a. in räumlicher Hinsicht am Standort zu erlangen. Zwar gelingt die funktionale Aneignung des Standortes meistens gut, sie wird aber als immer wiederkehrender „*Abnutzungskampf*“ beschrieben (Andreas). Es wurde bereits beschrieben, dass die funktionale Aneignung des Arbeitsortes notwendig für alltägliche Praktiken und Handlungs-routinen in der Stadt ist, dass deren Aufbau allerdings immer wieder eine zusätzliche Arbeit darstellt. Belastend an diesem funktionalen Aneignungsprozess ist also das Bewusstsein um die ständige Wiederholung dieser Aneignung in temporären Arbeitszusammenhängen, also dass der funktional und emotional angeeignete Standort sehr wahrscheinlich nicht von Dauer ist.

„ich mach das zwar dann, mich auf neue Sachen dann einzulassen, neue Städte, neue Wohnung, aber es braucht halt auch immer wieder seine Zeit bis man denn da auch wieder richtig drin is, ne, also... Ich hab zwar gesagt, ich bin dann relativ schnell, Wohn..., fühl ich mich heimatlich verbunden mit meiner Wohnung, aber eben nich am, gleich am ersten Tag, nich gleich in der ersten Woche, man is dann schon, brauch ja dann auch so den, n paar Tage bis man denn so alles an Ort und Stelle hat und so Geschichten und es is irgendwie, ich find's immer wieder so n Kampf, so n Abnutzungskampf, den ich dann, irgendwann denkt man auch, nee, das is, es is einfach nervig, also es is was, wo man jetzt sagen würde, freiwillig macht man's nich ständig.“

(Andreas, 36 Jahre, befristet, monolokal)

Die emotionale Aneignung ist dennoch die weitaus mühsamere Dimension der Aneignung eines Standortes, sie beinhaltet die Entwicklung eines Zugehörigkeitsgefühls zum Standort, den Aufbau von Freundschaften und die Verbindung von relevanten subjektiven Erlebnissen und Erinnerungen mit dem Standort, also die Entstehung einer emotionalen Verbundenheit mit dem Standort. Sie hängt entscheidend von der subjektiven Bleibensintention und den antizipierten beruflichen Perspektiven am Arbeitsort ab.

Insbesondere bei multilokal Lebenden bleibt generell wenig Zeit, um sich am Arbeitsort abseits der Arbeit zu bewegen. Die Zeit am Arbeitsort wird durch Überstunden und Homeoffice-Tage so gering wie möglich gehalten (siehe Kap. 5.1.2; vgl. Reuschke 2010). Zudem besteht in einer ökonomisierten multilokalen Lebensführung weder die Zeit noch das Interesse, den Arbeitsort kennenzulernen. Auch an sozialen Kontakten und Aktivitäten am Projektstandort besteht wenig Interesse, dadurch kann keine emotionale Aneignung und auch wenig funktionale Aneignung stattfinden. Insgesamt wird die mit der Tätigkeit verbundene räumliche Mobilität und die Abwesenheit vom ‚eigentlichen‘ Wohnstandort als erzwungen betrachtet und die Projektstandorte sind daher notwendige Übel:

„Ich hab mal grob gegoogelt, wo das ist, was das ist, aber mehr wusste ich noch nicht. Die Zeit hat man hier auch nicht oder beziehungsweise ich nehm mir die Zeit nicht, zu sagen, so, ich hab meine acht Stunden gearbeitet, ich geh jetzt mal irgendwie, was weiß ich, in die Stadt, guck mich mal um, was da ist. Mich persönlich interessiert sowas nicht. Ne? Hin und wieder bin ich mal unterwegs, wenn ich sag, okay, ich hab hier n paar Freunde kennengelernt, mit denen unternehmen wir was, aber so großartig. Man steht morgen[s] auf, geht zur Arbeit, 18.00, 19.00 Uhr kommt man von der Arbeit wieder, dann isst man was und dann war's das auch, dann ist der Tag gelaufen.“

(Serdar, 40 Jahre, entsendet, multilokal)

Die Freizeit am Arbeitsort wird in diesen Konstellationen als Zeit empfunden, die nicht sinnvoll zu nutzen ist und daher beispielsweise durch extensive Arbeitszeiten so weit wie möglich verringert wird.

„ich bin da ja auch nich so oft (), dadurch, das ich halt nur vier Tage, dreienhalb hab, vielleicht nur drei mit Anreise und Abreise in Frankfurt, versuch ich ja auch so viel wie möglich [in der Arbeit] zu sein, um was wegzuschaffen an Arbeit. Dann isses eben meistens so, dass ich hauptsäch-

lich zum Schlafen dort bin, also so ab zehn bis dann früh um sieben oder um acht. Je nachdem, wann ich das, die Wohnung verlasse, also von daher is es eher ne Übernachtungsmöglichkeit.“

(Stefan, 32 Jahre, befristet, multilokal)

Der Arbeitsort bleibt bei den Interviewten, die sich bewusst gegen eine Aneignung des Ortes entscheiden, ein Ort, der aus Übernachtungsgelegenheit, Arbeitsstätte und relevanten Verkehrsknotenpunkten (Hauptbahnhof, Flughafen oder Autobahnzufahrt) besteht und überall sein könnte. Dementsprechend sind die Aktionsräume als Zeichen funktionaler Aneignung eingeschränkt: *„pendel eigentlich nur zwischen Hotel und Arbeitsstätte im Moment, weil ich ja auch nicht mobil bin, also jetzt kein Auto hier hab oder solche Geschichten“* (Wolfgang). Insbesondere bei einigen multilokal Lebenden ist eine Indifferenz gegenüber dem Projektstandort erkennbar, weil die Einschränkungen, die aufgrund der Abwesenheit vom ‚eigentlichen‘ Wohnstandort entstehen, an jedem Projektstandort bestehen:

„weil man natürlich in ner anderen Stadt etwas beschränkter und einfacher wohnt als zu Hause. Liegt natürlich auch einfach daran, ich könnte auch in ner anderen Stadt genauso schön wohnen, dann würde man aber eben dann im Monat seine 2½ Tausend Euro Miete dafür zahlen und das macht dann nicht wirklich Freude. Das ist n Unterschied, also dass man da etwas beschränkter wohnt. Dann aber auch an dem Umstand, dass man einfach nicht zu Hause ist, also du hast eben deinen Freundeskreis nicht dort. Das sind erstmal Dinge, die sind ganz unabhängig davon, wo du bist. Also ob das jetzt Hamburg, Frankfurt, München ist, du bist halt nicht zu Hause, wohnst beschränkter, hast da deinen Freundeskreis und Familie und so weiter nicht.“

(Max, 35 Jahre, freiberuflich, multilokal)

Mit Frankfurt verbindet diese Interviewten nur *„die Arbeit“* (Stefan): *„Ich hab da keine weiteren Beziehungen oder Verpflichtungen.“* (Stefan). Bei den beschriebenen multilokal Lebenden ist eine intendierte Vermeidung emotionaler Aneignung des Arbeitsortes zu beobachten. Die funktionale Aneignung kann dagegen zumindest in den relevanten Bereichen des Arbeitsortes – wie beschrieben – schwerlich vermieden werden.

Bei einigen multilokal Lebenden schwimmt im Laufe der multilokalen Lebensführung die Hierarchie zwischen den Wohnorten und beide werden zum Zuhause, zur funktionalen Aneignung des neuen Ortes kommt die emotionale Aneignung hinzu (vgl. Ducki 2003).

„am Anfang so die ersten Monate, wo ich hier gewohnt hab, war [der ‚eigentliche‘ Wohnort] ganz klar mein Zuhause. aber mittlerweile ist es halt so, man gewöhnt sich ja auch an ne neue Stadt und Frankfurt ist sehr schön, bietet kulturell sehr viel. Ja, also, [der ‚eigentliche‘ Wohnort] ist wahrscheinlich immer noch mein Zuhause, aber in Frankfurt ist es halt auch schön. Ich seh’ da so die Vorteile von beidem im Moment.“

(Nina, 32 Jahre, befristet, multilokal)

Allerdings eignen sich berufsbedingt multilokal Lebende ihren Arbeitsort zwar meist funktional an, jedoch vermeiden sie gezielt die emotionale Aneignung des Arbeitsortes, um Konflikte mit

Partner*in und Familie am ‚eigentlichen‘ Wohnort zu vermeiden und die Rückkehr an diesen Standort zu ermöglichen. Der ‚eigentliche‘ Wohnort soll stärker als Zuhause empfunden werden als der Arbeitsort und dies soll auch durch symbolische Praktiken nach außen dargestellt werden. Dies schließt die spartanisch bleibende Ausstattung und Gestaltung der Wohnung sowie ihren zur Schau gestellten provisorischen Charakter am Arbeitsort ein. Hier wird ein Widerspruch deutlich, der zu sozialen und emotionalen Konflikten beitragen kann. Einerseits versuchen die von mir Interviewten durch bestimmte soziale Praktiken und Wohnpraktiken ihr Wohlbefinden am Arbeitsort zu steigern und auf der anderen Seite müssen sie zumindest diskursiv den temporären Charakter aufrechterhalten und dürfen sich „*nicht zu fest verwurzeln*“ (Christian). Dies trifft insbesondere auf die multilokal Lebenden im Sample zu, jedoch ebenso auf die Personen mit nur einem Wohnstandort, die aber damit rechnen müssen, aus beruflichen Gründen demnächst wieder umziehen zu müssen. Vor diesem Hintergrund erscheint es für die Subjekte sinnvoll, eine emotionale Aneignung des Arbeitsstandorts zu vermeiden und ihre Mobilitätsbereitschaft weiterhin diskursiv darzustellen.

Bei einigen Interviewten bleibt der Wunsch, an den vorherigen Wohnstandort zurückzukehren so stark, dass eine emotionale Aneignung gar nicht stattfinden kann. Das Beispiel von Luise zeigt in besonderem Maße, dass ein starker Rückkehrwunsch und die explizite Deutung von Frankfurt als „*Zwischenstopp*“ die emotionale Aneignung des Arbeitsorts und die Entstehung von Freundschaften (siehe Kap. 5.4.1) verhindert und kein Zustand des Wohlbefindens entstehen kann.

„aber das war zu keinem, zu keiner Zeit so, dass wir gesagt haben, oh, wir sind jetzt hier angekommen, Füße auf den Tisch und jetzt haben wir es bequem und hier ist alles tutti und wir arrangieren uns hiermit, also für uns war das ganz, ganz klar.“

„für mich war das halt ganz klar, meine Zeit ist da halt nur begrenzt und befristet. Aber man hätte sich natürlich da auch anders drauf einlassen können, ja, und sagen können, okay, ich such mir halt da doch vielseitige Freizeitbeschäftigungen oder ich pendel jetzt halt doch nicht so oft nach Hause zu meinen Freunden und Familie, aber das haben wir halt gar nicht verfolgt.“

(Luise, 29 Jahre, versetzt, monolokal)

Das Paar Luise und Thorsten wurde von einer Behörde nach Frankfurt versetzt, doch beide waren mit dieser Situation sehr unzufrieden und wollten zurück an den Ort, an dem sie bisher jeweils seit ihrer Geburt gelebt hatten. Diese Deutung verhindert, dass sie sich ihren Arbeitsstandort und ihre Wohnung dort aneignen. Der immerhin fast sechsjährige Aufenthalt dort wurde als provisorischer Zustand erlebt, der jederzeit plötzlich beendet werden könnte, wenn sie zurückversetzt würden. Dadurch entstand ein Schwebezustand des Wartens auf die Rückkehr, währenddessen eine funktionale, aber keine emotionale Aneignung stattfand.

„Also wir haben das auch sehr lange hinausgezögert. Hatten natürlich anfänglich auch gehört, dass [...] also unsere Behörde (plant) und haben natürlich auch so n bisschen insgeheim gehofft,

dass das für uns relativ zügig wieder zurück [an den vorherigen Wohnort] geht. Ja, das, aber das hat sich leider nicht bewahrheitet und anfänglich war es sicherlich auch in starkem Maße so n bisschen so n Fremdeln mit der Stadt. Es war ja nun alles neu und bis auf die Arbeit hatte man ja, sag ich mal, kaum Kontakte, ne. Es war natürlich gerade auch in der Anfangszeit sehr schwierig. Wir haben uns sehr auch an unseren Heimatort geklammert, sind sehr oft wieder [dorthin] gefahren, nur übers Wochenende, haben da also sehr viel auch mit Kollegen, denen es ähnlich ging, die auch sehr oft gefahren sind, dann mit Bahn oder mit Auto, und haben nnnn sozusagen noch ne ganze Zeitlang unseren eigentlichen Lebensmittelpunkt da gar nicht gesehen. Ich glaube, das haben wir eigentlich grundsätzlich auch nicht, ja, das war immer klar für uns von Anfang an, dass wir nur für ne bestimmte Zeit, das war einfach klar, ne. Wir ham natürlich gehofft, die ist kürzer, insgeheim befürchtet, sie könnte länger werden. aber das es sozusagen da ein Verweilen gibt oder ein Sesshaftwerden das war für uns beide klar, dass das nicht passieren würde.“

(Thorsten, 34 Jahre, versetzt, monolokal)

Thorsten wurde nach einiger Zeit Mitglied im Badmintonverein und baute dadurch zahlreiche Kontakte auf, die zu seiner funktionalen und zum Teil auch emotionalen Aneignung des Standortes beitrugen. Die Entscheidung, dem Verein beizutreten, kann als Akzeptanz betrachtet werden, dass der Aufenthalt in Frankfurt länger dauern könnte als gehofft und der Schwebezustand selbst beendet werden muss. Seine Partnerin Luise war nicht in ähnlichem Maße in den Verein involviert und konnte den Schwebezustand daher nicht beenden: Ihr Wunsch an den vorherigen Standort zurückzugehen blieb drängender als bei Thorsten. Luise beschreibt die Zeit in Frankfurt demnach als einen permanenten Zustand von „Hast“ und „Eile“, indem „zur Ruhe kommen“ nicht möglich war. Sie beschreibt, dass die Kontakte im Verein nicht mehr als nötig gepflegt wurden (siehe Kap. 5.4.1). Ebenso drückte die Wohnsituation der beiden diesen Schwebezustand lange aus (siehe Kap. 5.3.3; 5.5.1).

Neben der intendierten Vermeidung der emotionalen Aneignung kann die temporäre oder unsichere berufliche Perspektive die emotionale Aneignung des Arbeitsortes verhindern. Dies trifft im Gegensatz zu der intendierten Vermeidung emotionaler Aneignung bei multilokal Lebenden eher bei nur in Frankfurt Lebenden zu. In Kapitel 7.4.2 wurde bereits darauf eingegangen, wie sich die temporäre Perspektive am Arbeitsort auf die Intention, soziale Kontakte einzugehen, auswirkt. Für die damit in engem Zusammenhang stehende emotionale Aneignung des Arbeitsortes stellt es sich ähnlich dar. Clara beschreibt, dass die ungewisse berufliche Perspektive ein völliges Einlassen auf die Stadt verhindert:

„ich seh es nicht als ein permanent Zuhause, so ich weiß es nicht, ob ich hier in dreißig Jahr, you know, für dreißig Jahre wohnen würde, aber für die nächsten zehn Jahr, ich würde sagen, ja, ich könnte mich das vorstellen und ja, ich muss sagen, ich, ja, ich hab Frankfurt gern, es is auch nicht so, wie sagt man das, I would say, that Frankfurt meets all of my requirements, you know, that, it's a big city, it has a lot of stuff going on, there is a beautiful river, you know, there's a lot of nice green space around. So these would meet all of my requirements for a space to stay. So, and es hängt nur daran, ja, ich weiß es nicht, ob ich hier ein Job in zehn Jahre haben könnte, so das is mehr die Problem.“

(Clara, 31 Jahre, befristet, monolokal)

„Und insgesamt ist man natürlich, wenn man nur befristet irgendwo arbeitet, ja, man investiert auch nicht so viel, sag ich mal, in die Nachbarschaft oder so, dass man sich irgendwo beteiligt oder sich für Dinge interessiert, die dann vor Ort passieren. Das ist schon eingeschränkter, definitiv.“

(Nina, 32 Jahre, befristet, multilokal)

Die Temporalität des Arrangements ist daher ein bedeutender Einflussfaktor auf die Bereitschaft zur funktionalen und emotionalen Aneignung des Arbeitsstandortes. Je länger das Arrangement konzipiert ist, desto eher besteht die Bereitschaft zur emotionalen Aneignung des Arbeitsortes oder die Konzeption eines doppelweltlichen multilokalen Arrangements. In diesen Fällen wird bereits angenommen, dass das Arrangement zwar zeitlich begrenzt, nicht jedoch von ganz kurzer Dauer sein wird und der Arbeitsort möglicherweise auch als dauerhafter Lebensort infrage kommt. Im folgenden Zitat von Friederike wird deutlich, dass sie den Arbeitsstandort Frankfurt intendiert auch emotional aneignen möchte, um sich dort wohlfühlen und nicht die Anwesenheitszeit dort als *per se* ‚verloren‘ zu empfinden.

„ja, weil ja schon abzusehen is, dass es jetzt nich ganz, ganz kurzfristig is, ne? Also dass, also war schon zwar klar, dass wir gesagt haben, mein Freund und ich damals, wir machen das für zwei Jahre mit der Fernbeziehung, nach zwei Jahren muss spätestens eine Entscheidung her, wer zu welchem Standort geht, also es war halt zu dem Zeitpunkt nich klar, soll ich dann [an den ‚eigentlichen‘ Wohnort] zurück oder kommt mein Freund ins Rhein-Main-Gebiet? Und deswegen war schon irgendwie wichtig, dass man hier von Anfang an Fuß fasst und, aber für mich persönlich war's auch total wichtig, dass ich mich nich so fühle, dass wenn ich [am anderen Wohnort] wegfahre, dass ich jetzt quasi wegfahre und weg muss und nich [am anderen Wohnort] sein darf, sondern dass ich auch hier was habe, was mir gefällt, worauf ich mich freuen kann, daher auch die Entscheidung, dass wir (dann auch) Wochenenden hier verbringen in Frankfurt, um, ja, dass man sich einfach auch n, was aufbaut.“

(Friederike, 29 Jahre, selbständig, multilokal)

Ein wichtiger Aspekt sowohl funktionaler als auch emotionaler Aneignung eines Standortes sind des Weiteren Besuche von Familie und Freund*innen. Denn viele der Interviewten beschäftigen sich erst näher mit Frankfurt, wenn sie solche Besuche bekommen und sich aus diesem Anlass über Orte und Aktivitäten gezielt informieren, denn den Gästen möchten die von mir Interviewten etwas von Frankfurt zeigen und ebenso zeigen, dass sie sich in der Stadt zumindest etwas auskennen und auch etwas über die Stadt wissen.

„Aber gerade wenn Besuch ist, immer schauen, dass man neue Sachen macht, andere Sachen, neue Restaurants, neue Bars, um die Stadt dann so kennenzulernen. Also weil das ist mir halt schon wichtig und so kriegt man dann auch n Zuhause, indem man halt die Stadt irgendwie kennt und auch das Gefühl hat, dass man, ja, mitreden kann und so ne Verbindung halt auch hat und das Ganze nicht irgendwie so n, nur so n (leeres Konstrukt) ist, in dem man halt irgendwie wohnt. Also deshalb ist mir das schon wichtig. Hab auch dann Reiseführer gleich, also von [vorheriger Wohnort] und jetzt auch von Frankfurt, wo dann eben, wo man, dass man da auch eben da neue Sachen machen kann und sich mit der Stadt auseinandersetzt, seine Heimatstadt ja auch besser kennenlernen möchte. (Wär ja) komisch, wenn man seine eigene Stadt nicht kennt.“

(Sebastian, 28 Jahre, versetzt, monolokal)

Besuche von Familie und Freund*innen haben demnach zwei Bedeutungen: Zum einen den Kontakt zu pflegen, aufrechtzuerhalten, Kopräsenz herzustellen und gemeinsam Zeit zu verbringen (vgl. Urry 2002; Mason 2004a). Zum anderen aber ebenso die Stadt kennenzulernen und positive Erlebnisse und Erinnerungen mit der Stadt zu verbinden und sich so die Stadt funktional und emotional anzueignen. Ein weiterer wichtiger Aspekt ist, ‚ihre‘ oder ‚seine‘ Stadt und damit ‚ihr‘ oder ‚sein‘ neues Leben anderen zu zeigen:

„du brauchst auch deine Familie manchmal, du brauchst auch deine alten Freunde und das ist auch wichtig und miteinander, also irgendwo zu treffen. Ja, das ist auch eine Freude, meine Familie oder meine Freunde hier einzuladen, damit sie hören, wo ich jetzt lebe und hier zusammen Aktivitäten zu machen.“

(Philippe, 24 Jahre, befristet, monolokal)

Bei diesen Besuchen von Familie und Freund*innen werden meist touristische Aktivitäten unternommen, wie Besichtigungen zum Beispiel des MainTower oder Ausflüge in den Taunus. Mehrere Interviewte beschreiben, dass sie sich ohne soziale Kontakte nicht mit der Stadt auseinandergesetzt hätten. Dies betrifft sowohl Bekanntschaften am Arbeitsplatz als auch Familie und Freund*innen, wie Felix im folgenden Zitat ausführt:

„Also das Schöne hier [...] ist, dass, also man wurd hier wirklich gut aufgenommen, also ich mein, ich war in der ersten Woche da und da ging’s irgendwie schon mittwochsabends oder so direkt in irgendeine Kneipe und, oder in nen Restaurant und eigentlich gibt’s alle zwei, drei Wochen irgendeine Veranstaltung mit den Arbeitskollegen, dass man irgendwo hinget und sich in der Nähe was anguckt. Aber von mir aus selbst würd ich das, glaub ich, nicht tun. Also mir jetzt alleine irgendwo was angucken. [CT: *Hmh, also du hast auch nichts gemacht, um die Stadt irgendwie kennenzulernen oder?*] Also meine Freundin war mich mal besuchen, dann sind wir halt einmal durch die Innenstadt gelaufen, haben uns halt irgendwie einen Nachmittag auch die Altstadt angeguckt und sind durch die, durch einen der Parks gelaufen, die es hier gibt. Aber so alleine hätt ich das auch nicht getan.“

(Felix, 31 Jahre, freiberuflich, multilokal)

Auch soziale Kontakte außerhalb des Standorts wie Familie und Freund*innen können daher bei der emotionalen Aneignung eines Standortes eine wichtige Rolle spielen, indem deren Be-

suche Erinnerungen, Erlebnisse und Emotionen schaffen, die mit dem Standort verbunden werden können.

In einigen Fällen ist eine gescheiterte emotionale Aneignung auszumachen. So berichtet beispielsweise Paul, dass er einerseits versucht hat, Freundschaften in Frankfurt aufzubauen und sich andererseits die Stadt über bestimmte Aktivitäten anzueignen. Seine Musik ist für ihn zentraler Anknüpfungspunkt für soziale Kontakte und Freizeitaktivitäten. Da er in Frankfurt vor allem soziale Kontakte über die Arbeit knüpft, scheidet dieser Anknüpfungspunkt häufig aus und eine emotionale Verbundenheit mit dem Standort kann nicht entstehen:

„Das war halt auch selbst von meinem Freundeskreis sind viele am Wochenende aus Frankfurt raus in die Heimat wieder oder woanders mal hin, weil, ja, haben sich halt alle gesagt, ja, in Frankfurt kann man einfach nicht so viel machen. [...] Also ich hab' recherchiert im Internet immer und ich hab' Leute gefragt, die da, ist ja auch ganz schwer Leute aus Frankfurt kennenzulernen. Also, ich, wie gesagt, ich hab' so in meinem Leben jetzt vielleicht so 70, 80 Frankfurter kennengelernt, n bisschen näher. Der Rest ist alles zugezogen, ne? Alles nur wegen der Arbeit und die kannten sich dann halt auch nicht aus, außer die paar, die da wohnten und, ja, der eine hat gar kein Rock gehört oder irgendwas in der Richtung, der pfff, nö, der hat eh Familie, der macht gar nicht viel und der konnte mir jetzt dann auch gar nix sagen. [...] also ich hab' schon versucht Sachen rauszufinden, aber nee. Irgendwann hat man's dann auch sein lassen, weil es irgendwie nichts gab. Und, joa, da hab' ich mich halt verstärkt auf [den vorherigen Wohnort] konzentriert und ...“

(Paul, 27 Jahre, versetzt, monolokal)

Hier wird deutlich, dass er versucht hat, sich die Stadt über diese Anknüpfungspunkte anzueignen, die emotionale Aneignung aber scheitert und der Fokus sich aufgrund dessen wieder dem vorherigen Wohnort zuwendet. In seinen Erzählsequenzen vergleicht er durchgehend beide Standorte und kommt zu dem Schluss, dass Frankfurt viele seiner Standortansprüche nicht erfüllen kann.

Bei einigen multilokal lebenden Paaren ist im Gegensatz dazu eine intendierte Aneignung beider Wohnstandorte zu beobachten. Beide Wohnstandorte und Wohnungen stehen Beiden als Lebensorte offen und sind auf die gemeinsame Nutzung ausgerichtet.

„es sind beide gleichwertiges Zuhause. Weil wir aber auch beide Orte so ausgelegt haben, dass mein Freund und ich jeweils einen Schlüssel haben, dass wir da n Grundstand an Anzieh..., also unsere Sachen sowas haben, dass is wie dann zwei gemeinsame Wohnsitze. [...] Dass, also das war uns schon wichtig, dass wir zwei, also dass wir uns nich so getrennt fühlen, sondern dass man das Gefühl hat, man hat zwei Wohnungen. Und zwar is der eine mal, also ich bin dann schon eher allein in Frankfurt als er, aber er is zum Beispiel auch mal seine Freunde besuchen für n Wochenende, das is dann schon mal alleine in Frankfurt gewesen. Das machts dann auch, dass beides für mich Zuhause is.“

(Friederike, 29 Jahre, selbständig, multilokal)

Dies beinhaltet auch den Aufbau von sozialen Kontakten und Aktivitäten an beiden Orten, das Kennenlernen und die Nutzung beider Orte sowie die gemeinsame Gestaltung zumindest einer der beiden Wohnungen, sodass Beide versuchen, sich den Arbeitsort des*der Partner*in funktional und emotional anzueignen und ein multilokales Doppelwelt-Arrangement aufzubauen (vgl. Hilti 2013). Diese Konstellation ist häufig bei Interviewten zu beobachten, in deren Lebensentwurf die Partnerschaft einen hohen Stellenwert einnimmt. Daneben kann insbesondere bei multilokal lebenden Umziehenden die Aneignung des Arbeitsortes durchaus so erfolgen, dass mit dem Leben in unterschiedlichen Städten jeweils abhängig von der Stadt und dem beruflichen Kontext am jeweiligen Standort unterschiedliche Rollen ausgelebt und unterschiedliche Interessen befriedigt werden können wie im doppelweltlichen multilokalen Arrangement (vgl. Berking/Löw 2005, 2008; Goffman (2011[1959]); Hilti 2013), wie Oliver im folgenden Zitat beschreibt:

„Ein zweites Leben neben dem Leben [am ‚eigentlichen‘ Wohnort]. Was ich halt daran merke, dass es halt ’nen komplett anderes Umfeld is’, meine Freundin ist auch selten bis nie in Frankfurt. Das heißt, sie kennt auch relativ wenig von dem, was ich hier mache. Von daher merk’ ich halt schon, oder ist das schon, ja, das ist halt so für mich Frankfurt, das is’ zweites Leben, das sind andere Themen, andere Sachen, mit denen ich mich hier beschäftige, wie gesagt Motorrad fahren, Fitness-Center.“

(Oliver, unbefristet, multilokal)

Die Bewertung des Aneignungsprozesses ist dabei abhängig von der generellen Deutung räumlicher Mobilität und der jeweiligen Deutung ihrer sozialen Implikationen (siehe Kap. 5.2.2). Olivers Deutung seines Aneignungsprozesses und seiner multilokalen Lebensführung fällt aufgrund der attraktiven Leitungsposition und dem Entgegenkommen seines Arbeitsgebers insgesamt positiv aus, während beispielsweise Andreas und Sebastian in ihren Narrativen die negativen sozialen Implikationen räumlicher Mobilität und den immer wiederkehrenden Aufbau sozialer Kontakte an jedem neuen Standort in den Vordergrund rücken und zu einer insgesamt negativen Deutung räumlicher Mobilität kommen. In den Erzählungen über bisherige Mobilitätserfahrungen sollten zudem die Internalisierung von Mobilitätsanforderungen und das Darstellen der damit verbundenen Erfahrungen und der Offenheit als Motiv nicht unterschätzt werden (vgl. Brodersen 2014).

Es sind in den temporären Arrangements der Interviewten also verschiedene Formen der Aneignung ausgehend von Duckis Konzept der funktionalen und emotionalen Aneignung festzustellen: die funktionale Aneignung ohne emotionale Aneignung, die langsame Entstehung einer emotionalen Aneignung aus der funktionalen Aneignung heraus, die gescheiterte emotionale Aneignung und die gezielte funktionale und emotionale Aneignung mehrerer Standorte. Beweggründe für unterschiedliche Formen der Aneignung sind die Dauer des temporären Arbeitsarrangements, hier die Dauer des Aufenthalts am Standort Frankfurt, die Bedeutung und

das Vorhandensein eines weiteren Lebensorts und insbesondere wie der Aufenthalt gedeutet wird. Letztlich treffen die Interviewten eine Entscheidung, inwieweit eine emotionale Aneignung des Standorts zugelassen wird, inwieweit soziale Kontakte gesucht und deren Entwicklung zu Freundschaften zugelassen werden, inwieweit positive Erlebnisse und Erinnerungen am Arbeitsort zugelassen werden.

5.5.3 „Man kommt mit der Stadt ganz gut klar dann irgendwann“ – Beurteilung von Frankfurt

Frankfurt am Main an sich wird anders wahrgenommen als andere Städte als Arbeitsstandorte in Deutschland und weltweit, wie insbesondere die Erzählungen der Interviewten mit Mobilitätserfahrungen zeigen (vgl. Tippel et al. 2017). Dies verweist auf die Relevanz städtischer Eigenlogiken für die Wahrnehmung einer Stadt in der alltäglichen Praxis (vgl. Berking 2008; Berking/Löw 2005, 2008), denn Frankfurt wird als Projektstandort anders bewertet als Hamburg, München oder Stuttgart. Das Image von Frankfurt als Banken- und Arbeitsstadt mit einer kühlen Atmosphäre ist bei den aus Deutschland zugezogenen Interviewten wirkmächtig. Bei den beiden aus dem europäischen Ausland zugezogenen Interviewten Clara und Philippe herrscht dagegen eher ein Image als attraktive Großstadt vor. Im Prozess der funktionalen und eventuell auch emotionalen Aneignung des Standorts (siehe Kap. 5.5.2) wird das negative Image in den meisten Fällen durch die Kenntnis der Stadt und die Wertschätzung „*schöner Ecken*“ (Max) der Stadt revidiert, wie in den beiden folgenden Zitaten deutlich wird.

„Ich hatte auch nicht so das gute Bild, glaub ich, von Frankfurt. Das war für mich immer so ne, ja, Bankenstadt und mehr nicht so irgendwie. Und das hat jetzt eigentlich erst, also als wir dann überhaupt die Wohnung und so was gesucht haben, habe ich überhaupt n bisschen was von Frankfurt gesehen. Und jetzt, was ich so gesehen hab, ist schon, hat auch nettere Teile sozusagen und, Stadtteile sind ganz hübsch mansche, mansche sind nicht so hübsch.“

(Sabine, 28 Jahre, befristet, monolokal)

„In Frankfurt selber, muss man sagen, Frankfurt in paar Bereichen, ist Frankfurt auch nicht ganz so schlecht wie der Ruf, den Frankfurt hat. Also entgegen langläufiger Meinung hat Frankfurt auch schöne Ecken, die muss man nur kennen und finden. Was in, also in Frankfurt gibt's eben auch Ecken, wo man wirklich sehr angenehm wohnen kann. Da hat man auch ne sehr angenehme Kultur, angenehme Menschen, wo es nicht so kühl oder sonst was ist.“

(Max, 35 Jahre, freiberuflich, multilokal)

Einige wenige Interviewte sehen das negative Image der Stadt durch eine Kultur aggressiven Verhaltens im öffentlichen Raum und die besondere Sichtbarkeit sozialer Ungleichheit zumindest in Teilen auch bestätigt.

„aber ich die, also diese, die Schere zwischen Arm und Reich sehr extrem fand, also, ne, generell, wenn man da irgendwie dann über die Zeil läuft nachts und dann liegen da zehn, 20 Obdachlose in den U-Bahnschächten und, ja, also das hat mich halt irgendwie so geschockt und dann so, die

anderen Frankfurter, die n bisschen schnöselig, wie man, dass man, wenn man weggeht, manchmal halt irgendwie die Lackschuhe rausholen muss.“

(Sebastian, 28 Jahre, versetzt, monolokal)

Darüber hinaus hängt die Bewertung des Standorts von der Deutung des Aufenthalts in Frankfurt – wird der Umzug als freiwillig oder in Teilen erzwungen gedeutet – ab.

„Und als ich jetzt da [am vorherigen Standort] gearbeitet habe und paar Jahre gelebt habe wieder, war das wirklich meine Heimat und ist mir total schwergefallen das loszulassen, muss ich sagen, das ist mir wirklich schwergefallen, [vom vorherigen Standort] wegzugehen. Von [dort] wegzugehen. Vielleicht habe ich das Frankfurt auch immer n bisschen übelgenommen.“

(Petra, 43 Jahre, selbständig, monolokal)

Negative subjektive Deutungen und Assoziationen beeinflussen also das subjektive Bild von der Stadt, obwohl sie nicht mit dem Standort objektiv zusammenhängen. Inwieweit funktionale und emotionale Aneignung möglich sind, hängt daher von der jeweiligen städtischen Eigenlogik und deren Zusammengehen mit subjektiven Präferenzen ab. Max hat sich am vorherigen Projektstandort *„sofort wohlgefühlt“*, während er sich in Frankfurt *„mit der Stadt [...] arrangieren“* muss, damit er sich dort *„halbwegs wohlfühlen kann“*. Hinzu kommt, dass sich die subjektive Deutung einerseits des Aufenthalts, aber auch des Standorts auf die Bereitschaft, sich auf soziale Kontakte und Freundschaften einzulassen, auswirkt. Die städtische Eigenlogik wird in den Erzählungen der Interviewten meistens als *„Mentalität“* des Standorts bezeichnet. Christian fasst dies im folgenden Zitat zusammen, indem er unterschiedliche Standorte seines multilokalen Arrangements vergleicht:

„ich hab in beiden Städten [am ‚eigentlichen‘ Wohnort und am Standort der Partnerin] viele Freunde und der Grund dafür is auch, also, der wird der sein, dass mir die Mentalität liegt, so, ich weiß es nich. So nen Teil wirst du immer selber, so wie trittst du auf, wenn du irgendwo bist, wenn du dich irgendwo wohlfühlst, hast du da auch weniger Schwierigkeiten, loszuziehen und Anschluss zu finden.“

(Christian, 31 Jahre, entsendet, multilokal)

Wie die ‚Mentalität‘ und subjektive Präferenzen sich an einem Standort überschneiden, beeinflusst inwieweit die emotionale Aneignung einschließlich des Aufbaus sozialer Kontakte und Freundschaften sowie positiver Erlebnisse und Erinnerungen am Arbeitsort zugelassen werden (siehe Kap. 5.5.2).

5.6 Psycho-soziale Belastungen

Bezüglich der Narrationen über psycho-soziale und physische Belastungen aufgrund der ungewissen beruflichen und räumlichen Perspektive ist vorab zu beachten, dass sich in kaum einem Interview eine durchgehende Erzählung über die Belastungen oder negativen Begleiterscheinungen

nungen findet, stattdessen ist es für die Interviewten von großer Bedeutung in den Interviews insgesamt eine positive und selbstbestimmte Perspektive auf ihre Lebenssituation zu vermitteln. Die Darstellungen der Belastungen sind daher, ebenso wie die der Strategien, ambivalent.⁶⁷ Die beschriebenen Belastungen resultieren überwiegend aus der doppelten Ungewissheit sowohl hinsichtlich der beruflichen als auch der räumlichen Perspektive. Die berufliche Perspektive schließt die Beschäftigung nach der aktuellen Arbeitsstelle bzw. dem aktuellen Projekt und damit die wirtschaftliche Existenzgrundlage, aber auch die langfristige Berufsbiografie oder Karriere, ein. Hinzu kommt die damit verbundene Ungewissheit über die räumliche Perspektive, d. h. an welchem Standort sich die nächste Arbeitsstelle bzw. das nächste Projekt befindet. Allerdings sind einige Interviewte im Sample lediglich von der Ungewissheit der räumlichen Perspektive betroffen. So werden aufgrund der hohen räumlichen Mobilität in der Beratungstätigkeit mehr Diskontinuität und Kurzfristigkeit empfunden als tatsächlich damit verbunden ist, da Berater*innen sich bei jedem Projekt mit neuen Gegebenheiten, Orten, Personen und Themen vertraut machen müssen (vgl. Sander 2012: 265). Angestellte und Freiberufler*innen in der Beratungstätigkeit entwickeln nicht nur Routinen bei der Einarbeitung in neue Projekte, d. h. neue Themen, Teams und Organisationsweisen, sondern ebenfalls im Umgang mit räumlichen Mobilitätsanforderungen und räumlicher Mobilität (vgl. Kels 2008; Kels/Vormbusch 2009; siehe Kap. 3.3.3). Dies stellt einen wesentlichen Unterschied zu den Unsicherheitserfahrungen dar, die mit einer Aneinanderreihung befristeter Beschäftigungsverhältnisse verbunden sind.

Insbesondere die Interviewten in der Berufseinstiegsphase beschreiben eine „Angst [...] davor keine wirtschaftliche Existenzgrundlage, vernünftige, zu finden“ (Victoria), also nicht nur, ob im Anschluss eine neue Stelle oder ein Projekt gefunden wird, sondern ob eine grundlegende Basis für den weiteren Berufsverlauf aufgebaut werden kann.

„ja, natürlich so diese Frage mit der beruflichen Sicherheit das is auf jeden Fall etwas, was ich mir schon wünschen würde, aber viel wichtiger is mir eigentlich, dass ich eine interessante Tätigkeit habe und, ja, dass, ich sag mal, die Befristung an sich, is ja nich das Problem, so lange man immer noch ne Aussicht hat irgendwie ohne ne größere Lücke daran was anschließen zu können, ne?“

(Gudrun, 38 Jahre, befristet, monolokal)

⁶⁷ Hier wird deutlich, dass gesellschaftliche Konflikte in private Problemlagen umgedeutet und Subjekte zwar mit einer Sprache der Selbstreflexion und Selbststeuerung ausgestattet werden, jedoch ohne die Möglichkeit, Herrschaftszusammenhänge zu reflektieren und umzugestalten (vgl. Koppetsch 2013: 145). Die Selbstthematisierungskultur entspricht dagegen vielmehr den Kriterien des Marktes und seiner Erfolgskultur: Die Darstellung von Erfolgsfähigkeit gewinnt unter den Bedingungen gewandelter Bewährungsproben an Bedeutung für biografische Selbstthematisierungen (vgl. Hardering 2011: 12).

Die Interviewten gehen zwar davon aus, aufgrund ihrer Qualifikation wieder eine Anschlussstelle oder ein -projekt zu finden, allerdings bleibt die Ungewissheit über die Rahmenbedingungen und den Standort bestehen. Die Ungewissheit über die berufliche Perspektive erhöht die Bereitschaft, für die nächste Stelle oder das nächste Projekt wieder umzuziehen, und begünstigt die unhinterfragte Internalisierung beruflicher Mobilitätsanforderungen. Zudem wirkt sich die Ungewissheit auf die private Lebensplanung aus, indem dauerhafte Entscheidungen hinausgezögert oder vermieden werden, wie Nina im folgenden Zitat beschreibt:

„Und ich würde, wie gesagt, auch deutlich mehr planen, also längerfristig planen, wenn es jetzt ein unbefristeter Vertrag wäre. Ich hab aber die Erfahrung gemacht, dass ich immer irgendwo wieder ne Arbeitsstelle gefunden habe, die mir auch gefallen hat und deswegen bin ich da eigentlich, ich will jetzt nicht sagen entspannt, aber ich bin nicht verunsichert. Das ist halt, ich denk mir auch immer so, wie es kommen soll, so kommt es. Und bislang hab ich immer irgendwo ne Arbeit gefunden, die mir auch gefallen hat. Deswegen, ich denk mal, mit einer guten Ausbildung, wenn man bereit ist, mobil ist und bereit ist zu wechseln, dann findet man auch was. Natürlich wär' es schön, mal etwas Unbefristetes vorab zu haben, einfach um privat auch mal Dinge planen zu können. Weil, man plant privat viele Dinge nicht, das muss man ganz klar sagen. Das ist halt auch so ein gesellschaftliches Phänomen, denk' ich. Man kriegt ja auch deutlich später Kinder, wenn man jetzt studiert hat. Also, man Akademiker ist, als wenn man jetzt eine Lehre gemacht hat, dann ist man ja zu einem viel früheren Lebenszeitpunkt gefestigt in seinen Strukturen. [...] Ich hätte auch gerne einfach irgendwann mal was Dauerhaftes, zumindest länger als zwei Jahre. Wo man dann einfach so ein bisschen Wurzeln schlagen kann und dann halt so die ganz klassischen Sachen, also, ich hätt schon gerne irgendwann eine Familie, das ist so das, was ich mir vorstellen kann.“

(Nina, 32 Jahre, befristet, multilokal)

Berufsbedingte räumliche Mobilitätsanforderungen werden daher kaum hinterfragt, vielmehr stellt die Darstellung von Motilität und Mobilitätsbereitschaft und das Nachkommen der Mobilitätsanforderungen eine Strategie dar, um eine Anschlussbeschäftigung zu sichern und damit Arbeitslosigkeit zu vermeiden. Belastend wirkt diese Ungewissheit über die räumliche Perspektive, da ein konstanter *Place of Home* und die damit verbundene Sicherheit, um Lebensentscheidungen zu treffen, fehlt. Vor diesem Hintergrund werden zwar befristete, aber doch längerfristige Arbeitsverträge, beispielsweise Fünf-Jahres-Verträge, als vergleichsweise erstrebenswert betrachtet, da sie zumindest in diesem längerfristigen Rahmen eine private Lebensplanung ermöglichen. Es werden daher zum Teil Anstrengungen unternommen – wenn schon keine dauerhafte Perspektive in Aussicht ist – die temporäre Perspektive in Frankfurt zumindest um einige Jahre zu verlängern. Ein Beispiel dafür ist Clara, die aus den USA für ihren Masterabschluss in die Schweiz gezogen ist, auch die Promotion dort absolvierte und ihren Partner kennengelernt hat. Beide arbeiten nun als Wissenschaftler*in an einem Institut in Frankfurt und versuchen trotz der kurzfristigen Verträge eine längerfristige Perspektive in Frankfurt für sich zu schaffen:

„So these are decisions that my boyfriend and I kind of make together and so we hope that we can kind of, yeah, sort of set down some broods here a little bit in this area for the next five years instead of kind of continuing to live this student life where we kind of move from place to place all the time. But, yeah, I think that's, the biggest concern is that at least with these, the scientist's positions you don't get a, anything longer than a two-year-contract. So it's hard to make some of these plans and really trying to make some permanent plans about to do, yeah, shall we buy a house? You know, stuff like this. [lacht] Shall we get an apartment? You know, so. But, yeah, so this is kind of our optimistic outlook that we hope we can find something that will kind of, that will be longer than just this two-year-contract, so.“

(Clara, 31 Jahre, befristet, monolokal)

„andere Leute fangen dann an, irgendwie zum Beispiel ein Haus mit eigenem Garten und dann pflanzen die da ihre eigenen Sachen an und dann sieht man das so und dann denkt man, hätten wir eigentlich auch ganz gerne. [lacht] So was in die Richtung, aber, ja, ist irgendwie völlig klar, dass das die nächste Zeit dann nicht geht, weil man einfach nicht weiß, wo man bleibt und wo man überhaupt nen Job findet, der mal nicht mehr befristet ist.“

(Sabine, 28 Jahre, befristet, monolokal)

Diese Ungewissheit über den Verbleib an der aktuellen Arbeitsstelle bzw. dem Projekt führt dazu, dass antizipierte Erwartungen und Anforderungen des Arbeitgebers tendenziell übererfüllt werden, um in einer als kompetitiv wahrgenommenen Situation die Aussichten auf eine Anschlussbeschäftigung beim gleichen Arbeit- oder Projektgeber oder die Attraktivität für den nächsten Arbeit- oder Projektgeber zu erhöhen. Diese Unsicherheit des Arbeitsverhältnisses führt zu einem Zustand der Kritisierbarkeit und Daueranpassung (vgl. Bröckling 2007). Nicht nur die Übergänge zwischen den verschiedenen Arbeitsstellen und Projekten, sondern auch die einzelnen Projekte werden über die gesamte Dauer als Bewährungsprobe aufgefasst (vgl. Kels 2008), da sie in eine Anschlussbeschäftigung oder einen unbefristeten Arbeitsvertrag münden könnten.

„Ich glaub, ich hab mich am Anfang auch jetzt beruflich sehr unter Druck gesetzt, um zu sagen, du hast jetzt hier zwei Jahre, um zu zeigen, dass du was kannst, dass die dich übernehmen sollen oder dass du zumindestens n gutes Zeugnis kriegst und ich glaub, das war, grade im ersten Jahr hab ich da sehr, sehr krampfhaft mich irgendwo dran orientiert und zu zeigen, du musst jetzt hier ganz ganz viel machen und dich von den anderen abheben.“

(Andreas, 36 Jahre, befristet, monolokal)

„also n bisschen unter Druck setzt man sich als Externer natürlich schon, weil man auch nen guten Eindruck hinterlassen möchte, damit auch die nächste Verlängerung kommt. Wobei das nicht immer so nötig ist, wie man sich das auch selber auferlegt.“

(Felix, 31 Jahre, freiberuflich, multilokal)

„If I can somehow convince my boss or the institute or whatever that I'm, you know, extremely hard working and, you know, can get everything done maybe I'll have a better chance that, you know, continuing to work here, so, ja, that's definitely part of it.“

(Clara, 31 Jahre, befristet, monolokal)

Aus „*Ungewissheit*“ machen sich die Subjekte „*selber n Druck*“ (Andreas). Um in der Karriere weiterzukommen oder um überhaupt einen Anschlussvertrag zu bekommen, wird „*a perfect CV*“ benötigt und „*it's every hard to do that if you aren't constantly working and kind of keeping up with everything*“ (Clara).

„ich denke, das is genau ein bisschen das Problem mit dieser wissenschaftlichen Arbeit und so. Man, es is immer ein bisschen competitive, you know, falls Du 36 bist und hat kein richtig Papiers und hat kein, you know, tralala, es is schle..., es is schwierig, ein Job zu finden.“

(Clara, 31 Jahre, befristet, monolokal)

Dieser durch die Ungewissheit erzeugte Druck führt zu einer permanenten Optimierung und Selbstoptimierung der Arbeitsorganisation und der eigenen (Berufs-)Biografie (siehe Kap. 2.1.2). Aufgrund dieses Drucks können Arbeitgeber befristete Arbeits- oder Projektverträge als Instrument nutzen, um das Engagement und die Leistungsbereitschaft ihrer Mitarbeiter*innen zu erhöhen. Nach Hardering (2011) werden biografische Unsicherheiten, die aufgrund befristeter Perspektiven entstehen, gezielt zur Disziplinierung und Leistungssteigerung der Beschäftigten eingesetzt und sind damit Bestandteil von Subjektivierungsregimen (siehe Kap. 2.1.2). Ein Teil des Umgangs mit dieser Situation ist das Offenhalten unterschiedlicher Beschäftigungsoptionen durch mehrere Arbeitsstellen oder Projekte zur gleichen Zeit (vgl. Rosa 2005). Dies geht mit einer hohen Arbeitsbelastung und einer starken Entgrenzung zwischen den Optionen, aber auch zwischen Beruf und Privatleben, einher.

Bei Sander (2012: 192, 213, 317) thematisieren Befragte in unterschiedlichen Typen der Deutung und des Umgangs mit befristeter Beschäftigung und Unsicherheit die Gefahr einer Burnout-Erkrankung.⁶⁸ Im vorliegenden Sample thematisiert lediglich ein Interviewter eine zurückliegende Burnout-Erkrankung. Diese hing einerseits mit der starken Identifikation in der Beratungstätigkeit mit dem Beruf und des fehlenden Ausgleichs aufgrund der Abwesenheit vom ‚eigentlichen‘ Wohnort zusammen, wie Norbert ausführt:

„Weil das geht eben bei uns in der Branche sehr schnell, dass man überpaced oder sich verleiten lässt oder auch das Schöne und Spannende, ne, da muss man trotzdem an nem gewissen Punkt muss man aufhören können, ne. Das ist eben so, wenn ich an nem bestimmten Thema arbeite und das wirklich kitzlich ist und das auch ne Herausforderung darstellt und wo ich seh, man kommt voran, ne, und dann lässt man eben nicht um sechs den Hammer fallen, ja. Dann geht es auch schnell mal bis um zehn, um elf, ne, und man kriegt gar nicht so richtig mit, das man eigentlich schon völlig kaputt ist, ja, und dass es fast gar nicht mehr effektiv ist. Man bildet sich

⁶⁸ Auch Kratzer (2003: 87) konnte zeigen, dass in der IT-Beratung eine zentrale Anforderung „in der Selbstorganisation der Grenzen zwischen dem eigenen Unternehmen und einerseits den Kunden, „wünschen“, andererseits den eigenen Bedürfnissen und Ansprüchen“ besteht. Denn nicht der eigentliche Arbeitgeber bestimmt die Arbeitszeiten und -orte, sondern ausgehend von den Bedürfnissen des Kunden und den zur Verfügung stehenden Ressourcen der/die Beschäftigte selbst (vgl. Kratzer 2003: 159).

ein, oh noch nen kleinen Schritt weiter und dann hast du's, dann hast du's. Aber so diesen inneren, ne, das ist so wie ne innere Sucht nach Befriedigung, also das ist schon Befriedigung, ne, Arbeit befriedigt mich auch, das ist klar, in irgendwo ner Art und Weise, ganz logisch, ne. Aber da muss man dann wirklich kategorisch an bestimmten Stellen und das hab ich eben auch gelernt, ne, dann sagen, Schluss jetzt hier, Punkt, morgen ist n anderer Tag, ne. Das man sich nicht selbst überfordert an der Stelle wieder. Das passiert bei uns in der Branche doch relativ häufig, dass man sich selbst überfordert und man kriegt das gar nicht so mit, ja, erst wenn es dann zu spät ist, ne. Und dann mit der Freizeit und Ausgleich und so, das ist dann eben auch nicht gegeben. Der Ausgleich hier ist halt doch nicht so, wie n Ausgleich zu Hause, ne. Und wenn man sich dann den ganzen Tag eigentlich überfordert hat und findet dann abends nicht den Ausgleich, kann dann vielleicht sogar nachts nicht schlafen, weil man noch an bestimmte Sachen denkt, das macht man so, ich sag mal, n paar Wochen lang und dann plötzlich kommt der bitterböse Hammer, ne. Dann sagt, streikt nämlich der Körper, sagt der, nee, nee, so geht das nicht mehr.“

(Norbert, 44 Jahre, entsendet, multilokal)

In den meisten Fällen entspricht die Projektplanung einschließlich der Kapazitäten nicht dem tatsächlichen Aufwand. Es muss daher zwischen einer echten Selbstorganisation, in der die damit verbundenen Anforderungen als grundsätzlich bewältigbar angesehen werden und einer erzwungenen Selbstorganisation, deren zentrale Anforderung darin besteht, das eigentlich Unmögliche noch möglich zu machen, unterschieden werden (vgl. Kratzer 2003: 203). In der IT-Branche übernehmen die Externen häufig den Part, das Unmögliche doch noch möglich zu machen und „die retten dann in der Regel die Projekte“ (Felix).

Vor dem Hintergrund dieser Subjektivierungsregime kommt es zu einer Priorisierung des Beruflichen gegenüber dem Privaten bei den Subjekten. Dies wird als eine der zentralen Belastungen beschrieben. Ein Teil dessen ist die Abwesenheit von wichtigen sozialen Beziehungen, Familie, Partner*innen und Freund*innen und der Schwierigkeit, innerhalb kurzer Zeit neue Kontakte aufzubauen und zu Freundschaften zu entwickeln, um am Arbeitsort ebenfalls über Bezugspersonen zu verfügen (siehe Kap. 5.4). Die Flexibilitäts- und Mobilitätsanforderungen des Beruflichen bzw. des Arbeitsmarktes stehen daher in Kontrast zu privaten Bedürfnissen. Dies wird von den Interviewten als unterschiedlich belastend beschrieben.

„Aber man muss natürlich aber trotzdem sagen, dass wir natürlich schon auch sehr, oder ich speziell auch sehr schon damit Probleme hatte mit diesem Umzug nach Frankfurt. Also auch wenn das dort für uns schon relativ einfach war, sich zumindest über, was den Job angeht, sich zu integrieren, war es natürlich doch auch schon ne gewisse, (vor allem auch) durch die Trennung von eig..., vom alten Umfeld schon ne sehr starke Umgewöhnungsphase.“

(Thorsten, 34 Jahre, versetzt, monolokal)

Wie bereits beschrieben wurde, werden private Lebensentscheidungen zurückgestellt, solange die Ungewissheit über die berufliche und räumliche Perspektive besteht. Dies bezieht sich nicht nur auf Lebensentscheidungen wie Eigentumserwerb und Familiengründung, sondern auch auf

das Eingehen potenziell längerfristiger sozialer Beziehungen, die eine emotionale Verbundenheit beinhalten, wie Partnerschaften und sogar Freundschaften.

„Ich bin also momentan, auch gerade was so private Entscheidungen angeht, nehm ich's gern so als Ausrede, och, ich bin ja beruflich, ich weiß ja nie, wo ich bin irgendwann mal, ich muss mich ja jetzt nich binden oder ich kann mich ja grade nich binden oder ich möchte jetzt da auch keine Entscheidungen treffen, also ich fürchte fast, ich nehm das immer so n bisschen als Vorwand momentan und, aber prinzipiell is so mein Plan, jetzt erstma das Berufliche, soweit die Schafe ins Trockene zu bringen, dass ich sag, ok, das is ne langfristige Perspektive, das is was, wo du ne gewisse berufliche Selbstverwirklichung hast oder zumindestens nich dran zugrunde gehen wirst und dann schauen wir ma, dass wir das Private noch in ne Puschen kriegen, wobei, ja, da is man ja mittlerweile auch schon fast in nem Alter, wo man, wo's n bisschen schwieriger wird, sag ich mal so. Aber ich muss sagen, ich hab's halt immer erst so vom Beruflichen in letzter Zeit aufgeknüpft und beruflich heißt ja letztlich auch, von dem Ort, wo man dann is. [...] Ich lass mir gern relativ viele Optionen offen und das führt dann oft dazu, dass man keine Entscheidungen trifft, aber, ja.“

(Andreas, 36 Jahre, befristet, monolokal)

Auch diesem Zitat wird die Priorisierung des Beruflichen – die Unterordnung des Privaten unter die beruflichen Flexibilitäts- und Mobilitätsanforderungen – und zum anderen auch deren unhinterfragte Internalisierung deutlich, denn *„beruflich heißt ja letztlich auch, von dem Ort, wo man dann is“* (Andreas), d. h. es besteht wenig subjektiver Einfluss auf die berufliche Standortentscheidung. Wie bereits in Kapitel 5.4 ausführlich dargestellt wurde, stellen fehlende soziale Kontakte und Freundschaften am Arbeitsort eine der wesentlichen Belastungen in temporären Arbeitsarrangements dar, denn es fehlen alltägliche soziale Interaktion und emotionale Unterstützung durch vertraute Personen, zu denen bereits eine emotionale Bindung aufgebaut wurde. Zum einen wird der Prozess des immer wiederkehrenden Aufbaus neuer Kontakte, die sich vielleicht zu Freundschaften entwickeln können, als belastend beschrieben und zum anderen die Aufrechthaltung von Freundschaften über die Distanz nach einem neuerlichen Wechsel des Standorts. Freundschaften werden zudem mit Zuhause, emotionaler Aneignung und Bindung an den jeweiligen Ort assoziiert (siehe Kap. 5.4.3, 5.5.1, 5.5.2; Nadler 2014). Diese Ergebnisse widersprechen damit Autor*innen, die von dem Bedeutungsverlust sozialer Bindungen in ungewissen Zeiten ausgehen (vgl. u. a. Sennett 2000; Bauman 2003b; Bröckling 2007), stattdessen gewinnen sie in einer urbanisierten und globalisierten Welt an Bedeutung (vgl. Thrift 2005; Bunnell et al. 2012; Kathiravelu/Bunnell 2018).

Ein weiterer Aspekt ist, dass aufgrund der Priorisierung des Beruflichen privates Engagement in anderen Lebensbereichen zurückgestellt wird, um eine Fokussierung auf die berufliche Karriere zu ermöglichen, wie Clara im folgenden Zitat ausführt. Die gegenwärtigen Subjektivierungsregime beinhalten demnach einen Zwang, die subjektive Arbeitskraft ökonomisch einzuteilen und nur in den karriererelevanten Bereichen einzusetzen.

„der Trainer [ihres Fußballvereins] hat mich gefragt, ja, kannst du vielleicht die U16er girls auch co-trainieren? Wir brauchen auch ein Co-Trainer and dann ich hab gedacht, ja, you know, weißt du, ich könnte das machen, aber ich weiß es nicht, ob ich sollte das machen, weil ich muss ein bisschen an meine career denken and ich muss ein bisschen, you know, diese Stelle ein bisschen nachlaufen und I have to make sure that, you know, my job is coming first and that I, my career isn't finalised, aber ja, falls ich, you know, falls ich hab in diese Zeitpunkt gewusst, yeah, I have a five-year-contract here, I don't have to worry about anything, ja, vielleicht ich könnte ein bisschen mehr Zeit für diese Dinge mal finden, ich könnte, und, ja. Und ich hab diese Mädels, die arbeitet an die Bank, geguckt and sie ist ein Co-Trainer, aber das ist ihre Leben, sie geht in Arbeit und geht, you know, daheim, dann ist es fertig and sie hat ein contract und, you know, alles ist organisiert und sie muss nicht an die andere Dinge dran denken, you know, sie, es is alles ein bisschen fixiert für sie and, ja. Ich denke das, you know, es is etwas anders als ich hab, ja, gewollt, aber, ja, I think I could... I can see it being easier like that too.“

(Clara, 31 Jahre, befristet, monolokal)

Von einigen Interviewten wird die Priorisierung des Beruflichen zuungunsten des Privaten auch als der Widerspruch beschrieben, sich am falschen Standort zu befinden, an dem sich die Subjekte nicht zuhause fühlen. Thorsten beschreibt es als ein Gefühl, *„da zu leben, wo man sich eigentlich nicht hingehört fühlt“*.

Auch eine als prekär empfundene Wohnsituation am Arbeitsstandort oder auch an mehreren Lebensstandorten kann über einen längeren Zeitraum als belastend empfunden werden (siehe Kap. 5.3.2), da die Unterkunft nicht als sichere Basis des alltäglichen Lebens dienen kann. Wie bereits dargestellt wurde (siehe Kap. 5.1.3, 5.3.2), ermöglichen ungewöhnliche Wohnarrangements in der Berufseinstiegs- und Qualifizierungsphase eine multilokale Lebensführung auch unter begrenzten finanziellen Rahmenbedingungen. In diesen Fällen reichen die Wohn- und Mobilitätsarrangements in den definitorischen Grenzbereich der residenziellen Multilokalität, da die Verfügungs- und Gestaltungsrechte über die Übernachtungs- und Wohngelegenheiten eingeschränkt sind. Gerade bei den ungewöhnlichen Arrangements sind subjektiv relevante Dinge über mehrere Orte verteilt, deren Zugänglichkeit – wie bei Lucy und Victoria – nur zu bestimmten Zeiträumen gewährleistet ist. Der Arbeitsstandort in Frankfurt wird meistens nicht als Zuhause empfunden, da dort keine relevanten Dinge aufbewahrt werden und es keine Gestaltungsmöglichkeiten der Wohnung gibt. Die eingeschränkte Zugänglichkeit am ‚eigentlichen‘ Wohnstandort aufgrund der Untervermietung hat zur Folge, dass die Interviewten von subjektiv relevanten Dingen und Mobiliar abgeschlossen sind. Aus diesem Grund fühlen sie sich in keiner der beiden Wohnungen zuhause. Die emotionale und funktionale Aneignung des Arbeitsstandorts wird erschwert, da sie nicht von einer sicheren Basis aus erfolgen kann. Insbesondere im Fall von Lucy sind sowohl die Wohnsituation am ‚eigentlichen‘ Wohnort (das untervermietete WG-Zimmer) als auch die Wohnsituation in Frankfurt (die Projektwohnung des Partners) prekär, ihre Verfügungs- und Gestaltungsrechte über beide Wohnungen sind eingeschränkt. Die Situation wird von ihr deshalb als belastend wahrgenommen. Prekäre Wohnar-

rangements sind meist in den Berufseinstiegs- und Qualifizierungsphasen zu finden, wenn noch kein ausreichendes Einkommen für eine multilokale Lebensführung mit zwei eigenen Wohnungen zur Verfügung steht.

Eine weitere Belastung, die von den Interviewten beschrieben wurde, sind die Reisen zwischen unterschiedlichen Standorten, für die sowohl zeitliche als auch monetäre Kosten aufgebracht werden müssen. Einige Interviewte thematisieren, dass sie sich aufgrund des vielen Reisens „*angegriffen*“ fühlen und leichter krank werden (Stefan). Die Reisen zwischen den Standorten verursachen, insbesondere in der Anfangsphase des Arrangements, bei manchen Interviewten Stress, aber in der Mehrheit wird die Reisetätigkeit routinisiert und stellt kein Problem mehr dar (siehe Kap. 6.1). Insbesondere die zeitlichen Kosten werden als Belastung wahrgenommen, die die zur Verfügung stehenden Reproduktionszeiten erheblich reduziert, denn die Reisezeiten können in den seltensten Fällen als Arbeitszeit angerechnet werden. Bei den Angestellten in der Beratungstätigkeit oder in Managementpositionen werden zwar die monetären Reisekosten übernommen, nicht jedoch die zeitlichen Kosten als Arbeitszeit angerechnet. Bei den befristet Beschäftigten und Beschäftigten in der Einstiegs- und Qualifizierungsphase wurden solche Fragen gar nicht thematisiert, sodass zu vermuten ist, dass die Arbeitgeber unter Umständen gar nicht von den Mobilitätsarrangements ihrer Angestellten wissen.

Bei Norbert haben die Belastungen aufgrund der temporären Perspektive und insbesondere der wiederkehrend temporären beruflichen und räumlichen Perspektive zu einer Burnout-Erkrankung geführt (siehe Kap. 5.2.2). Aus diesem Grund denkt er über Ausstiegsoptionen aus der gegenwärtigen beruflichen Situation nach, wie er im folgenden Zitat beschreibt.

„Allerdings werd ich das [die Beratertätigkeit] garantiert nicht bis zu meinem Rentenalter machen [lacht], das ist ganz klar. Also ich, perspektivisch hab ich jetzt für mich erst mal geplant noch zehn Jahre, ja. ich kenne andere Kollegen, externe Berater, Freelancer, die auch schon kurz vor der Rente stehen und die das immer noch machen. das werde ich garantiert nicht tun. Ja, weil das doch zu sehr an die Substanz geht, ja, das alles, was ich beschrieben habe, das ist doch ein Job, der sehr viel Kraft kostet, inklusive der ganzen Reisetätigkeit und dem Getrenntsein von der Familie die Woche über. das will ich nicht bis zu meinem Rentenalter, Eintrittsalter irgendwann machen müssen, das ist definitiv klar. Es wird da irgendwas anderes geben. Es, eine Alternative habe ich gerade kurz beschrieben, ne, das ist noch nicht so ausgegoren die ganze Geschichte, könnte aber ne Alternative sein, und was anderes, ja, dass man halt vor Ort bei nem Anwender, also bei nem Kunden sozusagen, im Managementbereich dann irgendwo nen Job hat. Das ist auch denkbar, aber dann eben, ja, Richtung zu Hause, ne.“

(Norbert, 44 Jahre, entsendet, multilokal)

Berater*innen gehen nach einiger Zeit in der Beratertätigkeit – wenn sie genug Projekterfahrung gesammelt haben – oft in Inhouse-Positionen in Unternehmen, die die entsprechende Software einsetzen, und können die an sie gestellten Mobilitätsanforderungen dadurch wesentlich verrin-

gern. Eine derartige Ausstiegsoption ist für befristet Beschäftigte so nicht zu erreichen, die Interviewten im Sample sprachen zumindest nicht die Aussicht auf eine unbefristete Arbeitsstelle an, aus diesem Grund wirken ihre Unsicherheitsempfindungen deutlich stärker.

Die ungewissen beruflichen und räumlichen Perspektiven sind mit verschiedenen psychosozialen Belastungen verbunden, denn die beschriebenen Ungewissheiten führen zu einer Überanpassung an antizipierte Erwartungen und Anforderungen des Arbeitgebers, um in einer als kompetitiv wahrgenommenen Situation die Aussichten auf eine Anschlussbeschäftigung oder ein neues Projekt zu erhöhen. Dieser Druck führt zu einer permanenten Optimierung und Selbstoptimierung der Arbeitsorganisation und der eigenen (Berufs-)Biografie, die sich in einer Priorisierung des Beruflichen gegenüber dem Privaten – der Unterordnung des Privaten unter die beruflichen Flexibilitäts- und Mobilitätsanforderungen – ausdrücken. Dies kann das Hinauszögern privater Entscheidungen und die Vermeidung intensiver sozialer Beziehungen sowie die häufig als belastend empfundene Abwesenheit von anderen relevanten sozialen Kontakten und Standorten sein. Aber auch das mit der multilokalen Lebensführung verbundene Reisen und dessen Kosten sowie die mit ungewöhnlichen Wohnarrangements verbundenen fehlenden Gestaltungs- und Aneignungsspielräume werden als Belastungen innerhalb der temporären Lebensarrangements empfunden.

5.7 Synthese der Ergebnisse

Die Analyse der Lebenswelten an temporären Arbeitsstandorten hat gezeigt, dass die Organisation von Arbeit in Projekten und die damit verbundenen räumlichen Mobilitätsanforderungen mit wechselseitig miteinander verknüpften beruflichen, räumlichen und sozialen Unsicherheitserfahrungen verbunden sind (siehe Tab. 4) und subjektiv mit unterschiedlichen Strategien und Praktiken zu bewältigen gesucht werden. In beruflicher Hinsicht beinhalten die Unsicherheitserfahrungen mittelfristige Erwägungen wie die Frage nach der an die aktuelle Stelle/das aktuelle Projekt anschließenden Arbeitsstelle oder des Projektes, aber ebenso langfristige Erwägungen wie die Frage nach der dauerhaften Beschäftigungsfähigkeit sowie biografisch nach der Berufslaufbahn. In kurzfristiger Hinsicht beinhaltet die Dimension ebenso die neue Arbeitsumgebung (neue Organisationsabläufe, Einarbeitung in das Projekt und das entsprechende Team). In der Berufseinstiegsphase werden diese Fragen als besonders verunsichernd wahrgenommen (siehe Kap. 5.1.2). Unmittelbare Reaktionen darauf sind die Überanpassung beim aktuellen Arbeit-/Projektgeber, die dauerhafte Arbeit an der Berufsbiografie und die Internalisierung berufsbedingter räumlicher Mobilitätsanforderungen – insgesamt die Priorisierung des Beruflichen gegenüber dem Privaten (siehe Kap. 5.6).

Im Fokus der vorliegenden Arbeit standen davon ausgehend die sozial-räumlichen Aneignungsstrategien insbesondere des Arbeitsstandortes. In der vorliegenden Arbeit konnte dementsprechend gezeigt werden, dass bei wiederholten berufsbedingten Standortwechseln bestimmte Kenntnisse und Funktionen hinsichtlich des Arbeitsstandortes (wie Wohnen, Infrastruktur, räumliche Orientierung, lokale Spezifika) jedes Mal neu angeeignet werden müssen. Dieser Kreislauf aus Ankunft, Aneignung und Weggang stellt das zentrale Element räumlicher Unsicherheitserfahrungen im Kontext befristeter Beschäftigungsverhältnisse bzw. Projekte und damit verbundener unsicherer räumlicher Perspektiven dar. Darüber hinaus ist der Standort des nächsten Projekts ebenso ungewiss wie die Frage nach einem permanenten Wohnstandort. Soziale Kontakte, Beziehungen und Bindungen sind eine zentrale Dimension sozial-räumlicher Verortung, die sehr stark von wiederkehrender räumlicher Mobilität beeinträchtigt wird (siehe Kap. 5.4), da die Aneinanderreihung von Standortwechseln die Aufrechterhaltung und Pflege langfristiger enger Freundschaften erschwert und/oder deren aktive Aufrechterhaltung über eine größere Distanz erfordert. Der Aufbau neuer Freundschaften an immer neuen Standorten ist nicht nur anstrengend, sondern zugleich mit vielfältigen Ungewissheiten verbunden. Dies stellt den zentralen Aspekt sozialer Unsicherheitserfahrungen dar, die eng mit den räumlichen Unsicherheitserfahrungen verbunden sind.

Tabelle 4: Dimensionen von Unsicherheitserfahrungen

Dimensionen	Ausprägungen	
	kurzfristig	langfristig
beruflich	Nächste Arbeitsstelle/nächstes Projekt Neue Arbeitsumgebung (Einarbeitung in Organisationsabläufe, Projekt, Team)	Berufslaufbahn Beschäftigungsfähigkeit
räumlich	Neuer Standort Neuaufbau und -organisation des alltäglichen Lebens (einschließlich Infrastrukturen und Wohnen)	Permanenter Wohnstandort/ <i>Place of Home</i>
sozial	Aufrechterhaltung und Pflege von Freundschaften an vorherigen Standorten (Re-)Aktivierung sozialer Kontakte am neuen Standort	Bestand enger Freundschaften, Beziehungen und Bindungen sowie deren Verlässlichkeit

Quelle: eigene Darstellung

Die Subjekte entwickeln unterschiedliche Strategien und soziale Praktiken, die anhand der gewählten Mobilitätsformen – multilokale Lebensführung, monolokale Lebensführung und

deren Zwischenformen – differenziert werden können und dazu dienen, die beschriebenen Unsicherheiten zu bewältigen und mit ihnen umzugehen. Dabei ist zu beachten, dass die drei Mobilitätsformen keineswegs eindeutig voneinander abgrenz- und unterscheidbar sind und auch die einzelnen Praktiken nicht immer eindeutig einer Mobilitätsform und den damit einhergehenden Strategien und Praktiken zuzuordnen sind. Vielmehr lassen sich auch innerhalb der drei Mobilitätsformen unterschiedliche Strategien und soziale Praktiken des Umgangs identifizieren. Dennoch stellen diese Mobilitätsformen eine analytisch sinnvolle Differenzierungsmöglichkeit unterschiedlicher Strategien und sozialer Praktiken innerhalb des Samples dar. Die Unterscheidung der jeweiligen Mobilitätsformen stützt sich auf das Vorhandensein von Unterkünften an mehreren Standorten einschließlich der Verfügungs- und Gestaltungsrechte und auf die sozial-räumliche Verortung, und ob diese überhaupt intendiert wird oder nicht, an den jeweiligen Standorten.

Die multilokale Lebensführung kann als eine Mobilitätsform zur Bewältigung der diskutierten Unsicherheitserfahrungen und zur Befriedigung des subjektiven Bedürfnisses nach Stabilität und Kontinuität betrachtet werden. Sie wird als Strategie gewählt, um den ‚eigentlichen‘ Wohnort als einen konstanten *Place of Home* und Verbindungen zu relevanten Anderen an diesem Ort aufrechtzuhalten. Damit stellt sie im Wesentlichen eine *sozial-räumliche „Erhaltungsstrategie“* dar, wie bereits Hilti (2013: 241) für bestimmte Formen multilokaler Lebensführungen feststellt, denn die Erhaltung und Fokussierung auf den ‚eigentlichen‘ Wohnort stellt *das zentrale Stabilisierungselement* innerhalb dieser Mobilitätsform dar. Dies schließt die sozialen Kontakte, Beziehungen und Bindungen an diesem Standort ein. Diese Mobilitätsform ist – unter anderem aufgrund der dafür benötigten finanziellen Ressourcen, aber auch aufgrund der bereits eingegangenen Bindungen – eher in einer bereits etablierten Berufs- und Lebensphase vorzufinden. Die Erwerbsarrangements umfassen daher insbesondere die unbefristete Projektarbeit an wechselnden Standorten, aber auch befristete Arbeitsverträge. Die Ausgestaltung der Mobilitätsarrangements unterliegt dem Fokus auf diesen einen relevanten Standort, d. h. die gewählten Mobilitätsarrangements dienen dazu, die Erhaltung – die regelmäßige und planbare Anwesenheit – des ‚eigentlichen‘ Wohnorts sicherzustellen. Aufgrund der (angestrebten) Regelmäßigkeit und Planbarkeit werden das Erwerbs- und Mobilitätsarrangement stark routinisiert, dies spiegelt sich in allen in dieser Arbeit angesprochenen Dimensionen. Bereits bei der Wahl des Projekts – und damit des Standorts – wird die Distanz zum ‚eigentlichen‘ Wohnstandort und damit die Praktikabilität des gesamten Arrangements als Entscheidungskriterium einbezogen (siehe Kap. 5.2.1). Beim Wohnen am Arbeitsstandort wird darauf geachtet, dass die Wohnsituation zwar ‚so angenehm wie möglich‘ ist angesichts der Einschränkung der zeitweisen Abwesenheiten vom eigentlich fokussierten Ort, aber dennoch so reversibel wie möglich

bleibt. Dabei werden Investitionen in die Wohnung weitgehend vermieden. Ganz ähnlich verhält es sich mit den sozialen Kontakten am Arbeitsstandort: Sie bleiben bewusst beschränkt auf ‚Arbeitsbekanntschaften‘ und werden nicht zu Freundschaften entwickelt, um das multilokale Lebensarrangement jederzeit wieder aufgeben zu können. Die Aneignung des Arbeitsstandortes erfolgt ebenso lediglich in funktionaler Hinsicht mit dem Ziel, das gesamte Erwerbs- und Mobilitätsarrangement so effizient wie möglich gestalten zu können, während eine emotionale Aneignung eher vermieden wird, was allerdings nicht immer gelingt. Ein effizientes Erwerbs- und Mobilitätsarrangement dient dazu, die mit der multilokalen Lebensführung verbundenen zeitlichen Restriktionen aufgrund der Reisezeiten zwischen den Orten und der Rhythmen der An- und Abwesenheiten an den Standorten (vgl. Duchêne-Lacroix 2009; Jurczyk et al. 2009; van der Klis 2009; Reuschke 2010; Hilti 2013) möglichst auszugleichen. Wie die Einrichtung des ‚temporären Lebensmodells‘ wird auch das Reisen zwischen den Standorten routinisiert und zum Teil auch ritualisiert (vgl. u. a. Poppitz 2009; Hilti 2013; Schad im Erscheinen). Dementsprechend stellen die Abwesenheiten vom ‚eigentlichen‘ Wohnort und den dort verorteten relevanten Anderen sowie die Reisezeiten dieser Mobilitätsform inhärente Belastungen dar. Vorherige Mobilitätserfahrungen, wie sie zum Beispiel Beschäftigte in der Beratungstätigkeit haben, helfen dabei, das multilokale Lebensarrangement effizient ausgestalten zu können.

Demgegenüber stellt die ‚monolokale‘ Lebensführung eine Strategie dar, um sich den neuen Arbeitsstandort zu erschließen und dort möglichst eine Bleibeoption zu schaffen. Damit stellt die ‚monolokale‘ Lebensführung eine *sozial-räumliche Erschließungsstrategie* dar, die sich auf den Arbeitsstandort richtet. Für diese Strategie kann ebenfalls die Charakterisierung der *provisorischen Sesshaftigkeit* gewählt werden: Die Subjekte richten ihr Leben an diesem Standort gewissermaßen so ein, als könnten sie dort bleiben. In dieser Strategie drückt sich daher am stärksten der Wunsch nach und der Versuch der Etablierung eines festen Wohn- und Arbeitsstandorts aus. An vorherigen Wohnstandorten und sonstigen relevanten Standorten werden keine weiteren Unterkünfte aufrechterhalten oder regelmäßig aufgesucht. Aus diesem Grund erscheint es sinnvoll, diese Strategie mit dem Begriff ‚monokal‘ zu charakterisieren, obwohl damit keineswegs aussagt werden soll, dass die Subjekte, die diese Strategie wählen, dauerhaft an diesem Standort bleiben (können) oder generell immobil sind. In verschiedener Hinsicht wird es von den Subjekten aber beabsichtigt, den neuen Arbeitsstandort beruflich und sozial-räumlich zu erschließen und anzueignen. Abseits des Beruflichen beinhalten die Strategien zur Aneignung des neuen Arbeitsstandorts die folgenden Lebensbereiche: die Wohnung, den Freundeskreis und Freizeitaktivitäten. Die Wohnung wird – zumindest provisorisch – gestaltet und soll als *Home* angeeignet werden, ebenso wie der Arbeitsstandort, der funktional aber in vielen Fällen auch gezielt emotional angeeignet wird. Zum Teil wird die Wohnsituation sogar

so gestaltet, als könnten die Subjekte bleiben, das bedeutet, dass das oben beschriebene Provisorium, das Leben im Wartestand und das Verharren auf dem Status des Studierendenlebens abgelehnt und gezielt vermieden wird (siehe Kap. 5.3.3). Stattdessen wird zum Teil sogar mit dem Gedanken gespielt, Wohneigentum anzuschaffen. Hinsichtlich sozialer Kontakte und Freizeitaktivitäten wird die Integration in einen Freundeskreis und lokale Vereine angestrebt. Der Wunsch nach einer dauerhaften oder zumindest längerfristigen Perspektive führt zum Ausblenden der temporären beruflichen und räumlichen Perspektive und zu einer Strategie der Stabilisierung des aktuellen Arrangements. Die Standortentscheidung wird dabei zum einen Teil gemeinsam innerhalb der Paarbeziehung getroffen, sodass beide Partner*innen gemeinsam an den neuen Standort ziehen oder der Suchraum wird auf Standorte beschränkt, zu denen bereits Bezüge bestehen oder an denen soziale Kontakte vorhanden sind, die dann reaktiviert und intensiviert werden können. Auch eine aktive Beteiligung in Vereinen findet statt, ebenfalls mit der Intention soziale Kontakte abseits des beruflichen Umfelds aufzubauen. Hier ist im Gegensatz zu den Subjekten, die die Strategie der multilokalen Lebensführung wählen, auch das Eingehen enger sozialer Beziehungen und Bindungen nicht *per se* ausgeschlossen, auch wenn auch hier gewisse Vorbehalte aufgrund der begrenzten Aufenthaltsdauer bestehen. Die zentralen Stabilisierungselemente innerhalb dieser Strategie sind vielfältig: Sie können in der Partnerschaft liegen und im intendierten Bleiben am Standort. Zugleich sind in dieser Strategie die Belastungen stark ausgeprägt, sie bestehen in der nichtsdestotrotz vorhandenen räumlichen (und zum Teil beruflichen) Ungewissheit und den damit verbundenen Belastungen (siehe Kap. 5.6.1), insbesondere der wiederholt notwendigen Aneignungsprozesse.

Die Zwischenform, die zwischen der multilokalen und der monolokalen Lebensführung angesiedelt ist, stellt eine *sozial-räumliche Optionsstrategie* dar, denn sie ist in erster Linie auf die Erhaltung verschiedener Optionen, insbesondere sozialer Kontakte, Beziehungen und Bindungen, aber auch Arbeitsoptionen, an anderen Standorten gerichtet. Diese beruflichen Optionen und sozialen Bindungen stellen auch das zentrale Stabilisierungselement in diesen Arrangements dar. Bei dieser Mobilitätsform kann es sich ebenfalls um eine multilokale Lebensführung handeln; sie findet dann aber jenseits der ‚klassischen‘ Definition einer multilokalen Lebensführung mit Verfügungs- und Zugangsrechten für die Wohngelegenheit statt (siehe Kap. 5.1.3, 5.3.2 für die ungewöhnlichen Wohnarrangements). Die Wohnarrangements werden zum einen durch die Zustimmung Anderer und zum anderen durch die zeitweilige Untervermietung von Unterkünften ermöglicht, damit sind sie nicht jederzeit verfügbar und werden nicht regelmäßig aufgesucht. Dies stellt das zentrale Kriterium dieser Mobilitätsform dar. Insbesondere in der Berufseinstiegsphase dient diese Mobilitätsform daher dazu, trotz mangelnder finanzieller, aber mit Unterstützung sozialer Ressourcen eine vorhandene soziale Mehrfachverortung in ein

Mobilitätsarrangement zu übersetzen. Die Subjekte sind bestrebt, den Arbeitsstandort sozial-räumlich zu erschließen und zugleich relevante soziale Kontakte, Beziehungen und Bindungen an anderen Standorten zu erhalten. Dies ist häufig die Folge stark eingeschränkter Entscheidungsspielräume hinsichtlich Arbeitsstelle und Arbeitsstandort, wie sie in der Berufseinstiegsphase typisch sind. Am Arbeitsstandort wird häufig ein ungewöhnliches Wohnarrangement gewählt, das wenig Gestaltungsspielräume beinhaltet. Noch prägender sind diese Arrangements allerdings an den weiteren Standorten, an denen Optionen offengehalten werden sollen, da die Aufrechterhaltung sozialer und beruflicher Optionen, nicht des Standorts an sich, im Mittelpunkt steht. Die intendierte sozial-räumliche Erschließung des Arbeitsstandorts scheitert häufig, sowohl was die Erschließung eines Freundeskreises als auch die emotionale Aneignung des Arbeitsstandortes angeht. Dies ist möglicherweise zurückzuführen auf zwei Aspekte, die zugleich die zentralen Belastungen dieser Mobilitätsform darstellen. Die Subjekte vermissen einen – auch provisorischen – *Place of Home* einerseits aufgrund der mangelnden Gestaltungsspielräume hinsichtlich der Wohnung und der fehlenden subjektiv bedeutsamen Dinge dort. und zum anderen da sich die relevanten sozialen Kontakte, Beziehungen und Bindungen an anderen Standorten befinden und aufgrund dessen der Fokus auf diese Standorte gerichtet bleibt.

Bei den Zwischenformen und der monolokalen Lebensführung werden berufliche und damit verbunden räumliche Optionen durch ein räumlich disperses soziales Netzwerk offengehalten. An vielen zentralen Standorten befinden sich soziale Kontakte, die jeweils den Einstieg an den verschiedenen Standorten erleichtern. Diese Strategie untermauert die große Bedeutung eines verzweigten Netzwerks zumindest loser Kontakte an unterschiedlichen Standorten als soziales Kapital (siehe Kap. 5.3.2; vgl. Granovetter 1973; Bourdieu 1982; Ong 1999), das im Laufe einer Mobilitätsbiografie an zahlreichen Standorten aufgebaut wird (Ohnmacht et al. 2008). An jedem Standort müssen zwar jeweils neue Kontakte aufgebaut werden, diese bleiben bei einem Wegzug aber immer als zumindest lose Kontakte bestehen, die gegebenenfalls auch wieder an einen anderen Standort umziehen oder Zugang zu ihren Kontakten an bestimmten Standorten eröffnen. Je größer also dieses Netzwerk aus losen Kontakten, desto mehr Standortoptionen stehen dem Subjekt offen. Dieses Netzwerk beeinflusst berufliche Standortentscheidungen, indem die Jobsuche auf Standorte beschränkt wird, in denen bereits (lose) Kontakte bestehen (siehe Kap. 5.2.1; Toppel et al. 2017).

Die drei dargestellten Mobilitätsformen unterscheiden sich hinsichtlich des Fokus auf den Arbeitsstandort und weitere relevante Standorte sowie die Hierarchie der Standorte untereinander. Sie sind in unterschiedlichem Maße auf die Erhaltung ‚alter‘ Standorte und die Erschließung des ‚neuen‘ Arbeitsstandorts gerichtet, sowohl, und auch getrennt voneinander, in sozialer und

räumlicher Hinsicht. Zudem sind die Mobilitätsformen mit je spezifischen Stabilisierungselementen und zugleich Belastungen verbunden.

Tabelle 5: Dimensionen temporärer Lebensarrangements nach Mobilitätsformen

Dimensionen	Multilokal Sozial-räumliche Erhaltungstrategie	Zwischenformen Sozial-räumliche Optionsstrategie	Monolokal Sozial-räumliche Erschließungsstrategie
Standortentscheidung	Distanz zum ‚eigentlichen‘ Wohnort	Sehr eingeschränkte Entscheidungsspielräume	Vorhandene Bezüge und soziale Kontakte
Erwerbsarrangements	Projektarbeit	Projektarbeit, befristete Arbeitsverträge	Befristete Arbeitsverträge, Versetzungen
Wohnen und Wohnformen	Arbeits-/Projektwohnung Geringe Gestaltungsspielräume	Ungewöhnliche Wohnarrangements, Wohngemeinschaften	Eigene Wohnung mit Gestaltungsspielräumen
Soziale Kontakte und Freundschaften	‚Arbeitsbekanntschaften‘	Gescheiterte Integration	Reaktivierung und Intensivierung bestehender Kontakte
Aneignung	Lediglich funktionale Aneignung	Gescheiterte emotionale Aneignung	Intendierte emotionale Aneignung
Strategien und Stabilitätsanker	Routinisierung/ökonomisierte Lebensführung ‚eigentlicher‘ Wohnort	Relevante Freundeskreise an anderen Standorten Offenhalten von Optionen an anderen Standorten	Partnerschaft Intendiertes Bleiben
Belastungen	Reisezeiten	Wohnsituation ohne Gestaltungsspielräume und subjektiv bedeutende Dinge	Räumliche Ungewissheit Wiederholte Aneignungsprozesse

Quelle: eigene Darstellung

6. Fazit und Schlussfolgerungen

Die vorliegende Arbeit beschäftigt sich mit den Lebenswelten temporär aus beruflichen Gründen Umziehender und deren Wohnen und sozial-räumlicher Verortung am temporären Arbeitsort. Auf der Basis 23 semi-strukturierter Interviews wurde der Zusammenhang von Erwerbs-, Mobilitäts- und Wohnarrangements mit den Dimensionen der Deutung, der Strategien zur Herstellung von Stabilität und Kontinuität, den Strategien der Aneignung der Standorte, der Wohnformen, der sozialen Kontakte und Freundschaften sowie der psycho-sozialen Belastungen der Subjekte analysiert. Dies soll einen Beitrag leisten, um mögliche Veränderungen des Wohnens und der sozial-räumlichen Verortung unter den Bedingungen flexibilisierter Arbeitsmärkte, zunehmender beruflicher Mobilitätsanforderungen und berufsbedingter räumlicher Mobilität zu analysieren. Im Folgenden werden daher die zentralen Ergebnisse der Arbeit nochmals zusammenfassend dargestellt, um die übergreifende Forschungsfrage zu beantworten (siehe Kap. 6.1) sowie Implikationen für zukünftige Forschung in diesem Themenfeld und Forschungsbedarf, der sich aus dieser Arbeit ergibt, zu skizzieren (siehe Kap. 6.2).

6.1 Wohnen und sozial-räumliche Verortung unter den Bedingungen flexibilisierter Arbeitsmärkte

Die Auslöser für die untersuchten temporären Aufenthalte liegen in verschiedenen Ausprägungen flexibilisierter Arbeitsmärkte, wie befristeten Beschäftigungsverhältnissen, Projektarbeit und Entsendungen oder Versetzungen. Seltener werden die Arrangements aus subjektiven Gründen als temporär konzipiert. In der vorliegenden Arbeit wurde es vermieden, einen Fokus auf bestimmte Hierarchieebenen oder Branchen zu richten, in denen räumliche Mobilität besonders gefordert ist und von den Arbeitgebern daher besonders gerahmt wird. So konnten Beschäftigte und Selbständige mit hohen berufsimmanenten Mobilitätsanforderungen und in denen räumliche Mobilität insbesondere aus der zunehmenden Befristung der Beschäftigungsverhältnisse resultiert, verglichen werden. Ein besonders intensiver Blick konnte aufgrund des erreichten Samples auf Erwerbstätige in der Berufseinstiegs- und Etablierungsphase geworfen werden, die am stärksten von flexibilisierten Arbeitsmärkten betroffen sind.

In Zusammenhang mit befristeten Stellen oder Projekten, die berufsbedingte räumliche Mobilität auslösen, wurden verschiedene Subjektivierungsmechanismen der Arbeitgeber sichtbar. Zum einen zeigt der Blick auf die befristet Beschäftigten, dass die durch befristete Beschäftigung an unterschiedlichen Standorten ausgelöste räumliche Mobilität den Arbeitgebern meist

weder bekannt ist noch durch diese irgendwie gerahmt, unterstützt oder erleichtert wird. Es bestehen also keine etablierten betrieblichen Rahmungen dieser Form berufsbedingter räumlicher Mobilität (vgl. Kesselring 2012): Da sie selbst organisiert wird, wird sie von den Arbeitgebern nicht berücksichtigt und bleibt Privatsache der Subjekte. Die damit verbundenen Kontingenzen müssen von den Subjekten somit selbst bewältigt werden. Gleichzeitig verstärken die Praktiken einiger Arbeitgeber sogar die von den Subjekten ohnehin empfundene Ungewissheit bzw. nutzen diese intendiert zur Leistungssteigerung der Subjekte, beispielsweise wenn Projektarbeiter*innen und befristet Beschäftigte über Vertragsverlängerungen bewusst längere Zeit im Unklaren gelassen werden, um eine hohe Arbeitsleistung zu gewährleisten. Hohe berufliche Mobilitätsanforderungen werden zum Teil mit Mängeln im Lebenslauf (z. B. Arbeitslosigkeit, Themenwechsel) der Subjekte gerechtfertigt. Die ungewisse berufliche und räumliche Perspektive führt ohnehin zu einem permanent erhöhten Leistungsdruck, denn die Übergänge zwischen Stellen und Projekten werden jeweils als Bewährungsprobe für den weiteren Berufsverlauf gedeutet. Durch überdurchschnittlich hohe Leistungen versuchen die Subjekte sich in eine gute Ausgangsposition für den Übergang in das nächste Projekt bzw. die nächste Stelle zu bringen. Innerhalb der beschriebenen Arbeitsmärkte, die inzwischen stark über Projekte organisiert werden, empfinden die Subjekte eine hohe Eigenverantwortung für die Sicherstellung einer Anschlussbeschäftigung und der eigenen Beschäftigungsfähigkeit im Allgemeinen, die sie stärker den Subjektivierungsregimen der Arbeit- und Auftraggeber aussetzt, die jedoch nicht mit entsprechenden Handlungsoptionen unterlegt sind.

Vor diesem Hintergrund werden die durch befristete Arbeitsstellen und Projektarbeit ausgelösten Mobilitätsanforderungen und räumliche Mobilität von den Subjekten als berufsimmanent gedeutet, damit findet eine Normalisierung und Internalisierung berufsbedingter räumlicher Mobilitätsanforderungen auch ohne wesentliche Statusgewinne, sondern vielmehr zur Statuserhaltung statt. Die einfache weithin internalisierte Logik lautet: Wer einen Job möchte, muss den damit verbundenen Mobilitätsanforderungen nachkommen. Dies geht bei einer Aneinanderreihung befristeter Arbeitsstellen oder Projekte mit ungewissen beruflichen und räumlichen Perspektiven einher. Befristet Beschäftigte sind daher gegenüber Entsendeten oder Versetzten von einer doppelten Ungewissheit sowohl hinsichtlich beruflicher und als auch räumlicher Perspektiven betroffen. Unterschiedliche Zeiträume und die unterschiedliche Verlässlichkeit der Dauer des Aufenthalts beeinflussen wie Ungewissheit in beruflicher und räumlicher Hinsicht empfunden wird und sich auf die Lebensarrangements der Subjekte auswirkt.

Die Deutungsmuster der Subjekte in diesem Zusammenhang sind ambivalent, denn einerseits eröffnet Mobilität neue berufliche, räumliche und soziale Optionen und auf der anderen Seite kann sie mit dem Verlust bestehender beruflicher, räumlicher und sozialer Optionen, und ins-

besondere wichtiger sozialer Beziehungen und Freundschaften, einhergehen. Im Umgang mit ungewissen beruflichen und räumlichen Perspektiven wird daher von den Subjekten ein Optionenmanagement betrieben, in dem sich mehrere berufliche als auch räumliche Optionen offengehalten werden (vgl. Rosa 2005; Bröckling 2007). Das Management beruflicher Optionen besteht darin, Arbeitsstellen, Projekte und Themen möglichst lange in der Hinterhand zu halten, um sich zusätzliche Handlungsoptionen zu verschaffen, auf die bei Bedarf zurückgegriffen werden kann, und so die Ungewissheit zumindest partiell zu mindern. Das Offenhalten räumlicher Optionen besteht zum einen darin, soziale Beziehungen und Bindungen sowie Wohngelegenheiten an anderen Standorten aufrechtzuerhalten, um gegebenenfalls dorthin zurückkehren zu können oder einen ersten Zugang zu dem Standort zu haben.

Die Flexibilisierung der Arbeitsmärkte, die damit verbundenen Mobilitätsanforderungen sowie die beruflichen und räumlichen Kontingenzen und deren Bewältigung haben wesentliche Auswirkungen für das Wohnen und die sozial-räumliche Verortung, insbesondere am Arbeitsstandort. Denn an temporären Arbeitsstandorten sind die Lebenswelten durch eine „permanent temporariness“ (Hui 2016: 76) gekennzeichnet: Die begrenzte zeitliche Perspektive des Aufenthalts und die damit verbundenen Ungewissheiten wirken sich auf das gesamte Lebensarrangement und alle Lebensbereiche aus. Dies gilt sowohl für den Arbeitsstandort als auch darüber hinaus. Der temporäre Aufenthalt am Arbeitsort kann in drei Phasen – Aneignung, Konsolidierung und Abschied – unterteilt werden. In der ersten Phase steht insbesondere die funktionale Aneignung des Standortes, das heißt die benötigten Infrastrukturen zu finden und soziale Kontakte zu (re-) aktivieren, insgesamt der Aufbau des temporären Arrangements, im Vordergrund, während in der Abschiedsphase die Suche nach einem neuen Projekt bzw. einer neuen Arbeitsstelle im Mittelpunkt steht, am zu verlassenden Standort nur noch die nötigsten sozialen wie materiellen Investitionen getätigt werden und der Abschied vorbereitet wird. Dieser wiederkehrende Kreislauf aus Ankommen, Aneignen und Wiederverlassen(-müssen) stellt das zentrale Element räumlicher Unsicherheitserfahrungen im Kontext befristeter Beschäftigungsverhältnisse bzw. Projekte und damit verbundener unsicherer räumlicher Perspektiven dar.

Wohnen behält auch in einer kontingenten Arbeitswelt seine Bedeutung als basales menschliches Bedürfnis (siehe Kap. 3.7.1) und stellt einen zentralen Baustein des Arrangements am temporären Arbeitsstandort dar, der für die Ausbildung von Ortsbindung nicht zu unterschätzen ist (vgl. Plöger 2016). Die Wohnung stellt den Ausgangspunkt der alltäglichen Praxis und den zentralen Ankerpunkt am Arbeitsstandort dar, während die gewählten Wohnformen den temporären Charakter des Arrangements widerspiegeln. Die beschriebenen Wohnarrangements, in denen keine Verfügungsrechte über die Wohnung bestehen, das heißt, in denen eine der Wohnungen oder eines der Zimmer dauerhaft oder regelmäßig untervermietet wird, ermög-

lichen multilokal Lebenden in der Berufseinstiegs- und Qualifizierungsphase eine multilokale Lebensführung, die sonst aufgrund finanzieller Restriktionen nicht möglich wäre. Aufgrund der temporären Perspektive am Arbeitsstandort können die empfundenen Defizite hinsichtlich des Wohnens vor sich selbst gerechtfertigt und relativiert werden. Auch hinsichtlich der Gestaltung der Wohnung und der darin befindlichen Dingwelt werden geringe Investitionen getätigt und Defizite empfunden. Bei multilokal Lebenden wird meist eine deutliche Differenz zwischen der Wohnung/dem Haus am ‚eigentlichen‘ Wohnort und der Übernachtungsgelegenheit am Arbeitsstandort aufrechterhalten. Die ‚Übernachtungsgelegenheit‘ ist oft auf die eigene Abwesenheit und zum Teil auf Besuche von relevanten Anderen ausgerichtet, denn die „Reversibilität des Mobilitätsarrangements“ soll zumindest symbolisch erhalten werden (vgl. Kaufmann 2002), so werden reversible Mobilitätsformen durch ebenso reversible Wohnformen und -situationen ergänzt. Die Wohnsituationen bei temporär Umziehenden sind von der temporären Perspektive des Aufenthalts geprägt und darauf ausgerichtet, wieder rückgängig gemacht zu werden. Zudem kommt Symbolen für den eigentlichen Wunschort, den „domestic memories“, eine hohe Bedeutung in der Gestaltung zu (vgl. Walsh 2006). Die Anschaffung bestimmter Dinge, beispielsweise Sofas, Küchen, wird als Absage an ein mobiles Leben und als Einschränkung der Motilität gedeutet. Die Internalisierung des Mobilitätsimperativs wird demnach insbesondere in der Einrichtung und Ausstattung der Wohnung buchstäblich sichtbar. Der narrativen und symbolischen Darstellung eines mobilen Lebensstils, von Mobilitätsbereitschaft und -kompetenz kommt vor dem Hintergrund der Internalisierung beruflicher Mobilitätsforderungen immense Bedeutung zu. Für das subjektive Wohlbefinden, gerade an einem fremden Standort, sind jedoch die Wohnung und die darin befindliche Dingwelt von großer Bedeutung, so werden Nicht-Orte eher abgelehnt, denn sie erleichtern zwar das routinierte Handeln, erschweren aber die emotionale Aneignung (vgl. Augé 1994; Duyvendak 2011). Zum anderen erschweren prekäre Wohnsituationen und Einschränkungen hinsichtlich der Gestaltungs- und Aneignungsmöglichkeiten, dass die Wohngelegenheit als sichere Basis der alltäglichen Praxis und vertrauter Ort am fremden Standort dienen kann. Dies ist besonders in Wohnarrangements ohne Gestaltungs- und Verfügungsrechte der Fall. Das Wohnen verliert daher nicht an Bedeutung, wie von einigen Autor*innen vermutet wird (vgl. Schroer 2006), sondern es behält einerseits seine funktionale Bedeutung als Reproduktions- und Aufbewahrungsort sowie seine emotionale Bedeutung als Ort zur Versicherung der eigenen Identität und der Kontinuität am neuen Standort, daher wird die Wohngelegenheit am Arbeitsort häufig als ‚provisorisches Zuhause‘ oder ‚Zuhause auf Zeit‘ bezeichnet. Die symbolische Funktion des Wohnens wird auf die Darstellung eines mobilen und flexiblen Lebensstils reduziert. Die gewählten Wohnformen und ihre materielle Ausgestaltung sind ebenfalls von der begrenzten zeitlichen Perspektive des Aufenthalts geprägt.

Die sozial-räumliche Verortung ist gleichsam durch die begrenzte zeitliche Perspektive des Aufenthalts und einen provisorischen Charakter des Arrangements geprägt. Die multilokale Lebensführung in unterschiedlichen Ausprägungen stellt eine Schlüsselstrategie im Umgang mit ungewissen beruflichen und räumlichen Perspektiven und zur Herstellung eines konstanten *Place of Home* dar. Die Mobilitätsarrangements der Subjekte ergeben sich zudem aus der Notwendigkeit, mit relevanten Anderen an anderen Orten in Verbindung zu bleiben. Dies kann sowohl in klassischen, weitgehend stabilen Arrangements multilokaler Lebensführung geschehen, in denen die Beweggründe für die multilokale Lebensführung meist Familie und Partnerschaft sind. Doch auch soziale Beziehungen und Bindungen außerhalb von Partnerschaft und Familie wie Freundschaften haben eine so hohe Bedeutung für das Leben der Subjekte, dass sie ausschlaggebend für die Begründung multilokaler Arrangements sind (vgl. Beck-Gernsheim 1994; Thrift 2005; Weiske im Erscheinen). Eine hohe Relevanz in diesem Kontext haben Mobilitätsarrangements, die in den Grenzbereich der multilokalen Lebensführung fallen, da die Subjekte über keine formalen Zugangsrechte für die Wohnung verfügen und von der Zustimmung anderer abhängig sind (vgl. Weichhart/Rumpolt 2015). Die Grenzen zwischen Multi- und Monolokalität verschwimmen insbesondere in diesen Fällen und sind nicht mehr eindeutig. Neben den in der Multilokalitätsforschung ausführlich untersuchten Formen multilokaler Lebensführung mit Verfügungs- und Gestaltungsrechten über die Wohngelegenheiten (Ausnahmen sind beispielsweise Hilti 2013 und Nadler 2014), können Abwesenheiten vom Arbeitsstandort durch Anwesenheiten bei wechselnden relevanten Anderen an verschiedenen Standorten begründet sein, die ich ebenfalls als multilokale Lebensführung benennen möchte, da sie ganz eindeutig mehrfach verortet sind.

Die sozial-räumliche Verortung am Arbeitsort setzt sich aus drei Bedeutungsdimensionen zusammen, die wechselseitig miteinander verschränkt sind:

- Funktional: Der Arbeitsort stellt einen Ankerpunkt der alltäglichen Lebenspraxis dar (zumindest unter der Woche), an dem die Subjekte sich auskennen, relevante Orte kennen und ihr alltägliches (Arbeits-)Leben organisieren.
- Sozial: Der Arbeitsort kann einen Ausgangspunkt für das soziale Leben bilden, der mit bedeutungsvollen sozialen Beziehungen und Bindungen verbunden wird.
- Emotional: Es besteht eine Verbundenheit mit dem Standort aufgrund relevanter Ereignisse, Erlebnisse und Erinnerungen und/oder aufgrund einer biografischen Bedeutung.

Bei einer Aneinanderreihung mehrerer Ortswechsel oder bei kurzen Aufenthalten erlangt der Arbeitsort nicht in allen Dimensionen eine Bedeutung.

Bei den multilokal Lebenden – und zum Teil auch bei den multilokal Verorteten – findet meist eine Hierarchisierung der Wohnstandorte statt, in der der Arbeitsstandort meist funktional,

aber nicht emotional oder sozial angeeignet wird. Der ‚eigentliche‘ Wohnort behält eine höhere emotionale und soziale Relevanz für die Subjekte und bleibt der eigentliche Lebensmittelpunkt. Für die alltägliche Praxis und die Herstellung von Stabilität und Kontinuität am Arbeitsstandort ist es dennoch wichtig, sich in für die alltägliche Lebensführung relevanten Bereichen der Stadt auszukennen und alltägliche Routinen auszubilden. Im Zuge dessen kann schleichend auch eine emotionale und soziale Aneignung des Arbeitsstandortes entstehen.

Soziale Kontakte, Beziehungen und Bindungen sind eine zentrale Dimension der sozial-räumlichen Verortung, die sehr stark von wiederkehrender räumlicher Mobilität berührt wird, denn die Aneinanderreihung von Ortswechsellern erschwert die Aufrechterhaltung und Pflege langfristiger enger Freundschaften und/oder erfordert deren aktive Aufrechterhaltung (vgl. Colic-Peisker 2010). Dies ist der zentrale Bestandteil sozialer Unsicherheitserfahrungen, die eng mit den räumlichen Unsicherheitserfahrungen verbunden sind. Aufgrund der fehlenden räumlichen Nähe können Freundschaften zentrale Unterstützung wie spontanen Austausch und Unterstützung nicht mehr bieten. Dennoch besteht in der Regel an jedem (neuen) Standort das Bedürfnis nach sozialer Interaktion und zunächst vor allem einfachen sozialen Kontakten mit Informations- und Aktivitätsorientierung. Die Gesamtdauer des Aufenthalts und die Rhythmen der An- und Abwesenheit bestimmen die Bereitschaft und die Möglichkeiten, soziale Kontakte zu knüpfen und zu Freundschaften zu entwickeln. Zum Teil vermeiden es die temporär Umziehenden, enge und emotionale Kontakte zu schließen, um sich nicht zu fest zu verwurzeln und den Ort leicht wieder verlassen zu können. Entwickeln sich soziale Kontakte zu Freundschaften oder relevanten sozialen Beziehungen kann meist auch eine emotionale Verbundenheit mit dem Standort entwickelt werden. In den temporären Arbeitskontexten, die in der vorliegenden Arbeit beschrieben wurden, sind die Zeiträume allerdings meist zu kurz und zu fluide, um solche emotionalen Beziehungen und Freundschaften dauerhaft aufzubauen.

Insgesamt hängt die sozial-räumliche Verortung am Arbeitsstandort entscheidend von der Intention der Subjekte ab, sich auf den Arbeitsstandort einzulassen. Die Deutung berufsbedingter räumlicher Mobilität und der Standortattraktivität ist zentral für die sozial-räumliche Verortung am Arbeitsstandort: Je deutlicher berufsbedingte räumliche Mobilität innerhalb des Kontinuums als struktureller Zwang und ohne handlungsrelevante Alternativen gedeutet wird, desto eher wird eine Verortung am Arbeitsstandort oder das Eingehen sozialer Kontakte abgelehnt. Der Fokus bleibt dann auf dem ‚eigentlichen‘ Wohnort oder anderen früheren Wohnorten. Daneben werden aber provisorische Formen der sozial-räumlichen Verortung gefunden: In funktionaler Hinsicht wird meist – auch wenn der Arbeitsstandort als solcher abgelehnt wird – eine Kenntnis des Ortes erreicht, die alltägliche Routinen und Praktiken ermöglicht. In der sozialen Bedeutungsdimension werden oft keine emotional bedeutsamen sozialen Kontakte

oder Freundschaften entwickelt, durchaus aber aktivitäts- und informationsorientierte Kontakte und Freundschaften. Eine emotionale Verbundenheit mit dem Standort wird allerdings nur in seltenen Fällen ausgebildet.

Als zentrales Ergebnis der Arbeit konnten drei unterschiedliche Mobilitätsformen – die multilokale Lebensführung, die monolokale Lebensführung und deren Zwischenformen – identifiziert werden. Die multilokale Lebensführung stellt eine sozial-räumliche Erhaltungsstrategie dar, die primär auf die Erhaltung des ‚eigentlichen‘ Wohnorts gerichtet ist, während die ‚monolokale‘ Lebensführung eine sozial-räumliche Erschließungsstrategie darstellt, die auf die Aneignung des Arbeitsstandorts gerichtet ist. Die Zwischenformen, die zwischen der multilokalen und der monolokalen Lebensführung angesiedelt sind, stellen sozial-räumliche Optionsstrategien dar, da sie auf die Erhaltung beruflicher und sozialer Optionen an unterschiedlichen Standorten gerichtet sind. Diese drei Mobilitätsformen können anhand des Vorhandenseins von Unterkünften an mehreren Standorten einschließlich der Verfügungs- und Gestaltungsrechte und der sozial-räumlichen Verortung an diesen Standorten, und ob diese überhaupt intendiert wird, unterschieden werden. Besonders prägend sind der Fokus auf den Arbeitsstandort und weitere relevante Standorte sowie die Hierarchie der Standorte untereinander. Die drei identifizierten Mobilitätsformen sind in unterschiedlichem Maße auf die Erhaltung ‚alter‘ Standorte und die Erschließung des ‚neuen‘ Arbeitsstandorts gerichtet, sowohl, und auch getrennt voneinander, in sozialer und räumlicher Hinsicht. Zudem sind die Mobilitätsformen mit je spezifischen Stabilisierungselementen und zugleich Belastungen verbunden.

6.2 Implikationen für zukünftige Forschung

Aus den einzelnen Ergebnissen ergeben sich Implikationen und weiterer Forschungsbedarf in einigen Themenfeldern, die nun zusammenfassend dargestellt werden:

Arbeitgeberperspektive: Die vorliegende Arbeit konnte das Themenfeld beruflicher Mobilitätsanforderungen und berufsbedingter räumlicher Mobilität lediglich aus der Perspektive der Erwerbstätigen beleuchten. In zukünftigen Arbeiten sollte daher die Perspektive der Arbeitgeber stärker einbezogen werden (vgl. Scott 2013). Es wäre beispielsweise zu untersuchen, wie unterschiedliche betriebliche Rahmungen berufsbedingter räumlicher Mobilität bzw. deren Fehlen die Ausgestaltung der Erwerbs- und Mobilitätsarrangements in unterschiedlichen Branchen und auf unterschiedlichen Hierarchieebenen beeinflussen. Zum anderen ist jenseits der ausführlich beforschten Eliten systematisch zu untersuchen, inwieweit Arbeitgebern die Mobilitätsarrangements ihrer Beschäftigten (insbesondere bei befristet Beschäftigten und Beschäftigten in der Einstiegs- und Qualifizierungsphase) bekannt sind und wie sie damit umgehen.

Zum Teil wurden bereits Empfehlungen zum Umgang mit berufsbedingter räumlicher Mobilität in der betrieblichen Interessenvertretung und der gewerkschaftlichen Arbeit gegeben, allerdings auch eher mit dem Blick auf Branchen und Berufe, in denen berufsbedingte räumliche Mobilität besonders gefordert ist (vgl. Brandt 2010). Auch hier sollten räumliche Mobilitätsanforderungen, die durch Projektarbeit und befristete Beschäftigung entstehen, stärker in den Blick genommen werden. Zum anderen sollte die Arbeitgeberperspektive im Hinblick auf Migration und Mobilität verstärkt untersucht werden (vgl. Scott 2013), um mögliche dahinter liegende Subjektivierungsregime stärker hinterfragen zu können.

Standortentscheidungen: Bereits bei der Suche nach einer Anschlussstelle bzw. -projekt wird der Suchradius eingeschränkt auf Standorte, zu denen zumindest schwache soziale oder biografische Verbindungen bestehen (vgl. Pareja-Eastaway et al. 2010; Toppel et al. 2017). Die Arbeit zeigt daher die Relevanz dieser sozialen und biografischen Verbindungen zu den Standorten auch in hauptsächlich beruflich motivierten Standortentscheidungen und widerspricht damit den klassischen Migrations- und Mobilitätstheorien, die einseitig berufliche Motive zur Erklärung von interregionalen Standortentscheidungen heranziehen, sowie neueren Ansätzen, die Standortentscheidungen bei Hochqualifizierten auf „amenities“, Toleranz und Offenheit eines Standorts reduzieren (vgl. Florida 2002, 2004). Die wenigen Wahlmöglichkeiten zwischen Arbeitsstellen bzw. Projekten und Standorten bestätigen zudem die empirische Relevanz von „no-choice decisions“ für Hochqualifizierte (Martin-Brelot et al. 2010). Zum Teil werden die Entscheidungs- und Handlungsspielräume hinsichtlich der verwobenen Erwerbs-, Standort- und Mobilitätsentscheidungen als so gering empfunden, dass von einem Zwangscharakter gesprochen werden kann, insbesondere wenn Erwerbs- und damit Standortalternativen fehlen, denn Erwerbslosigkeit stellt meist keine Alternative dar. In zukünftigen Arbeiten könnte untersucht werden, inwiefern die Verfügbarkeit einer Gelegenheitsstruktur für temporär Zuziehende einen Standortfaktor für hochqualifizierte Arbeitskräfte darstellt.

Geografien von Freundschaften: Freundschaften – und ihre Geografien – sind ein an Relevanz gewinnendes Forschungsfeld in den Sozialwissenschaften (vgl. Kathiravelu/Bunnell 2018). Die Geografien von Freundschaften (vgl. Bunnell et al. 2012) beeinflussen Erwerbs-, Standort- und Mobilitätsentscheidungen zum Teil ebenso wie Familie und Partnerschaften und können ebenso eine multilokale Lebensführung bedingen. Dies spricht gegen die vielfach geäußerte These, soziale Beziehungen und Bindungen würden in einer fluider werdenden Arbeitswelt an Bedeutung verlieren (vgl. Sennett 2000; Bauman 2003), vielmehr scheinen sie gerade in diesem Kontext an Bedeutung zu gewinnen (vgl. Thrift 2005; Cronin 2013). Die Geografien von Freundschaften führen dazu, dass Orte, an denen früher gelebt wurde, noch (regelmäßig) aufgesucht werden. Zudem beeinflussen Freundschaften und soziale Kontakte maßgeblich das

Wohlbefinden an einem Ort und die Intention des Bleibens oder Gehens. Hier sind weitere Forschungen notwendig, die den Fokus stärker auf Freundschaften und ihre Geografien richten, die in einer fluiden und mobilisierten (Arbeits-)Welt stärker an Bedeutung gewinnen als in der Literatur zum Teil angenommen. In folgenden Arbeiten sollten die Geografien von Freundschaften beispielsweise in ihrer Relevanz auch für beruflich motivierte Standortentscheidungen stärker Berücksichtigung finden.

Soziale Ungleichheit: Ein räumlich disperses Netzwerk bestehend aus losen Kontakten bietet einerseits Zugang zu neuen Projekten und Stellen, aber auch Anknüpfungspunkte und basale Unterstützungsstrukturen in unterschiedlichen (Groß-)Städten bei zukünftigen Standortentscheidungen. Insbesondere hinsichtlich des Wohnens bietet dieses Netzwerk wichtige mobilitäts erleichternde oder -ermöglichende Unterstützung bei Beschäftigten in der Berufseinstiegsphase und in befristeten Arbeitsverhältnissen, wie bei der Wohnungssuche oder wenn die Untervermietung von WG-Zimmern mitgetragen wird. Familie sowie Partner*innen waren als mobilitäts ermöglichende Rahmenbedingungen zu erwarten und sind in der Literatur auch bereits vielfach untersucht (vgl. u. a. Schneider et al. 2002; Bonnet et al. 2008; Meil 2010; Rüger/Becker 2011). Die zunehmende Ungewissheit in der Berufseinstiegsphase wird durch soziale Kontakte und Eltern, zu denen in schwierigen Phasen immer wieder zurückgekehrt wird (vgl. Sage et al. 2013), aufgefangen. Dadurch behalten bestehende soziale Ungleichheiten ihre Bedeutung, da bis zu einem relativ hohen Alter die Unterstützung durch soziales und ökonomisches Kapital notwendig bleibt. Zusätzlich dazu ist auf Projektarbeitsmärkten die Bedeutung sozialer Netzwerke sowie sozialen und kulturellen Kapitals nicht zu unterschätzen (vgl. Ekinsmyth 2001; Grabher 2002; Apitzsch 2010). Forschungsbedarf besteht daher zu den Fragestellungen, welche neuen sozialen Ungleichheiten angesichts flexibilisierter Erwerbsverhältnisse und zunehmender räumlicher Mobilitätsanforderungen entstehen und welche alten Ungleichheiten weiterhin Bestand haben.

Implikationen für Wohnungsmärkte: Daneben werden die temporären Lebens- und vor allem Wohnarrangements in der vorliegenden Arbeit durch Internetplattformen ermöglicht und unterstützt. Dies wird sowohl bei der Wohnungssuche und der Untervermietung von Zimmern als auch beim Weiterverkauf und Tausch gebrauchter Möbel deutlich. Da die Interviews im Zeitraum von 2012 bis 2013 durchgeführt wurden, ist hier heute von einer eher noch gestiegenen Relevanz auszugehen. Im Bereich des temporären, mobilen oder multilokalen Lebens haben sich verschiedene neue (internetgestützte) Geschäftsmodelle etabliert wie Boardinghouses, Mikroappartements, Kleinstwohnungen mit ergänzenden Dienstleistungen, zeitweise Untervermietung von Zimmern und Internetplattformen zum Weiterverkauf gebrauchter Einrichtungsgegenstände (vgl. Hilti 2015). Hinter der zeitweisen Vermietung von Wohngelegenheiten

steckt daher aus subjektiver Perspektive nicht immer nur das vermutete Verwertungsinteresse, sondern die Notwendigkeit, ein Auskommen in den immer teurer werdenden Metropolen und *Global Cities* zu ermöglichen, in denen die Wohnkosten derart unerschwinglich sind, dass sie zunehmend auch für Angehörige der Mittelschicht nicht mehr finanzierbar sind (vgl. Beswick et al. 2016: 321f.; Wetzstein 2017). Hierdurch finden Beschäftigte in der Berufseinstiegsphase und in befristeter Beschäftigung Möglichkeiten, ihre multilokale Lebensführung oder ihr Leben an diesen begehrten Standorten zu ermöglichen. In zukünftiger Forschung sollten daher die subjektiven Motive für solche Untervermietungen und die Beteiligung an sogenannten Sharing-Plattformen detaillierter untersucht werden. Ferner sollten aber die Implikationen für den Wohnungsmarkt, wie der Entzug von Wohnraum, und wie diese vermieden werden können, weiter erforscht werden. Generell sollte Wohnformen, die von der strengen Definition der Verfügungsgewalt über die Wohnung(en) abweichen, in der Forschung vermehrt Aufmerksamkeit geschenkt werden.

Implikationen für die Stadtpolitik: Die Stadt als Arbeitsstandort stellt einen wichtigen Kontext und eine Gelegenheitsstruktur dar, die mehr oder weniger Gelegenheiten für temporäre Bewohner*innen bietet, wie Infrastrukturen, aber auch Gelegenheiten für soziale Kontakte und berufliche Perspektiven (vgl. Kathiravelu/Bunnell 2018). Obwohl Frankfurt am Main als Transitstadt bezeichnet werden kann und durch temporäre Anwesenheiten und Aufenthalte geprägt ist, bietet es erstaunlich wenig Gelegenheiten zur sozialen Integration. Hier könnte es für die Stadtpolitik ein wichtiger Hinweis sein, Netzwerke von Zugezogenen und temporär Anwesenden zu unterstützen und zu forcieren, denn Städte haben durchaus einen Einfluss darauf, ob temporäre Bewohner*innen einen Bleibewunsch entwickeln. Aber auch die Unternehmen und deren Belegschaften müssen zur Integration von neuen Mitarbeiter*innen beitragen und gegebenenfalls entsprechende Konzepte entwickeln (vgl. Zikic 2015). Hier wäre es interessant, zu untersuchen, welche Stadttypen es hinsichtlich sozialer Gelegenheitsstrukturen gibt, wie diese von kulturellen Unterschieden beeinflusst sind und wie sie sich auf Standortentscheidungen und Bleibeabsichten auswirken.

Die Darstellung der Implikationen und des zukünftigen Forschungsbedarf erfolgte themenbezogen, da die vorliegende Arbeit zwar einen umfassenden Blick auf die Lebenswelten von temporär Umziehenden, ihren Unsicherheitserfahrungen, ihres Wohnens und ihrer sozial-räumlichen Verortung werfen konnte, nicht jedoch die einzelnen Forschungsfelder im Detail untersuchen konnte. Im Allgemeinen gilt jedoch, dass die betrachteten Arrangements durch eine hohe Vorläufigkeit gekennzeichnet waren und veränderten Rahmenbedingungen immer wieder angepasst wurden. Mobilitätsentscheidungen sollten daher als relationale und prozessuale Entscheidungen betrachtet werden (vgl. Halfacree/Rivera 2012; Schier et al. 2015a;

Zhang 2018), die nicht ein mit dem Umzug abgeschlossenes Ereignis darstellen, sondern immer wieder hinterfragt werden und weitere Mobilität oder Anpassungen des Lebensarrangements nach sich ziehen. Zukünftig sollte der Blick daher stärker auf die Relevanz von Mobilisierung und die Betrachtung vielfältiger Mobilitätsarrangements gerichtet werden, anstatt ihn durch terminologische Eingrenzungen zu stark einzuengen. Denn die Kontingenz und Fluidität spät-moderner Arbeitswelten spiegelt sich in kontingenten und fluiden Lebens- und Mobilitätsarrangements wider, die zunehmend quantitativ schwer erfassbar sind (für die multilokale Lebensführung vgl. Dittrich-Wesbuer et al. 2015a, 2015b). Stattdessen sind explorative und qualitative Forschungsdesigns mit der nötigen Offenheit besser geeignet. Sprechen wir beispielsweise von multilokaler Lebensführung ohne uns auf die Verfügungsgewalt über die Wohnung zu beschränken, beziehen wir Beschäftigte am Anfang der Berufslaufbahn und deren prekäre Erwerbs- und Wohnformen mit ein und betrachten nicht systematisch nur Eliten- oder Mittelschichtphänomene. Es ist daher geboten, genau hinzuschauen – auch jenseits vordefinierter Erwerbs-, Mobilitäts- und Lebensarrangements.

Literaturverzeichnis

- Adey, Peter (2010): *Mobility*. London/New York: Routledge.
- Adey, Peter; Anderson, Ben (2011): Event and anticipation: UK Civil Contingencies and the space – times of decision. In: *Environment and Planning A*, 43(12): 2878-2899.
- Amt für Wohnungswesen, Stadt Frankfurt am Main (2015): *Wohnungsmarktbericht 2015*. Frankfurt am Main (online verfügbar unter http://www.frankfurt.de/sixcms/media.php/738/wmb_2015_online.pdf, zuletzt abgerufen am 18.06.2017).
- Aneesh, Aneesh (2006): *Virtual Migration. The Programming of Globalization*. Durham/London: Duke University Press.
- Apitzsch, Birgit (2010): *Flexible Beschäftigung, neue Abhängigkeiten. Projektarbeitsmärkte und ihre Auswirkungen auf Lebensläufe*. (= Schriften aus dem Max-Planck-Institut für Gesellschaftsforschung Köln, 69). Frankfurt/New York: Campus.
- Arp Fallov, Mia; Jørgensen, Anja; Knudsen, Lisbeth B. (2013): Mobile Forms of Belonging. In: *Mobilities*, 8(4): 467-486.
- Arthur, Michael B.; Rousseau, Denise M. (eds.) (1996): *The Boundaryless Career: A New Employment Principle for a New Organizational Era*. New York: Oxford University Press.
- Asendorpf, Jens B. (2008): Living Apart Together: Alters- und Kohortenabhängigkeit einer heterogenen Lebensform. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 60(4): 749-764.
- Augé, Marc (1994): *Orte und Nicht-Orte. Vorüberlegungen zu einer Ethnologie der Einsamkeit*. Übersetzung: Michael Bischoff. Frankfurt am Main: Fischer.
- Auriol, Laudeline; Sexton, Jerry (2001): Human Resources in Science and Technology: Measurement Issues and International Mobility. In: OECD (ed.): *International Mobility of the Highly Skilled*. Paris: OECD publishing: 13-38.
- Barbehön, Marlon; Münch, Sybille (2016): The 'distinctiveness of cities' and distinctions in cities: boundaries of belonging in comparative perspective. In: *Urban Research & Practice*, 9(1): 37-55.
- Bartolini, Laura; Gropas, Ruby; Triandafyllidou, Anna (2017): Drivers of highly skilled mobility from Southern Europe: escaping the crisis and emancipating oneself. In: *Journal of Ethnic and Migration Studies*, 43(3): 652-673.
- Bauder, Harald (2012): The International Mobility of Academics: A Labour Market Perspective. In: *International Migration*, 53(1): 83-96.
- Bauman, Zygmunt (2003a): *Flüchtige Moderne*. Übersetzung: Reinhard Kreissl. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bauman, Zygmunt (2003b): *Liquid love. On the frailty of human bonds*. Cambridge: Polity Press.
- Bauman, Zygmunt (2008): *Flüchtige Zeiten. Leben in der Ungewissheit*. Übersetzung: Richard Barth. Hamburg: HIS.
- Beaverstock, Jonathan (2002): Transnational elites in global cities: British expatriates in Singapore's financial district. In: *Geoforum*, 33(4): 525-538.

- Beaverstock, Jonathan (2005): Transnational Elites in the City: British Highly-Skilled Inter-Company Transferees in New York City's Financial District. In: *Journal of Ethnic and Migration Studies*, 31(2): 245-268.
- Beck, Ulrich (2008): Mobility and the Cosmopolitan Perspective. In: Canzler, Weert; Kaufmann, Vincent; Kesselring, Sven (eds.): *Tracing Mobilities. Towards a Cosmopolitan Perspective*. Aldershot: Ashgate: 25-35.
- Beck, Ulrich; Beck-Gernsheim, Elisabeth (1994): Individualisierung in modernen Gesellschaften – Perspektiven und Kontroversen einer subjektorientierten Soziologie. In: Beck, Ulrich; Beck-Gernsheim, Elisabeth (Hg.): *Risikante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften*. Frankfurt am Main: Suhrkamp: 10-39.
- Beck, Ulrich; Beck-Gernsheim, Elisabeth (2011): *Fernliebe. Lebensformen im globalen Zeitalter*. Berlin: Suhrkamp.
- Beck, Ulrich; Bonß, Wolfgang (Hg.) (2001): *Die Modernisierung der Moderne*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Beck, Ulrich; Bonß, Wolfgang; Lau, Christoph (2001): Theorie reflexiver Modernisierung – Fragestellungen, Hypothesen, Forschungsprogramme. In: Beck, Ulrich; Bonß, Wolfgang (Hg.): *Die Modernisierung der Moderne*. Frankfurt am Main: Suhrkamp: 11-59.
- Beck, Ulrich; Bonß, Wolfgang; Lau, Christoph (2004): Entgrenzung erzwingt Entscheidung: Was ist neu an der Theorie reflexiver Modernisierung? In: Beck, Ulrich; Lau, Christoph (Hg.): *Entgrenzung und Entscheidung: Was ist neu an der Theorie reflexiver Modernisierung?* Frankfurt am Main: Suhrkamp: 13-62.
- Beck, Ulrich; Lau, Christoph (Hg.) (2004): *Entgrenzung und Entscheidung: Was ist neu an der Theorie reflexiver Modernisierung?* Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Beck-Gernsheim, Elisabeth (1994): Auf dem Weg in die postfamiliale Familie – Von der Notgemeinschaft zur Wahlverwandtschaft. In: Beck, Ulrich; Beck-Gernsheim, Elisabeth (Hg.): *Risikante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften*. Frankfurt am Main: Suhrkamp: 115-138.
- Becker, Ruth (2008): Lebens- und Wohnformen: Dynamische Entwicklung und Auswirkungen auf das Geschlechterverhältnis. In: Becker, Ruth; Kortendieck, Beate (Hg.): *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. 2. Erweiterte und aktualisierte Auflage*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften: 453-462.
- Becker, Ruth; Hilf, Ellen; Köhler, Kerstin; Lien, Shih-cheng; Meschkutat, Bärbel; Reuschke, Darja; Toppel, Cornelia (2010): Bleiben oder gehen? Räumliche Mobilität in verschiedenen Lebensformen und Arbeitswelten. In: Cornelißen, Waltraud; Rusconi, Alessandra; Becker, Ruth (Hg.): *Berufliche Karrieren von Frauen. Hürdenläufe in Partnerschaft und Arbeitswelt*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften: 21-63.
- Becker, Ruth; Toppel, Cornelia (2012): Akademische Nomadinnen? Zum Umgang mit Mobilitätsanforderungen in akademischen Karrieren von Frauen. In: Beaufays, Sandra; Engels, Anita; Kahlert, Heike (Hg.): *Einfach Spitze? Neue Geschlechterperspektiven auf Karrieren in der Wissenschaft*. Frankfurt/New York: Campus: 204-230.
- Behnke, Cornelia; Meuser, Michael (2003): Vereinbarkeitsmanagement. Die Herstellung von Gemeinschaft bei Doppelkarrierepaaren. In: *Soziale Welt*, 54(4): 163-174.

- Bergvall-Kåreborn, Birgitta; Howcroft, Debra (2013): ‚The future’s bright, the future’s mobile’: a study of Apple and Google mobile application developers. In: *Work, Employment & Society*, 27(6): 964-981.
- Berking, Helmuth (1998): „Global Flows and Local Cultures“. Über die Rekonfiguration sozialer Räume im Globalisierungsprozeß. In: *Berliner Journal für Soziologie*, 8(3): 381-392.
- Berking, Helmuth (2006): Raumtheoretische Paradoxien im Globalisierungsdiskurs. In: Berking, Helmuth (Hg.): *Die Macht des Lokalen in einer Welt ohne Grenzen*. Frankfurt/New York: Campus: 7-22.
- Berking, Helmuth (2008): »Städte lassen sich an ihrem Gang erkennen wie Menschen« – Skizzen zur Erforschung der Stadt und der Städte. In: Berking, Helmuth; Löw, Martina (Hg.): *Die Eigenlogik der Städte. Neue Wege für die Stadtforschung*. (= Interdisziplinäre Stadtforschung, 1). Frankfurt/New York: Campus: 15-31.
- Berking, Helmuth; Löw, Martina (2005): Wenn New York nicht Wanne-Eickel ist... Über Städte als Wissensobjekt der Soziologie. In: Berking, Helmuth; Löw, Martina (Hg.): *Die Wirklichkeit der Städte*. (= Soziale Welt, Sonderband 16). Baden-Baden: Nomos: 9-22.
- Berking, Helmuth; Löw, Martina (2008): Einleitung. In: Berking, Helmuth; Löw, Martina (Hg.): *Die Eigenlogik der Städte. Neue Wege für die Stadtforschung*. (= Interdisziplinäre Stadtforschung, 1). Frankfurt/New York: Campus: 7-14.
- Beswick, Joe; Alexandri, Georgia; Byrne, Michael; Vives-Miró, Sònia; Fields, Desiree; Hodgkinson, Stuart; Janoschka, Michael (2016): Speculating on London’s Housing Future. In: *City*, 20(2): 321-341.
- Betzelt, Sigrid (2008): Zur begrenzten Nachhaltigkeit flexibler Erwerbsmuster – Das Beispiel hoch qualifizierter Alleinselbständiger. In: Szydlík, Marc (Hg.): *Flexibilisierung. Folgen für Arbeit und Familie*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften: 93-112.
- Betzelt, Sigrid; Gottschall, Karin (2005): Flexible Bindungen – prekäre Balancen. Ein neues Erwerbsmuster bei hochqualifizierten Alleindienstleistern. In: Kronauer, Martin; Linne, Gudrun (Hg.): *Flexicurity. Die Suche nach Sicherheit in der Flexibilität*. (= Forschung aus der Hans-Böckler-Stiftung, 65). Berlin: edition sigma: 275-294.
- Blunt, Alison (2005): Cultural geography: cultural geographies of home. In: *Progress in Human Geography*, 29(4): 505-515.
- Blunt, Alison; Dowling, Robyn (2006): *Home*. London/New York: Routledge.
- Bögenhold, Dieter; Fachinger, Uwe (2010): Mikro-Selbständigkeit und Restrukturierung des Arbeitsmarkts – Theoretische und empirische Aspekte zur Entwicklung des Unternehmertums. In: Bührmann, Andrea D.; Pongratz, Hans J. (Hg.): *Prekäres Unternehmertum. Unsicherheiten von selbständiger Erwerbstätigkeit und Unternehmensgründung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften: 63-84.
- Böhle, Fritz; Wehrich, Margit (2009): Ungewissheit, Uneindeutigkeit, Unsicherheit – Braucht die Theorie reflexiver Modernisierung eine neue Handlungstheorie? In: Böhle, Fritz; Wehrich, Margit (Hg.): *Handeln unter Unsicherheit*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften: 9-21.
- Böhle, Fritz; Wehrich, Margit (2010): Zur Einführung. Die Körperlichkeit sozialen Handelns. Soziale Ordnung jenseits von Normen und Institutionen. In: Böhle, Fritz; Wehrich, Margit (Hg.): *Die Körperlichkeit sozialen Handelns. Soziale Ordnung jenseits von Normen und Institutionen*. (= Materialitäten, 13). Bielefeld: transcript: 7-31.
- Boltanski, Luc; Chiapello, Ève (2003): *Der neue Geist des Kapitalismus*. (= édition discours, 30). Übersetzung: Michael Tillmann. Konstanz: UVK.

- Bonnet, Estelle; Collet, Beate; Maurines, Béatrice (2008): Working Away from Home: Juggling Private and Professional Lives. In: Canzler, Weert; Kaufmann, Vincent; Kesselring, Sven (eds.): Tracing Mobilities. Towards a Cosmopolitan Perspective. Aldershot: Ashgate: 141-162.
- Bonß, Wolfgang; Esser, Felicitas; Hohl, Joachim; Pelizäus-Hoffmeister, Helga; Zinn, Jens (2004a): Biographische Sicherheit. In: Beck, Ulrich; Lau, Christoph (Hg.): Entgrenzung und Entscheidung: Was ist neu an der Theorie reflexiver Modernisierung? Frankfurt am Main: Suhrkamp: 211-233.
- Bonß, Wolfgang; Hohl, Joachim; Jakob, Alexander (2001): Die Konstruktion von Sicherheit in der reflexiven Moderne. In: Beck, Ulrich; Bonß, Wolfgang (Hg.): Die Modernisierung der Moderne. Frankfurt am Main: Suhrkamp: 147-159.
- Bonß, Wolfgang; Kesselring, Sven; Weiß, Anja (2004b): »Society on the move«. Mobilitätspioniere in der Zweiten Moderne. In: Beck, Ulrich; Lau, Christoph (Hg.): Entgrenzung und Entscheidung: Was ist neu an der Theorie reflexiver Modernisierung? Frankfurt am Main: Suhrkamp: 258-280.
- Boockmann, Bernhard; Hagen, Tobias (2005): Die Bedeutung befristeter Arbeitsverhältnisse auf die Zugänge und den Verbleib in Beschäftigung. In: Kronauer, Martin; Linne, Gudrun (Hg.): Flexicurity. Die Suche nach Sicherheit in der Flexibilität. (= Forschung aus der Hans-Böckler-Stiftung, 65). Berlin: edition sigma: 149-168.
- Bourdieu, Pierre (1982): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (1983): Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Kreckel, Reinhard (Hg.): Soziale Ungleichheiten. (= Soziale Welt, Sonderband 2). Göttingen: Schwartz: 183-198.
- Bourdieu, Pierre (1998): Gegenfeuer. Wortmeldungen im Dienste des Widerstands gegen die neoliberale Invasion. (= Édition discours, 23). Konstanz: UVK.
- Bowlby, Sophie (2011): Friendhsip, co-presence and care: neglected spaces. In: Social & Cultural Geography, 12(6): 605-622.
- Brandt, Cornelia (Hg.) (2010): Mobile Arbeit – Gute Arbeit? Arbeitsqualität und Gestaltungsansätze bei mobiler Arbeit. Berlin: ver.di-Vereinte Dienstleistungsgewerkschaft.
- Breckner, Ingrid (2002): „Wohnen und Wandern“ in nachindustriellen Gesellschaften. In: Döllmann, Peter; Temel, Robert (Hg.): Lebenslandschaften. Zukünftiges Wohnen im Schnittpunkt von privat und öffentlich. Frankfurt/New York: Campus: 145-153.
- Brodersen, Meike (2014): Mobility: Ideological Discourse and Individual Narratives. In: Gerhards, Jürgen; Hans, Silke; Carlson, Sören (Hg.): Globalisierung, Bildung und grenzüberschreitende Mobilität. Wiesbaden: Springer VS: 93-108.
- Brown, Julie (2015): Home from Home? Locational Choices of International „Creative Class“ Workers. In: European Planning Studies, 23(12): 2336-2355.
- Bröckling, Ulrich (2005): Projektwelten. Anatomie einer Vergesellschaftungsform. In: Leviathan, 33(3): 364-383.
- Bröckling, Ulrich (2007): Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bude, Heinz; Lantermann, Ernst Dieter (2006): Soziale Exklusion und Exklusionsempfinden. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 58(2): 233-252.
- Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (BBSR) (2011): INKAR. Indikatoren und Karten zur Raum- und Stadtentwicklung. Bonn: BBSR.

- Bunnell, Tim; Yea, Sallie; Peake, Linda; Skelton, Tracey; Smith, Monica (2012): Geographies of friendship. In: *Progress in Human Geography*, 36(4): 490-507.
- Büscher, Monika; Urry, John (2009): Mobile Methods and the Empirical. In: *European Journal of Social Theory*, 12(1): 99-116.
- Büscher, Monika; Urry, John; Witchger, Katian (eds.) (2011): *Mobile Methods*. London/New York: Routledge.
- Cairncross, Frances (2001): *The Death of Distance. How the Communications Revolution is changing our Lives*. New Edition. Boston: Harvard Business School Press.
- Canzler, Weert; Kaufmann, Vincent; Kesselring, Sven (2008): Tracing Mobilities – An Introduction. In: Canzler, Weert; Kaufmann, Vincent; Kesselring, Sven (eds.): *Tracing Mobilities. Towards a Cosmopolitan Perspective*. Aldershot: Ashgate: 1-10.
- Castel, Robert; Dörre, Klaus (Hg.) (2009): *Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung. Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts*. Frankfurt/New York: Campus.
- Castells, Manuel (2009): *The Rise of the Network Society*. 2nd edition. Malden, MA/Oxford: Wiley-Blackwell.
- Cieraad, Irene (2010): Homes from Home: Memories and Projections. In: *Home Cultures*, 7(1): 84-102.
- Clinton, Michael; Totterdell, Peter; Wood, Stephen (2006): A Grounded Theory of Portfolio Working. Experiencing the Smallest of Small Business. In: *International Small Business Journal*, 42(2): 179-203.
- Cockayne, Daniel G. (2016): Entrepreneurial affect: Attachment to work practice in San Francisco's Media Sector. In: *Environment and Planning D: Society and Space*, 34(3): 456-473.
- Cohen, Laurie; Mallon, Mary (1999): The Transition from Organisational Employment to Portfolio Working: Perceptions of 'Boundarylessness'. In: *Work, Employment & Society*, 13(2): 329-352.
- Colic-Peisker, Val (2010): Free floating in the cosmopolis? Exploring the identity-belonging of transnational knowledge workers. In: *Global Networks*, 10(4): 467-488.
- Conradson, David; Latham, Alan (2005): Friendship, Networks and Transnationality in a World City: Antipodean Transmigrants in London. In: *Journal of Ethnic and Migration Studies*, 31(2): 287-305.
- Cresswell, Tim (2006): *On the move. Mobility in the Modern Western World*. New York/London: Routledge.
- Cronin, Anne M. (2014): Between friends: Making emotions intersubjectively. In: *Emotion, Space and Society*, 2014(10): 71-78.
- Cronin, Anne M. (2015): Distant Friends, Mobility and Sensed Intimacy. In: *Mobilities*, 10(5): 667-685.
- Danielzyk, Rainer; Dittrich-Wesbuer, Andrea; Duchêne-Lacroix, Cédric; Fischer, Tatjana; Hilti, Nicola; Perlik, Manfred; Petzold, Knut; Ritzinger, Anne; Scheiner, Joachim; Sturm, Gabriele; Tippel, Cornelia; Weiske, Christine (2016): *Multilokale Lebensführung und räumliche Entwicklungen*. (= Positionspapier aus der ARL, 104). Hannover: Verlag der ARL.
- Dick, Michael (2009): Einleitung: Mobilität zwischen individueller Lebensführung und strukturellen Rahmenbedingungen. In: Dick, Michael (Hg.): *Mobilität als Tätigkeit: individuelle Expansion – alltägliche Logistik – kulturelle Kapazität*. Lengerich: Pabst: 9-26.
- Dirksmeier, Peter (2017): Freundschaft – ein Beitrag zum *private turn* in der Sozialgeographie. In: *Geographische Zeitschrift*, 105(1): 30-51.

- Dittrich-Wesbuer, Andrea; Föbker, Stefanie; Sturm, Gabriele (2015a): Multilokales Wohnen: Empirische Befunde zur Verbreitung in Deutschland. In: Weichhart, Peter; Rumpolt, Peter A. (Hg.): Mobil und doppelt sesshaft. Studien zur residenziellen Multilokalität. (= Abhandlungen zur Geographie und Regionalforschung, 18). Wien: Institut für Geographie und Regionalforschung der Universität Wien: 121-143.
- Dittrich-Wesbuer, Andrea; Kramer, Caroline; Duchêne-Lacroix, Cédric; Rumpolt, Peter A. (2015b): Multi-Local Living Arrangements: Approaches to Quantification in German Language Official Statistics and Surveys. In: Tijdschrift voor Economische en Sociale Geografie, 106(4): 409-424.
- Dörre, Klaus; Neis, Matthias (2008): Forschendes Prekariat? Mögliche Beiträge der Prekarisierungsfor- schung zur Analyse atypischer Beschäftigungsverhältnisse in der Wissenschaft. In: Klecha, Ste- phan; Krumbein, Wolfgang (Hg.): Die Beschäftigungssituation von wissenschaftlichem Nach- wuchs. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften: 127-142.
- Dorbritz, Jürgen; Naderi, Robert (2013): Stabilität bilokaler Paarbeziehungen – Rahmenbedingungen und Entwicklungspfade. Eine Analyse der ersten und zweiten Welle von pairfam. In: Comparative Po- pulation Studies – Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft, 37(3-4): 393-428.
- Dowling, Robyn; Mee, Kathleen (200): Home and Homemaking in Contemporary Australia. In: Housing, Theory and Society, 24(3): 161-165.
- Duchêne-Lacroix, Cédric (2009): Mit Abwesenheit umgehen. Kontinuität und Verankerung einer transna- tionalen Lebensführung jenseits territorialer Abgrenzungen. In: Informationen zur Raument- wicklung, 2009(1): 87-98.
- Duchêne-Lacroix, Cédric; Schad, Helmut (2013): Mobilitätskapital, Raumkapital, Räumlichkeitskapital: Ein "Sieg des Ortes über die Zeit" mit welchem raumbezogenen Handlungsvermögen? In: Schei- ner, Joachim; Blotevogel, Hans-Heinrich; Frank, Susanne; Holz-Rau, Christian; Schuster, Nina (Hg.): Mobilitäten und Immobilitäten. Menschen – Ideen – Dinge – Kulturen – Kapital. (= Blaue Reihe, Dortmunder Beiträge zur Raumplanung, 142). Essen: Klartext-Verlag: 61-77.
- Ducki, Antje (2003): Räumliche Bindungsphänomene bei Menschen mit hohen beruflichen Mobilitäts- for- dernissen – Zur Bedeutung alltäglichen Handelns für die Entstehung von Heimat. In: Kum- bruck, Christel; Dick, Michael; Schulze, Hartmut (Hg.): Arbeit – Alltag – Psychologie. Über den Bootsrand geschaut. Festschrift für Harald Witt. Heidelberg: Asanger: 183-197.
- Duyvendak, Jan Willem (2011): The Politics of Home. Belonging and Nostalgia in Western Europe and the United States. Basingstoke/New York: Palgrave Macmillan.
- Easthope, Hazel (2004): A Place Called Home. In: Housing, Theory and Society, 21(3): 128-138.
- Edgell, Stephen (2006): The Sociology of Work. Continuity and Change in paid and unpaid Work. Lon- don/Thousand Oaks/New Dehli: Sage.
- Ehrenberg, Alain (2004): Das erschöpfte Selbst. Depression und Gesellschaft in der Gegenwart. Überset- zung: Manuela Lenzen und Martin Klaus. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Ekinsmyth, Carol (1999): Professional Workers in a Risk Society. In: Transactions of the Institute of Brit- ish Geographers, 24(3): 353-366.
- Ekinsmyth, Carol (2002): Project Organization, Embeddedness and Risk in Magazine Publishing. In: Regi- onal Studies, 36(3): 229-243.
- Enders, Jürgen (1996): Die wissenschaftlichen Mitarbeiter. Ausbildung, Beschäftigung und Karriere der Nachwuchswissenschaftler und Mittelbauangehörigen an deutschen Universitäten. Frank- furt/New York: Campus.

- Etengo AG (Hg.) (2012): Freelancer vs. Festangestellter in der Projektwirtschaft – ein empirischer Investitionsvergleich. Mannheim. (online verfügbar unter: https://www.etengo.de/files/etengo/web/download/Studie_Freelancer_vs_Festangestellter.pdf, zuletzt abgerufen am 12.12.2016).
- Evans, Graeme (2009): Creative cities, creative spaces and urban policy. In: *Urban Studies*, 46(5&6): 1003-1040.
- Ewers, Eyko; Hoff, Ernst-H.; Petersen, Olaf; Geffers, Johannes (2006): Zum Wandel der Arbeitsgesellschaft und zu dessen Konsequenzen für das Individuelle Arbeitshandeln. In: Ewers, Eyko; Hoff, Ernst-H.; Geffers, Johannes; Petersen, Olaf; Schrap, Ulrike (Hg.): *Arbeit als Lebensinhalt? Neue Formen der Lebensgestaltung bei Beschäftigten im IT-Bereich. (= Studien zur beruflichen Weiterbildung im Transformationsprozess, 21)*. Münster/New York/München/Berlin: Waxmann: 18-39.
- Ewers, Michael C. (2007): Migrants, markets and multinationals: competition among world cities for the highly skilled. In: *GeoJournal*, 68(2/3): 119-130.
- Fenster, Tovi (2005): Gender and the City: The Different Formations of Belonging. In: Nelson, Lise; Seager, Joni (eds.): *A Companion to Feminist Geography*. Oxford: Blackwell Publishing: 242-256.
- Fielding, Anthony (1992): Migration and culture. In: Champion, Anthony; Fielding, Anthony (eds.): *Migration processes and patterns (Vol. 1)*. London: Belhaven Press: 201-212.
- Findlay, Allan; McCollum, David; Coulter, Rory; Gayle, Vernon (2015): New Mobilities Across the Life Course: a Framework for Analysing Demographically Linked Drivers of Migration. In: *Population, Space and Place*, 21(4): 390-402.
- Flade, Antje (1993): Wohnen und Wohnbedürfnisse im Blickpunkt. In: Harloff, Hans Joachim (Hg.): *Psychologie des Wohnungs- und Siedlungsbaus*. Göttingen/Stuttgart: Verlag für angewandte Psychologie: 45-55.
- Flade, Antje (2006): *Wohnen psychologisch betrachtet*. 2. überarbeitete und erweiterte Aufl. Bern: Huber.
- Fleming, Peter; Spicer, André (2004): ‚You can check out anytime, but you can never leave‘: Spatial boundaries in a high commitment organization. In: *Human Relations*, 57(1): 75-94.
- Flick, Uwe (2007): *Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung*. Völlig überarbeitete Neuauflage. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Flick, Uwe; von Kardorff, Ernst; Steinke, Ines (2010): Was ist qualitative Forschung? Einleitung und Überblick. In: Flick, Uwe; von Kardorff, Ernst; Steinke, Ines (Hg.): *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. 10. Aufl. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt: 13-29.
- Florida, Richard (2002): *The Rise of the Creative Class: And how it's transforming work, leisure, community and everyday life*. New York: Basic Books.
- Florida, Richard (2005): *Cities and the Creative Class*. New York/London: Routledge.
- Frank, Susanne (2011): Je näher man hinschaut, desto fremder schaut es zurück. Aktuelle Diskussionen um Suburbanisierung und Gentrifizierung. In: Herrmann, Heike; Keller, Carsten; Neef, Rainer; Ruhne, Renate (Hg.): *Die Besonderheit des Städtischen. Entwicklungslinien der Stadt(soziologie)*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften: 285-300.
- Franz, Peter (1989): Mobilität. In: Endruweit, Günter; Trommsdorff, Gisela (Hg.): *Wörterbuch der Soziologie*. Stuttgart: dtv/Enke: 446-451.
- Fraser, Janet; Gold, Michael (2001): ‚Portfolio Workers‘: Autonomy and Control amongst Freelance Translators. In: *Work, Employment & Society*, 15(4): 679-694.

- Freudental-Pedersen, Malene (2009): *Mobility in Daily Life. Between Freedom and Unfreedom*. London/New York: Routledge.
- Fuhrer, Urs; Kaiser, Florian G. (1993): Ortsbindung: Ursachen und deren Implikationen für die Wohnungs- und Siedlungsgestaltung. In: Harloff, Hans Joachim (Hg.): *Psychologie des Wohnungs- und Siedlungsbaus*. Göttingen/Stuttgart: Verlag für angewandte Psychologie: 57-73.
- Gehlen, Arnold (2016): *Der Mensch. Seine Natur und seine Stellung in der Welt*. Frankfurt am Main: Klostermann.
- Geffers, Johannes; Hoff, Ernst (2010): Zur Gleichzeitigkeit von Kontinuität und Diskontinuität in Erwerbsbiografien. Exemplarische Konstellationen im IT-Bereich. In: Bolder, Axel; Epping, Rudolf; Klein, Rosemarie; Reutter, Gerhard; Seiverth, Andreas (Hg.): *Neue Lebenslaufregimes – neue Konzepte der Bildung Erwachsener? (= Bildung und Arbeit, 2)*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften: 105-121.
- Gerhardt, Uta (2001): *Idealtypus. Zur methodologischen Begründung der modernen Soziologie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Giddens, Anthony (1991): *Modernity and Self-Identity. Self and Society in the Late Modern Age*. Stanford: Stanford University Press.
- Giddens, Anthony (1995): *Konsequenzen der Moderne*. Übersetzung: Joachim Schulte. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Gill, Rosalind; Pratt, Andy C. (2008): In the social factory? Immaterial Labour, Precariousness and Creative Work. In: *Theory, Culture & Society*, 25(7-8): 1-30.
- Gillon, Charles (2017): Under Construction: How Home-making and Underlying Purchase Motivations Surface in a Housing Building Site. In: *Housing, Theory and Society* (online first).
- Gilmartin, Mary (2008): Migration, Identity and Belonging. In: *Geography Compass*, 2(6): 1837-1852.
- Glucksmann, Miriam (2005): Shifting boundaries and interconnections: Extending the 'total social organization of labour'. In: Pettinger, Lynne; Parry, Jane; Taylor, Rebecca; Glucksmann, Miriam (eds.): *A New Sociology of Work?* Oxford: Blackwell Publishing. 19-36.
- Glückler, Johannes (2005): Making embeddedness work: social practice institutions in foreign consulting markets. In: *Environment and Planning A*, 37(10): 1727-1750.
- Goffman, Erving (2011[1959]): *Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag*. Übersetzung: Peter Weber-Schäfer. München/Zürich: Piper.
- Goldmacher, Amy (2008): Located Mobility: Living and Working in Multiple Places. In: *napa Bulletin, Special Issue: Mobile Work, Mobile Lives: Cultural Accounts of Lived Experiences*, 30(1): 118-127.
- Götz, Irene; Lemberger, Barbara (2009): Prekär arbeiten, prekär leben: Einige Überlegungen zur Einführung. In: Götz, Irene; Lemberger, Barbara (Hg.): *Prekär arbeiten, prekär leben. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf ein gesellschaftliches Phänomen*. Frankfurt/New York: Campus: 7-28.
- Götz, Irene; Lemberger, Barbara; Lehnert, Katrin; Schondelmayer, Sanna (2010): Mobilitäten in gegenwärtigen Arbeitsgesellschaften. Eine Einführung. In: Götz, Irene; Lemberger, Barbara; Lehnert, Katrin; Schondelmayer, Sanna (Hg.): *Mobilität und Mobilisierung. Arbeit im sozioökonomischen, politischen und kulturellen Wandel. (= Arbeit und Alltag. Beiträge zur ethnografischen Arbeitskulturforschung, 1)*. Frankfurt/New York: Campus: 9-26.

- Gottschall, Karin; Voß, G. Günter (Hg.) (2003): *Entgrenzung von Arbeit und Leben. Zum Wandel der Beziehung von Erwerbstätigkeit und Privatsphäre im Alltag.* (= *Arbeit und Leben im Umbruch. Schriftenreihe zur subjektorientierten Soziologie der Arbeit und der Arbeitsgesellschaft*, 5). München/Mering: Rainer Hampp.
- Gräbe, Sylvia; Ott, Erich (2003): „... man muss alles doppelt haben“ Wochenpendler mit Zweithaushalt am Arbeitsort. (= *Soziologie: Forschung und Wissenschaft*, 6). Berlin/Münster/Wien/ Zürich/London: LIT.
- Grabher, Gernot (2001): *Ecologies of Creativity: the Village, the Group and the heterarchic organization of British advertising industry.* In: *Environment and Planning A*, 33(2): 351-374.
- Grabher, Gernot (2002): *Cool Projects, Boring Institutions: Temporary Collaboration in Social Context.* In: *Regional Studies*, 36(3): 205-214.
- Grabher, Gernot; Ibert; Oliver (2006): *Bad Company? The ambiguity of personal knowledge networks.* In: *Journal of Economic Geography*, 6(3): 251-271.
- Granovetter, Mark (1973): *The Strength of Weak Ties.* In: *American Journal of Sociology*, 78(6): 1360-1380.
- Graumann, Carl-Friedrich (1983): *On Multiple Identities.* In: *International Social Science Journal*, 35(2): 309-321.
- Green, Anne E.; Hogarth, Terence; Shackleton, Ruth (1999): *Longer Distance Commuting as a Substitute for Migration in Britain: A Review of Trends, Issues and Implications.* In: *International Journal of Population Geography*, 5(1): 49-67.
- Gross, Peter (2010): *Der Nomade.* In: Moebius, Stephan; Schroer, Markus (Hg.): *Diven, Hacker, Spekulanten. Sozialfiguren der Gegenwart.* Frankfurt am Main: Suhrkamp: 316-325.
- Gustafson, Per (2009): *Mobility and Territorial Belonging.* In: *Environment and Behavior*, 41(4): 490-508.
- Habermas, Jürgen (1985): *Die Neue Unübersichtlichkeit.* Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Halfacree, Keith (2004): *A Utopian Imagination in Migration's Terra Incognita? Acknowledging the Non-Economic Worlds of Migration Decision-Making.* In: *Population, Space and Place*, 10(3): 239-253.
- Halfacree, Keith (2012): *Heterolocal Identities? Counter-Urbanisation, Second Homes, and Rural Consumption in the Era of Mobilities.* In: *Population, Space and Place*, 18(2): 209-224.
- Halfacree, Keith; Rivera, María Jesús (2012): *Moving to the Countryside ... and Staying: Lives beyond Representations.* In: *Sociologia Ruralis*, 52(1): 92-114.
- Handy, Charles (1985): *The Future of Work: A Guide to a Changing Society.* Oxford: Blackwell.
- Handy, Charles (1995): *The Age of Unreason.* 3rd edition. London: Arrow Books.
- Hannam, Kevin; Sheller, Mimi; Urry, John (2006): *Editorial: Mobilities, immobilities and moorings.* In: *Mobilities*, 1(1): 1-22.
- Hannemann, Christine (2010): *Heimischsein, Übernachten und Residieren – wie das Wohnen die Stadt verändert.* In: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 2010(17): 15-20 (online verfügbar unter <http://www.bpb.de/files/U8HQVX.pdf>, zuletzt zugegriffen am 21.09.2011).
- Hardering, Friedericke (2011): *Unsicherheiten in Arbeit und Biographie. Zur Ökonomisierung der Lebensführung.* Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Harvey, David (1996): *Justice, Nature and the Geography of Difference.* Oxford: Blackwell.

- Hasse, Jürgen (2012): Wohnen. In: Eckardt, Frank (Hg.): Handbuch Stadtsoziologie. Wiesbaden: Springer: 475-502.
- Häußermann, Hartmut; Siebel, Walter (2000): Soziologie des Wohnens. Eine Einführung in Wandel und Ausdifferenzierung des Wohnens. 2. korrigierte Aufl. Weinheim/München: Juventa.
- Heidegger, Martin (2016[1951]): Bauen Wohnen Denken. Online verfügbar unter: <http://www.tu-cottbus.de/theoriederarchitektur/Lehrstuhl/deu/heidegger.pdf>, abgerufen am 03.07.2016).
- Helfferich, Cornelia (2011): Die Qualität qualitativer Daten. Manual für die Durchführung qualitativer Interviews. 4. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Herlyn, Gerrit; Müske, Johannes; Schönberger, Klaus; Sutter, Ove (Hg.) (2009): Arbeit und Nicht-Arbeit. Entgrenzungen und Begrenzungen von Lebensbereichen und Praxen. München/Mering: Rainer Hampp.
- Hess, Johanna; Rusconi, Alessandra; Solga Heike (2011): "Wir haben dieselben Ziele..." – Zur Bedeutung von Paarkonstellationen und Disziplinenzugehörigkeit für Karrieren von Frauen in der Wissenschaft. In: Cornelißen, Waltraud; Rusconi, Alessandra; Becker, Ruth (Hg.): Berufliche Karrieren von Frauen. Hürdenläufe in Partnerschaft und Arbeitswelt. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften: 65-104.
- Hesse, Markus; Scheiner, Joachim (2007): Räumliche Mobilität im Kontext des sozialen Wandels: eine Typologie multilokalen Wohnens. In: Geographische Zeitschrift, 95(3): 138-154.
- Hidalgo, M. Carmen; Hernández, Bernardo (2001): Place Attachment: Conceptual and Empirical Questions. In: Journal of Environmental Psychology, 21(3): 273-281.
- Hildebrandt, Nikolaus; Dick, Michael (2009): Die hierarchischen Ebenen menschlicher Mobilität: Eine empirische Exploration der subjektiven Erfahrungs- und Deutungshorizonte. In: Dick, Michael (Hg.): Mobilität als Tätigkeit: individuelle Expansion – alltägliche Logistik – kulturelle Kapazität. Lengerich: Pabst: 27-44.
- Hilti, Nicola (2009): Here, There and In-Between: On the Interplay of Multilocal Living, Space, and Inequality. In: Ohnmacht, Timo; Maksim, Hanja; Bergman, Manfred Max (eds.): Mobilities and Inequality. Farnham/Burlington, VT: Ashgate: 145-164.
- Hilti, Nicola (2013): Lebenswelten multilokal Wohnender. Eine Betrachtung des Spannungsfeldes von Bewegung und Verankerung. Wiesbaden: Springer VS.
- Hilti, Nicola (2015): Von Heimweh-Wienerinnen und Gelegenheitsmitbewohnern – Multilokal Wohnende als Herausforderung für die Wohnungswirtschaft. In: Weichhart, Peter; Rumpolt, Peter A. (Hg.): Mobil und doppelt sesshaft. Studien zur residenziellen Multilokalität. (= Abhandlungen zur Geographie und Regionalforschung, 18). Wien: Institut für Geographie und Regionalforschung der Universität Wien: 314-333.
- Hipp, Lena; Bernhardt, Janine; Allmendinger, Jutta (2015): Institutions and the prevalence of non-standard employment. In: Socio-economic Review, 13(2): 351-377.
- Hiscock, Rosemary; Kearns, Ade; McIntyre, Sally; Ellaway, Anne (2001): Ontological Security and Psycho-Social Benefits from the Home: Qualitative Evidence on Issues of Tenure. In: Housing, Theory and Society, 18(1): 50-66.
- Hitzler, Ronald; Eberle, Thomas S. (2010): Phänomenologische Lebensweltanalyse. In: Flick, Uwe; von Kardorff, Ernst; Steinke, Ines (Hg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. 10. Aufl. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt: 109-118.

- Hitzler, Ronald; Honer, Anne (1994): Bastelexistenz. Über subjektive Konsequenzen der Individualisierung. In: Beck, Ulrich; Beck-Gernsheim, Elisabeth (Hg.): Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften. Frankfurt am Main: Suhrkamp: 307-315.
- Hohendanner, Christian; Ostmeier, Esther; Ramos Lobato, Philipp (2015): Befristete Beschäftigung im öffentlichen Dienst. Entwicklung, Motive und rechtliche Umsetzung. (= IAB-Forschungsbericht, 12/2015). Nürnberg: Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung der Bundesagentur für Arbeit.
- Hopf, Christel (2010): Qualitative Interviews – ein Überblick. In: Flick, Uwe; van Kardorff, Ernst; Steinke, Ines (Hg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt: 349-360.
- Honneth, Axel (2002): Organisierte Selbstverwirklichung. Paradoxien der Individualisierung. In: Honneth, Axel (Hg.): Befreiung aus der Mündigkeit. Paradoxien des gegenwärtigen Kapitalismus. (= Frankfurter Beiträge zur Soziologie und Sozialphilosophie, 1). Frankfurt/New York: Campus: 141-158.
- Huchler, Norbert; Dietrich, Nicole; Matuschek, Ingo (2009): Multilokale Arrangements im Luftverkehr. Voraussetzungen, Bedingungen und Folgen multilokalen Arbeitens und Lebens. In: Informationen zur Raumentwicklung, 2009(1): 43-54.
- Huchler, Norbert (2013): Wir Piloten. Navigation durch die fluide Arbeitswelt. Berlin: edition sigma.
- Hui, Allison (2016): The Boundaries of Interdisciplinary Fields: Temporalities Shaping the Past and Future of Dialogue between Migration and Mobilities Research. In: Mobilities, 11(1): 66-82.
- Hutter, Michael; Teubner, Gunther (1994): Der Gesellschaft fette Beute. *Homo juridicus* und *homo oeconomicus* als kommunikationserhaltende Fiktionen. In: Fuchs, Peter; Göbel, Andreas (Hg.): Der Mensch – das Medium der Gesellschaft? Frankfurt am Main: Suhrkamp: 110-145.
- Inkson, Kerr; Gunz, Hugh; Ganesh, Shiv; Roper, Juliet (2012): Boundaryless Careers: Bringing Back Boundaries. In: Organization Studies, 33(3): 323-340.
- Jung, Matthias (2013): Ein Modell psychosozialer Sesshaftigkeit als Heuristik zu einer Rekonstruktion der Folgen von Multilokalität. In: Maeder, Pascal; Duchêne-Lacroix, Cédric (Hg.): Hier und dort: Ressourcen und Verwundbarkeiten in multilokalen Lebenswelten. (= Itinera, 34). Basel: Schwabe: 41-54.
- Jurczyk, Karin; Schier, Michaela; Szymenderski, Peggy; Lange, Andreas; Voß, G. Günter (2009): Entgrenzte Arbeit – entgrenzte Familie. Grenzmanagement im Alltag als neue Herausforderung. Berlin: edition sigma.
- Kämpf, Tobias (2008): Die neue Unsicherheit. Folgen der Globalisierung für hochqualifizierte Arbeitnehmer. Frankfurt/New York: Campus.
- Kämpf, Tobias (2011): ‚Kopfarbeit ohne Grenzen‘: Hochqualifizierte IT-Beschäftigte und die neue Unsicherheit einer globalisierten Arbeitswelt. In: Bolte, Michael; Bösl, Elisabeth (Hg.): Verflüssigung von Arbeit und Zeit. Neubiberg: Universität der Bundeswehr München: 95-116 (online verfügbar unter: <http://athene.bibl.unibw-muenchen.de:8081/doc/89385/89385.pdf>, zuletzt abgerufen am 09.12.2011).
- Kathiravelu, Laavanya; Bunnell, Tim (2018): Introduction: Urban friendship networks: Affective negotiations and potentialities of care. In: Urban Studies, 55(3): 491-504.
- Kaufmann, Vincent (2002): Re-thinking Mobility. Contemporary Sociology. Aldershot: Ashgate.

- Kaufmann, Vincent; Montulet, Bertrand (2008): *Between Social and Spatial Mobilities: The Issue of Social Fluidity*. In: Canzler, Weert; Kaufmann, Vincent; Kesselring, Sven (eds.): *Tracing Mobilities. Towards a Cosmopolitan Perspective*. Aldershot: Ashgate: 37-55.
- Kelle, Udo; Kluge, Susann (2010): *Vom Einzelfall zum Typus. Fallvergleich und Fallkontrastierung in der qualitativen Sozialforschung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Keller, Berndt; Seifert, Hartmut (2005): *Atypische Beschäftigungsverhältnisse und Flexicurity*. In: Kronauer, Martin; Linne, Gudrun (Hg.): *Flexicurity. Die Suche nach Sicherheit in der Flexibilität*. (= Forschung aus der Hans-Böckler-Stiftung, 65). Berlin: edition sigma: 127-147.
- Kels, Peter (2008): *Flexibilisierung und subjektive Aneignung am Beispiel globaler Projektarbeit*. In: Szydlik, Marc (Hg.): *Flexibilisierung. Folgen für Arbeit und Familie*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften: 113-129.
- Kels, Peter (2009): *Arbeitsvermögen und Berufsbiografie. Karriereentwicklung im Spannungsfeld zwischen Flexibilisierung und Subjektivierung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Kels, Peter; Vormbusch, Uwe (2009): *Transnationale Projektarbeit. Berufsbiografische Strategien der Sicherung von Autonomie, Zugehörigkeit und Identität*. In: *Österreichische Zeitschrift für Soziologie*, 34(4): 60-76.
- Kennedy, Paul (2004): *Making global society: friendship networks among transnational professionals in the building design industry*. In: *Global Networks*, 4(2): 157-179.
- Kesselring, Sven (2006a): *Pioneering Mobilities. New patterns of movement and motility in a mobile world*. In: *Environment and Planning A*, 38(2): 269-279.
- Kesselring, Sven (2006b): *Topographien mobiler Möglichkeitsräume. Zur sozio-materiellen Netzwerkanalyse von Mobilitätspionieren*. In: Hollstein, Betina; Straus, Florian (Hg.): *Qualitative Netzwerkanalyse. Konzepte, Methoden, Anwendungen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften: 333-358.
- Kesselring, Sven (2008): *The Mobile Risk Society*. In: Canzler, Weert; Kaufmann, Vincent; Kesselring, Sven (eds.): *Tracing Mobilities. Towards a Cosmopolitan Perspective*. Aldershot: Ashgate: 77-102.
- Kesselring, Sven (2012): *Betriebliche Mobilitätsregime. Zur sozio-geografischen Strukturierung mobiler Arbeit*. In: *Zeitschrift für Soziologie*, 41(2): 83-100.
- Kesselring, Sven; Vogl, Gerlinde (2008): *Networks, Spaces and Flows – Mobility Pioneers between First and Second Modernity*. In: Canzler, Weert; Kaufmann, Vincent; Kesselring, Sven (eds.): *Tracing Mobilities. Towards a Cosmopolitan Perspective*. Aldershot: Ashgate: 163-179.
- Keupp, Heiner (1994): *Ambivalenzen postmoderner Identität*. In: Beck, Ulrich; Beck-Gernsheim, Elisabeth (Hg.): *Risikante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften*. Frankfurt am Main: Suhrkamp: 336-350.
- King, Russell (2012): *Geography and Migration Studies: Retrospect and Prospect*. In: *Population, Space and Place*, 18(2): 134-153.
- Klecha, Stephan; Krumbein, Wolfgang (Hg.) (2008): *Die Beschäftigungssituation von wissenschaftlichem Nachwuchs*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

- Klecha, Stephan; Reimer, Melanie (2008): Wissenschaft als besonderer Arbeitsmarkt. Grundtypologien des Umgangs mit unsicherer Beschäftigung beim wissenschaftlichen Personal. In: Klecha, Stephan; Krumbein, Wolfgang (Hg.): Die Beschäftigungssituation von wissenschaftlichem Nachwuchs. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften: 13-87.
- Kleemann, Frank; Matuschek, Ingo; Voß, G. Günter (2003): Subjektivierung von Arbeit. Ein Überblick zum Stand der Diskussion. In: Moldaschl, Manfred; Voß, G. Günter (Hg.): Subjektivierung von Arbeit. 2. Aufl. (= Arbeit, Innovation und Nachhaltigkeit, 2). München/Mering: Rainer Hampp. 57-114.
- Kloosterman, Robert C. (2013): Cultural amenities: Large and small, mainstream and Niche – A conceptual framework for cultural planning in an age of Austerity. In: *European Planning Studies*, 22(12): 2510-2525.
- Kneer, Georg (2010): Der Hybride. In: Moebius, Stephan; Schroer, Markus (Hg.): Diven, Hacker, Spekulanten. Sozialfiguren der Gegenwart. Frankfurt am Main: Suhrkamp: 219-234.
- Koch, Andreas (2008): Phänomene der Armut und Exklusion bei multilokalen Lebensformen. In: *Mitteilungen der Österreichischen Geographischen Gesellschaft*, 150: 209-228.
- Koppetsch, Cornelia (2013): Die Wiederkehr der Konformität. Streifzüge durch die gefährdete Mitte. Frankfurt/New York: Campus.
- Kotthoff, Hermann (1997): Führungskräfte im Wandel der Firmenkultur. Quasi-Unternehmer oder Arbeitsnehmer? Baden-Baden: Nomos.
- Kotthoff, Hermann; Wagner, Alexandra (2008): Die Leistungsträger. Führungskräfte im Wandel der Firmenkultur – eine Follow-up-Studie. Berlin: edition sigma.
- Kowal, Sabine; O’Connell, Daniel C. (2010): Zur Transkription von Gesprächen. In: Flick, Uwe; von Kardorff, Ernst; Steinke, Ines (Hg.): *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. 8. Aufl. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt: 437-447.
- Kraemer, Klaus (2009): Prekarisierung – jenseits von Stand und Klasse? In: Castel, Robert; Dörre, Klaus (Hg.): *Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung. Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts*. Frankfurt/New York: Campus: 241-252.
- Krätke, Stefan (2010): ‘Creative Cities’ and the Rise of the Dealer Class: A Critique to Richard Florida’s Approach to Urban Theory. In: *International Journal of Urban and Regional Research*, 34(4): 835-853.
- Kramer, Caroline (2015): Multilokalität als Kennzeichen des akademischen Lebens: eine empirische Studie unter Studierenden und Mitarbeiter/inne/n des Karlsruher Instituts für Technologie (KIT). In: Weichhart, Peter; Rumpolt, Peter A. (Hg.): *Mobil und doppelt sesshaft. Studien zur residenziellen Multilokalität*. (= *Abhandlungen zur Geographie und Regionalforschung*, 18). Wien: Institut für Geographie und Regionalforschung der Universität Wien: 144-175.
- Kratz, Fabian (2012): Der Einfluss der sozialen Herkunft auf die internationale Mobilität und den Stellsuchradius von Studierenden und Hochschulabsolventen. In: *Soziale Welt*, 63(1): 45-64.
- Kratzer, Nick (2003): *Arbeitskraft in Entgrenzung. Grenzenlose Anforderungen, erweiterte Spielräume, begrenzte Ressourcen*. Berlin: edition sigma.
- Kratzer, Nick (2006): Vermarktlichung und Individualisierung - Zur Produktion von Ungleichheit in der Zweiten Moderne. In: Rehberg, Karl-Siegbert (Hg.): *Soziale Ungleichheit, kulturelle Unterschiede*. Verhandlungen des 32. Kongresses der deutschen Gesellschaft für Soziologie in München 2004, Teil 1. Frankfurt/New York: Campus: 540-552.

- Kratzer, Nick; Sauer, Dieter (2003): Entgrenzung von Arbeit. Konzept, Thesen, Befunde. In: Gottschall, Karin; Voß, G. Günter (Hg.): Entgrenzung von Arbeit und Leben. Zum Wandel der Beziehung von Erwerbstätigkeit und Privatsphäre im Alltag. (= Arbeit und Leben im Umbruch. Schriftenreihe zur subjektorientierten Soziologie der Arbeit und der Arbeitsgesellschaft, 5). München/Mering: Rainer Hampp: 87-123.
- Kreckel, Reinhard (1983): Soziale Ungleichheit und Arbeitsmarktsegmentierung. In: Kreckel, Reinhard (Hg.): Soziale Ungleichheiten. (= Soziale Welt, Sonderband 2). Göttingen: Schwartz: 137-162.
- Krompholtz, Sarah (2015): Der Haushalt – ein unzeitgemäßer Begriff? In: Weichhart, Peter; Rumpolt, Peter A. (Hg.): Mobil und doppelt sesshaft. Studien zur residenziellen Multilokalität. (= Abhandlungen zur Geographie und Regionalforschung, 18). Wien: Institut für Geographie und Regionalforschung der Universität Wien: 202-217.
- Kronauer, Martin; Linne, Gudrun (Hg.) (2005): Flexicurity. Die Suche nach Sicherheit in der Flexibilität. (= Forschung aus der Hans-Böckler-Stiftung, 65). Berlin: edition sigma.
- Kuckartz, Udo (2005): Einführung in die computergestützte qualitative Datenanalyse. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Küsters, Nicole (2009): Narrative Interviews. Grundlagen und Anwendungen. 2. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Ladewig, Rebekka; Mellinger, Nan (2003): When in doubt: go nomad. Zur Gegenwart des Nomadischen. In: Meschnig, Alexander; Stuhr, Matthias (Hg.): Arbeit als Lebensstil. Frankfurt am Main: Suhrkamp. 44-56.
- Larsen, Jonas; Axhausen, Kay W.; Urry, John (2006): Geographies of Social Networks: Meetings, Travel and Communications. In: Mobilities, 1(2): 261-283.
- Lehnert, Katrin (2009): Wo ist »drinnen«, wo ist »draußen«? Die Wirkung sozialpolitischer Integrationsinstrumente, widerständige Erwerbslose und wie die Medien diese disqualifizieren. In: Götz, Irene; Lemberger, Barbara (Hg.): Prekär arbeiten, prekär leben. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf ein gesellschaftliches Phänomen. Frankfurt/New York: Campus: 107-136.
- Ley, David; Kobayashi, Audrey (2005): Back to Hong Kong: return migration or transnational sojourn? In: Global Networks, 5(2): 111-127.
- Limmer, Ruth; Schneider, Norbert F. (2008): Studying Job-Related Spatial Mobility in Europe. In: Schneider, Norbert F.; Meil, Gerardo (eds.): Mobile Living Across Europe I. Relevance and Diversity of Job-Related Spatial Mobility in Six European Countries. Opladen/Farmington Hills: Barbara Budrich: 13-45.
- Löffler, Klara (2010): Arbeit am Projekt – Arbeiten in Projekten. Über die disziplinierenden Formen und Praktiken institutionalisierter Beweglichkeit in kulturellen Ökonomien. In: Götz, Irene; Lemberger, Barbara; Lehnert, Katrin; Schondelmayer, Sanna (Hg.): Mobilität und Mobilisierung. Arbeit im sozioökonomischen, politischen und kulturellen Wandel. (= Arbeit und Alltag. Beiträge zur ethnografischen Arbeitskulturenforschung, 1). Frankfurt/New York: Campus: 429-443.
- Löw, Martina (2001): Raumsoziologie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Lois, Daniel; Lois, Nadja (2012): "Living apart together" – eine dauerhafte Alternative? Zur Bedeutung von beruflichen Lagen und Partnerschaftsbildern für das Leben in getrennten Haushalten. In: Soziale Welt, 63(2): 117-140.
- Lucius-Hoene, Gabriele; Deppermann, Arnulf (2004): Rekonstruktion narrativer Identität. Ein Arbeitsbuch zur Analyse narrativer Interviews, 2. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

- Lück, Detlev; Ruppenthal, Silvia (2010): Insights into Mobile Living: Spread, Appearances and Characteristics. In: Schneider, Norbert F.; Collet, Beate (eds.): *Mobile Living Across Europe II. Causes and Consequences of Job-Related Spatial Mobility in Cross-National Comparison*. Opladen/Farmington Hills: Barbara Budrich: 37-68.
- Mallett, Shelley (2004): Understanding home: a critical review of the literature. In: *The Sociological Review*, 52(1): 62-89.
- Manderscheid, Katharina (2012): Mobilität. In: Eckardt, Frank (Hg.): *Handbuch Stadtsoziologie*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften: 551-570.
- Manderscheid, Katharina (2013): Mobilität als relationale Aushandlung – ein Vergleich zwischen England und der Schweiz. In: Hömke, Maik (Hg.): *Mobilität und Identität. Widerspruch in der modernen Gesellschaft?* Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften: 145-178.
- Manske, Alexandra (2007): Prekarisierung auf hohem Niveau. Eine Feldstudie über Alleinunternehmer in der IT-Branche. (= Arbeit und Leben im Umbruch. Schriftenreihe zur subjektorientierten Soziologie der Arbeit und der Arbeitsgesellschaft, 13). München/Mering: Rainer Hampp.
- Markusen, Ann (2006): Urban development and the politics of a creative class: evidence from a study of artists. In: *Environment and Planning A*, 38(10): 1921-1940.
- Martin-Brelot, Helene; Grossetti, Michel; Eckert, Denis; Gritsai, Olga; Kovács, Zoltán (2010): The Spatial Mobility of the 'Creative Class': A European Perspective. In: *Journal of Urban and Regional Research*, 34(4): 854-870.
- Mason, Jennifer (2004a): Managing Kinship over Long Distances: The Significance of 'The Visit'. In: *Social Policy and Society*, 3(4): 421-429.
- Mason, Jennifer (2004b): Personal narratives, relational selves: residential histories in the living and telling. In: *Sociological Review*, 52(2): 162-179.
- Massey, Doreen (1995): The conceptualization of place. In: Massey, Doreen; Jess, Pat (eds.): *A Place in the World? Places, Cultures and Globalization*. Oxford: Oxford University Press: 45-85.
- Mayer-Ahuja, Nicole (2011): Jenseits der „neuen Unübersichtlichkeit“. Annäherung an Konturen der gegenwärtigen Arbeitswelt. (= SOFI Arbeitspapier, 2011-6). Göttingen: Soziologisches Forschungsinstitut Göttingen an der Georg-August-Universität.
- McDowell, Linda; Christopherson, Susan (2009): Transforming work: new forms of employment and their regulation. In: *Cambridge Journal of Regions, Economy and Society*, 2(3): 335-342.
- Mead, George H. (1973): Geist, Identität und Gesellschaft. Aus der Sicht des Sozialbehaviorismus. Übersetzung: Ulf Pacher. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Mee, Kathleen; Wright, Sarah (2009): Geographies of Belonging. In: *Environment and Planning A*, 41(4): 772-779.
- Meier, Lars (2006): Den Ort spüren, Distanz erfahren – Irritationen der alltäglichen Handlungen deutscher Finanzbeschäftigter in London. In: Kreutzer, Florian; Roth, Silke (Hg.): *Transnationale Karrieren. Biografien, Lebensführung und Mobilität*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften: 224-239.
- Meier, Lars (2009): Das Einpassen in den Ort. Der Alltag deutscher Finanzmanager in London und Singapur. (= Materialitäten, 11). Bielefeld: transcript.

- Meil, Gerardo (2010): Job Mobility and Family Life. In: Schneider, Norbert; Collet, Beate (eds.): *Mobile Living Across Europe II. Causes and Consequences of Job-Related Spatial Mobility in Cross-National Comparison*. Opladen/Farmington Hills: Barbara Budrich: 215-235.
- Menzl, Marcus; González, Toralf; Breckner, Ingrid; Vogelsang, Sybille (2011): *Wohnen in der HafenCity. Zuzug, Alltag, Nachbarschaft*. (= Materialien zur HafenCity, 1). Hamburg: Junius.
- Merkel, Janet; Oppen, Maria (2012): *Bedeutungsvolle Orte: Eine kultursoziologische Annäherung an kreative Handlungsressourcen in Städten*. (= WZB Discussion Paper, SP III 2012-401). Berlin: Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung.
- Mertens, Anja; McGinnity, Frank (2005): Einkommensverluste durch befristete Beschäftigung? Ein Überblick über den Stand der Debatte in Deutschland. In: Kronauer, Martin; Linne, Gudrun (Hg.): *Flexicurity. Die Suche nach Sicherheit in der Flexibilität*. (= Forschung aus der Hans-Böckler-Stiftung, 65). Berlin: edition sigma: 169-182.
- Miller, Daniel (2010): *Der Trost der Dinge*. Übersetzung: Frank Jakubzik. Berlin: Suhrkamp.
- Mincer, Jacob (1978): Family Migration Decisions. In: *Journal of Political Economy*, 78(5): 749-773.
- Minssen, Heiner (2000): *Begrenzte Entgrenzungen. Wandlungen von Organisation und Arbeit*. Berlin: edition sigma.
- Minssen, Heiner (2009a): *Bindung und Entgrenzung. Eine Soziologie international tätiger Manager*. München/Mering: Rainer Hampp.
- Minssen, Heiner (2009b): Karriere durch Auslandsentsendungen? In: *Österreichische Zeitschrift für Soziologie*, 34(4): 41-59.
- Mok, Diana; Wellman, Barry; Carrasco, Juan (2010): Does Distance Matter in the Age of the Internet? In: *Urban Studies*, 47(13): 2747-2783.
- Moldaschl, Manfred (2003): Subjektivierung. Eine neue Stufe in der Entwicklung der Arbeitswissenschaften? In: Moldaschl, Manfred; Voß, G. Günter (Hg.): *Subjektivierung von Arbeit*. 2. Aufl. (= Arbeit, Innovation und Nachhaltigkeit, 2). München/Mering: Rainer Hampp: 25-56.
- Moldaschl, Manfred; Voß, G. Günter (2003): Zur Einführung. In: Moldaschl, Manfred; Voß, G. Günter (Hg.): *Subjektivierung von Arbeit*. 2. Aufl. (= Arbeit, Innovation und Nachhaltigkeit, 2). München/Mering: Rainer Hampp: 15-23.
- Montanari, Fabrizio; Scapolan, Annachiara; Mizzau, Lorenzo (2018): Embeddedness and locational choices: A study of creative workers in a dance organisation. In: *Urban Studies*, 55(5): 1121-1138.
- Montanari, Giulia (2016): *Großeltern erzählen geographisch von ihrer Familie. Zur Bedeutung von Raumsemantiken für die Konstitution kommunikativ vermittelter Sinnwelten*. Dissertation an der Fakultät für Bauingenieur-, Geo- und Umweltwissenschaften des Karlsruher Instituts für Technologie (KIT). Karlsruhe. (online verfügbar unter https://www.researchgate.net/publication/303948113_Grosseltern_erzahlen_geographisch_von_ihrer_Familie_-_Zur_Bedeutung_von_Raumsemantiken_fur_die_Konstitution_kommunikativ_vermittelter_Sinnwelten, zuletzt abgerufen am 23.09.2016).
- Moosbrugger, Jeanette (2008): *Subjektivierung von Arbeit: Freiwillige Selbstaussbeutung. Ein Erklärungsmodell für die Verausgabungsbereitschaft von Hochqualifizierten*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Motakef, Mona (2015): *Prekarisierung*. Bielefeld: transcript.

- Mückenberger, Ulrich (1985): Die Krise des Normalarbeitsverhältnisses. Hat das Arbeitsrecht noch Zukunft? In: Zeitschrift für Sozialreform, 31(7): 415-434.
- Musner, Lutz (2009): Ein neuer Habitus des Geistes- und Kulturwissenschaftlers. Über die Situation des wissenschaftlichen Nachwuchses. In: Götz, Irene; Lemberger, Barbara (Hg.): Prekär arbeiten, prekär leben. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf ein gesellschaftliches Phänomen. Frankfurt/New York: Campus: 205-219.
- Musterd, Sako; Bontje, Marco; Rouwendal, Jan (eds.) (2016): Skills and Cities. Implications of location preferences of highly educated workers for spatial development of metropolitan areas. London/New York: Routledge.
- Musterd, Sako; Gritsai, Olga (2013): The creative knowledge city in Europe: Structural conditions and urban policy strategies for competitive cities. In: European Urban and Regional Studies, 20(3): 343-359.
- Musterd, Sako; Murie, Alan (eds.) (2010): Making Competitive Cities. Oxford: Wiley-Blackwell.
- Nadler, Robert (2014): Plug&Play Places: Lifeworlds of Multilocal Creative Knowledge Workers. Warschau/Berlin: De Gruyter Open.
- Neff, Gina (2013): Venture Labor. Work and the Burden of Risk in Innovative Industries. New York/London: New York University Press.
- Negt, Oskar (2003): Flexibilität und Bindungsvermögen. Grenzen der Funktionalisierung. In: Meschnig, Alexander; Stuhr, Matthias (Hg.): Arbeit als Lebensstil. Frankfurt am Main: Suhrkamp: 13-25.
- Nisic, Natascha; Petermann, Sören (2013): Neue Stadt = neue Freunde? Die Restrukturierung sozialer Ressourcen nach einem Wohnortwechsel. In: Comparative Population Studies – Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft, 38(1): 167-198.
- Nowicka, Magdalena (2006a): „Feste Beziehung oder *one-night stand*?“ Hochmobile und ihre Bindung zu Orten. In: Kreuzer, Florian; Roth, Silke (Hg.): Transnationale Karrieren. Biografien, Lebensführung und Mobilität. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften: 190-208.
- Nowicka, Magdalena (2006b): Transnational Professionals and their Cosmopolitan Universes. Frankfurt/New York: Campus.
- Ohnmacht, Timo; Frei, Andreas; Axhausen, Kay W. (2008): Mobilitätsbiografie und Netzwerkgeografie: Wessen soziale Beziehungen sind räumlich dispers? In: Swiss Journal of Sociology, 34(1): 131-164.
- Ong, Aihwa (1999): Flexible Citizenship. The Cultural Logics of Transnationality. Durham/London: Duke University Press.
- Opitz, Sven (2010): Der flexible Mensch. Moebius, Stephan; Schroer, Markus (Hg.): Diven, Hacker, Spekulanten. Sozialfiguren der Gegenwart. Frankfurt am Main: Suhrkamp: 132-147.
- Pareja-Eastaway, Montserrat; Bontje, Marco; d'Ovidio, Marianna (2010): Attracting Young and High-Skilled Workers: Amsterdam, Milan and Barcelona. In: Musterd, Sako; Murie, Alan (eds.): Making Competitive Cities. Oxford: Wiley-Blackwell: 192-207.
- Parry, Jane; Taylor, Rebecca; Pettinger, Lynne; Glucksmann, Miriam (2005): Confronting the challenges of work today: New horizons and perspectives. In: Pettinger, Lynne; Parry, Jane; Taylor, Rebecca; Glucksmann, Miriam (eds.): A New Sociology of Work? Oxford: Blackwell: 1-18.
- Peck, Jamie (2002): Struggling with the Creative Class. In: International Journal of Urban and Regional Research, 29(4): 730-770.

- Pelizäus-Hoffmeister, Helga (2001): *Mobilität: Chance oder Risiko? Soziale Netzwerke unter den Bedingungen räumlicher Mobilität – das Beispiel freie JournalistInnen*. Opladen: Leske + Budrich.
- Pelizzari, Alessandro (2009): *Dynamiken der Prekarisierung. Atypische Erwerbsverhältnisse und milieuspezifische Unsicherheitsbewältigung*. Konstanz: UVK.
- Pettinger, Lynne; Parry, Jane; Taylor, Rebecca; Glucksmann, Miriam (eds.) (2005): *A New Sociology of Work?* Oxford: Blackwell.
- Petzold, Knut (2010): Wenn sich alles um den Locus dreht: Multilokalität, Multilokation, multilokales Wohnen, Inter- und Translokalität als Begriffe der Mehrfachverortung. In: Hühn, Melanie; Lerp, Dörte; Petzold, Knut; Stock, Miriam (Hg.): *Transkulturalität, Transnationalität, Transstaatlichkeit, Translokalität. Theoretische und empirische Begriffsbestimmungen. (= Region – Nation – Europa, 62)*. Berlin: LIT: 235-257.
- Petzold, Knut (2011): Die europäische Stadt und multilokale Lebensformen: Eine Beziehung mit Zukunft? In: Frey, Oliver; Koch, Florian (Hg.): *Die Zukunft der Europäischen Stadt. Stadtpolitik, Stadtplanung und Stadtgesellschaft im Wandel*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften: 153-172.
- Petzold, Knut (2013a): Mobilität und Identität. Eine theoretische und eine empirische Exploration am Beispiel multilokalisierter Akteure. In: Hömke, Maik (Hg.): *Mobilität und Identität. Widerspruch in der modernen Gesellschaft*. Wiesbaden: Springer VS: 79-122.
- Petzold, Knut (2013b): Multilokation als Handlungssituation. Lokale Identifikation, Kosmopolitismus und ortsbezogenes Handeln unter Mobilitätsbedingungen. Wiesbaden: Springer VS.
- Petzold, Knut (2015): Multilokalität und soziale Ungleichheiten – eine Forschungsagenda. In: Weichhart, Peter; Rumpolt, Peter A. (Hg.): *Mobil und doppelt sesshaft. Studien zur residenziellen Multilokalität. (= Abhandlungen zur Geographie und Regionalforschung, 18)*. Wien: Institut für Geographie und Regionalforschung der Universität Wien: 240-265.
- Piepmeier, Rainer (1990): Philosophische Aspekte des Heimatbegriffs. In: Bundeszentrale für politische Bildung (Hg.): *Heimat. Analysen, Themen, Perspektiven. (= Diskussionsbeiträge zur politischen Didaktik, 294/1)*. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung: 91-108.
- Plöger, Jörg (2016): High-skilled migrants, place ties and urban policy-making. Putting housing on the agenda. In: van Riemsdijk, Micheline; Wang, Qingfang (eds.): *Rethinking International Skilled Migration. (Regions and Cities, 109)*. Abingdon/New York: Routledge: 154-172.
- Plöger, Jörg; Becker, Anna (2015): Social Networks and Local Incorporation – Grounding High-Skilled Migrants in Two German Cities. In: *Journal of Ethnic and Migration Studies*, 41(10): 1517-1535.
- Pohl, Thomas (2009): *Entgrenzte Stadt. Räumliche Fragmentierung und zeitliche Flexibilisierung in der Spätmoderne*. Bielefeld: transcript.
- Pohlmann, Markus; Bär, Stefan (2009): Grenzenlose Karrieren? – Hochqualifiziertes Personal und Top-Führungskräfte in Ökonomie und Medizin. In: *Österreichische Zeitschrift für Soziologie*, 34(4): 13-40.
- Pongratz, Hans J.; Voß, G. Günter (2003): *Arbeitskraftunternehmer. Erwerbsorientierungen in entgrenzten Arbeitsformen. (= Forschung aus der Hans-Böckler-Stiftung, 47)*. Berlin: edition sigma.
- Poppitz, Angela (2009): *Beruflich Bahnfahren. Aneignung des arbeitsbedingten Bahnalltags bei Pendlern und Geschäftsreisenden. (= Arbeit und Leben im Umbruch, 17)*. Berlin: edition sigma.
- Pries, Ludger (2010): *Transnationalisierung. Theorie und Empirie grenzüberschreitender Vergesellschaftung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

- Proshansky, Harold M. (1978): The City and Self-Identity. In: *Environment and Behaviour*, 10(2): 147-169.
- Rademacher, Claudia; Ramos Lobato, Philipp (2008): "Teufelskreis oder Glücksspirale" Ungleiche Bewältigung unsicherer Beschäftigung. In: Eickelpasch, Rolf; Rademacher, Claudia; Ramos Lobato, Philipp (Hg.): *Metamorphosen des Kapitalismus – und seiner Kritik*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften: 118-147.
- Rammler, Stephan (2008): The *Wahlverwandtschaft* of Modernity and Mobility. In: Canzler, Weert; Kaufmann, Vincent; Kesselring, Sven (eds.): *Tracing Mobilities. Towards a Cosmopolitan Perspective*. Aldershot: Ashgate: 58-75.
- Reuschke, Darja (2010): Multilokales Wohnen. Raum-zeitliche Muster multilokaler Wohnarrangements von Shuttles und Personen in einer Fernbeziehung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Richter, Ralph (2013): Ortsbezogene Identität. Die kognitive Repräsentanz von Orten im Zeichen zunehmender Wohnmobilität. In: Hömke, Maik (Hg.): *Mobilität und Identität. Widerspruch in der modernen Gesellschaft*. Wiesbaden: Springer VS: 11-30.
- Rodrigues, Ricardo A.; Guest, David (2010): Have careers become boundaryless? In: *Human Relations*, 63(8): 1157-1175.
- Rolshoven, Johanna (2004): Mobilität und Multilokalität als moderne Alltagspraxen. In: Rolshoven, Johanna; Gyr, Ueli (Hg.): *Zweitwohnsitze und kulturelle Mobilität*. Zürich: IPK: 205-212.
- Rolshoven, Johanna (2006): Woanders daheim. Kulturwissenschaftliche Ansätze zur multilokalen Lebensweise in der Spätmoderne. In: *Zeitschrift für Volkskunde*, 102(II): 179-194.
- Rolshoven, Johanna (2007): The Temptations of the Provisional. Multilocality as a Way of Life. In: *Ethnologia Europaea*, 37(1-2): 17-25.
- Rosa, Hartmut (2005): *Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Rose, Gillian (1995): Place and identity: a sense of place. In: Massey, Doreen; Jess, Pat M. (eds.): *A place in the world? Places, cultures and globalization*. Oxford: Oxford University Press: 87-132.
- Ross, Andrew (2009): *Nice Work if you can get it. Life and Labour in Precarious Times*. New York/London: New York University Press.
- Rudolph, Helmut (2005): Beschäftigungsformen: ein Maßstab für Flexibilität und Sicherheit? In: Kronauer, Martin; Linne, Gudrun (Hg.): *Flexicurity. Die Suche nach Sicherheit in der Flexibilität*. (= Forschung aus der Hans-Böckler-Stiftung, 65). Berlin: edition sigma: 97-125.
- Rüger, Heiko; Becker, Katharina (2011): Berufsmobilität, Geschlecht und Lebensform. Berufsbedingte räumliche Mobilität und die Folgen für die Vereinbarkeit von Familie und Beruf und partnerschaftliche Arbeitsteilung. In: Klammer, Ute; Motz, Markus (Hg.): *Neue Wege – gleiche Chancen. Expertisen zum Ersten Gleichstellungsbericht der Bundesregierung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften: 363-396.
- Ryan, Louise (2015): Friendship-making: Exploring Network Formations through the Narratives of Irish Highly Qualified Migrants in Britain. In: *Journal of Ethnic and Migration Studies*, 41(10): 1664-1683.
- Ryan, Louise; Klekowski von Koppenfels, Amanda; Mulholland, Jon (2015): 'The distance between us': a comparative examination of the technical, spatial and temporal dimensions of the transnational social relationships of highly skilled migrants. In: *Global Networks*, 15(2): 198-216.

- Ryan, Louise; Mulholland, Jon (2014): Trading Places: French Highly Skilled Migrants Negotiating Mobility and Emplacement in London. In: *Journal of Ethnic and Migration Studies*, 40(4): 584-600.
- Ryan, Louise; Sales, Rosemary; Tilki, Mary; Siara, Bernadetta (2008): Social Networks, Social Support and Social Capital: The Experiences of Recent Polish Migrants in London. In: *Sociology*, 42(4): 672-690.
- Sage, Joanna; Evandrou, Maria; Falkingham, Jane (2013): Onwards or Homewards? Complex Graduate Migration Pathways, Well-being, and the 'Parental Safety Net'. In: *Population, Space and Place*, 19(6): 738-755.
- Sánchez Moral, Simón; Arellano, Alfonso; Díez Pisonero, Roberto (2018): Interregional mobility of talent in Spain: The role of job opportunities and qualities of places during the recent economic crisis. In: *Environment and Planning A*, 50(4): 789-808.
- Sander, Nadine (2012): *Das akademische Prekariat. Leben zwischen Frist und Plan*. Konstanz: UVK.
- Sassen, Saskia (1997): *Metropolen des Weltmarkts. Die neue Rolle der Global Cities*. Frankfurt/New York: Campus.
- Savage, Mike; Bagnall, Gaynor; Longhurst, Brian J. (2005): *Globalization and Belonging*. London/Thousand Oaks/New Dehli: Sage.
- Schad, Helmut (2015): Werknetze des multilokalen Wohnens – Methodologische Implikationen der Akteurnetzwerktheorie. Weichhart, Peter; Rumpolt, Peter A. (Hg.): *Mobil und doppelt sesshaft. Studien zur residenziellen Multilokalität*. (= Abhandlungen zur Geographie und Regionalforschung, 18). Wien: Institut für Geographie und Regionalforschung der Universität Wien: 266-313.
- Schad, Helmut (im Erscheinen): Unterwegssein in Transferräumen und Zwischenwelten. In: Danielzyk, Rainer; Hilti, Nicola; Ritzinger, Anne; Tippel, Cornelia; Weiske, Christine (Hg.): *Multilokale Lebensführung und räumliche Entwicklungen. Ein Kompendium*. (= Forschungsberichte der ARL). Hannover: Verlag der ARL.
- Schad, Helmut; Hilti, Nicola; Hugentobler, Margrit; Duchêne-Lacroix, Cédric (2015): Multilokales Wohnen in der Schweiz – erste Einschätzungen zum Aufkommen und zu den Ausprägungen. In: Weichhart, Peter; Rumpolt, Peter A. (Hg.): *Mobil und doppelt sesshaft. Studien zur residenziellen Multilokalität*. (= Abhandlungen zur Geographie und Regionalforschung, 18). Wien: Institut für Geographie und Regionalforschung der Universität Wien: 176-201.
- Schelepa, Susanne (2010): Zur biographischen Deutung von Berufswechseln im Spannungsfeld von Autonomie und Heteronomie. In: Bolder, Axel; Epping, Rudolf; Klein, Rosemarie; Reutter, Gerhard; Seiverth, Andreas (Hg.): *Neue Lebenslaufregimes – neue Konzepte für die Bildung Erwachsener?* (= Bildung und Arbeit, 2). Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften: 123-138.
- Schief, Sebastian (2006): Nationale oder unternehmensspezifische Muster der Flexibilität? Eine empirische Untersuchung von Flexibilitätsmustern in fünf europäischen Ländern. In: Lehndorff, Stefan (Hg.): *Das Politische in der Arbeitspolitik*. Berlin: edition sigma: 228-248.
- Schier, Michaela; Jurczyk, Karin (2007): „Familie als Herstellungsleistung“ in Zeiten der Entgrenzung. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Wochenzeitung DAS PARLAMENT*, 2007(34): 10-17.
- Schier, Michaela (2009): Räumliche Entgrenzung von Arbeit und Familie. Die Herstellung von Familie unter Bedingungen von Multilokalität. In: *Informationen zur Raumentwicklung*, 2009(1): 55-66.

- Schier, Michaela (2013): Räumliche Entgrenzungen – Multilokales Familienleben. Spezifische Anforderungen einer mehrörtigen Alltagsgestaltung und die Rolle von Medien. In: Wagner, Ulrike (Hg.): Familienleben: entgrenzt und vernetzt? (= Interdisziplinäre Diskurse, 7). München: kopaed: 35-51.
- Schier, Michaela; Hilti, Nicola; Schad, Helmut; Toppel, Cornelia; Dittrich-Wesbuer, Andrea; Monz, Anna (2015a): Residential Multi-Locality Studies – The Added Value for Research on Families and Second Homes. In: Tijdschrift voor economische en sociale geografie, 106(4): 439-452.
- Schier, Michaela; Schlinzig, Tino; Montanari, Giulia (2015b): The Logic of Multi-local Living Arrangements: Methodological Challenges and the Potential of Qualitative Approaches. In: Tijdschrift voor economische en sociale geografie, 106(4): 425-438.
- Schipper, Sebastian (2014): The Financial Crisis and the Hegemony of Urban Neoliberalism: Lessons from Frankfurt am Main. In: International Journal of Urban and Regional Research, 38(1): 236-255.
- Schmeißer, Claudia; Stuth, Stefan; Behrend, Clara; Budras; Robert; Hipp, Lena; Leuze, Kathrin; Giesecke, Johannes (2012): Atypische Beschäftigung in Europa 1996-2009. (= Discussion Paper, P 2012-001). Berlin: Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung. (online verfügbar unter <http://bibliothek.wzb.eu/pdf/2012/p12-001.pdf>, zuletzt abgerufen am 15.07.2015).
- Schmidt, Gert (2011): Gebietskartierung: Soziologie der Arbeit. In: Soziologische Revue, 34(4): 411-432.
- Schneider, Jan, Parusel, Bernd (2011): Zirkuläre und temporäre Migration. Empirische Erkenntnisse, politische Praxis und zukünftige Optionen in Deutschland. (= Working Paper der Kontaktstelle des EMN und der Forschungsgruppe des Bundesamtes, 35). Nürnberg: Bundesamt für Migration und Flüchtlinge, Nationale Kontaktstelle des EMN.
- Schneider, Norbert F.; Collet, Beate (eds.) (2010): Mobile Living Across Europe II. Causes and Consequences of Job-Related Spatial Mobility in Cross-National Comparison. Opladen/Farmington Hills: Barbara Budrich.
- Schneider, Norbert F.; Limmer, Ruth (2008): Job Mobility and Living Arrangements. In: Canzler, Weert; Kaufmann, Vincent; Kesselring, Sven (eds.): Tracing Mobilities. Towards a Cosmopolitan Perspective. Aldershot: Ashgate: 121-139.
- Schneider, Norbert F.; Limmer, Ruth; Ruckdeschel, Kerstin (2002): Mobil, flexibel, gebunden. Familie und Beruf in der mobilen Gesellschaft. Frankfurt/New York: Campus.
- Schneider, Norbert F.; Meil, Gerardo (eds.) (2008): Mobile Living Across Europe I. Relevance and Diversity of Job-Related Spatial Mobility in Six European Countries. Opladen/Farmington Hills: Barbara Budrich.
- Schneider, Norbert F.; Ruppenthal, Silvia; Lück, Detlev; Rüger, Heiko; Dauber, Andrea (2008): Germany – A country of locally attached but highly mobile people. In: Schneider, Norbert F.; Meil, Gerardo (eds.): Mobile Living Across Europe I. Relevance and Diversity of Job-Related Spatial Mobility in Six European Countries. Opladen/Farmington Hills: Barbara Budrich: 105-147.
- Schondelmayer, Sanna (2010): »Dann pack‘ ich meinen Koffer, meine Klamotten und Tschüß!« Narrative eines mobilen Menschen. In: Götz, Irene; Lemberger, Barbara; Lehnert, Katrin; Schondelmayer, Sanna (Hg.): Mobilität und Mobilisierung. Arbeit im sozioökonomischen, politischen und kulturellen Wandel. (= Arbeit und Alltag. Beiträge zur ethnografischen Arbeitskulturforschung, 1). Frankfurt/New York: Campus: 29-43.
- Schreyer, Franziska (2001): Grundzüge des Akademikerarbeitsmarktes. In: Informationen für die Beratungs- und Vermittlungsdienste der Bundesanstalt für Arbeit, 2001(26): 2211-2233.

- Schroer, Markus (2006): Mobilität ohne Grenzen? Vom Dasein als Nomade und der Zukunft der Sesshaftigkeit. In: Gebhardt, Winfried; Hitzler, Ronald (Hg.): Nomaden, Flaneure, Vagabunden. Wissensformen und Denkstile der Gegenwart. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften: 115-125.
- Schütz, Alfred; Luckmann, Thomas (2017[2003]): Strukturen der Lebenswelt. 2. überarbeitete Auflage. Konstanz/München: UVK.
- Schwedes, Oliver (Hg.) (2013): Räumliche Mobilität in der zweiten Moderne: Freiheit und Zwang bei Standortwahl und Verkehrsverhalten. Berlin: LIT.
- Scott, Allen J. (2006): Creative cities: Conceptual issues and policy questions. In: Journal of Urban Affairs, 28(1): 1-17.
- Scott, Sam (2013): Migration and the Employer Perspective: Pitfalls and Potentials for a Future Research Agenda. In: Population, Space and Place, 19(6): 703-713.
- Seidl, Daniella (2009): „Wir machen hier unser Italien ...“ Multilokalität deutscher Ferienhausbesitzer. (= Münchner Beiträge zur Volkskunde, 39). Münster: Waxmann.
- Seifert, Manfred (2009): Prekarisierung der Arbeits- und Lebenswelt. Kulturwissenschaftliche Reflexionen zu Karriere und Potenzial eines Interpretationsansatzes. In: Götz, Irene; Lemberger, Barbara (Hg.): Prekär arbeiten, prekär leben. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf ein gesellschaftliches Phänomen. Frankfurt/New York: Campus: 31-53.
- Sennett, Richard (2000): Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus. Berlin: btb.
- Sheller, Mimi; Urry, John (2006): The new mobilities paradigm. In: Environment and Planning A, 38(2): 207-226.
- Soeffner, Hans-Georg (2004): Auslegung des Alltags – Der Alltag der Auslegung. 2. durchgesehene und ergänzte Auflage. Konstanz: UTB/UVK.
- Spiegel, Erika (2001): Wohnen und Wohnung als Soziologische Kategorie. In: Jenkis, Helmut W. (Hg.): Kompendium der Wohnungswirtschaft. München: Oldenbourg: 42-61.
- Stadt Frankfurt am Main (2005): Wohnungspolitische Leitlinien. Fassung 12/2008. Frankfurt am Main (online verfügbar unter http://www.frankfurt.de/sixcms/media.php/738/081219%20Leitlinien_Fassung%202008.pdf, zuletzt abgerufen am 18.06.2017).
- Staehele, Lynn A.; Nagel, Caroline R. (2006): Topographies of home and citizenship: Arab-American activists in the United States. In: Environment and Planning A, 38(9): 1599-1614.
- Stock, Mathis (2009): Polytopisches Wohnen – ein phänomenologisch-prozessorientierter Zugang. In: Informationen zur Raumentwicklung, 2009(1): 107-116.
- Storper, Michael; Manville, Michael (2006): Behaviour, Preferences and Cities: Urban Theory and Urban Resurgence. In: Urban Studies, 43(8): 1247-1274.
- Storper, Michael; Scott, Allen J. (2009): Rethinking human capital, creativity and urban growth. In: Journal of Economic Geography, 9(2): 147-167.
- Sturm, Gabriele; Meyer, Katrin (2009): Was können die Melderegister deutscher Großstädte zur Analyse von residenzieller Multilokalität beitragen? In: Informationen zur Raumentwicklung, 2009(1): 15-29.
- Szydlik, Marc (2008): Flexibilisierung und die Folgen. In: Szydlik, Marc (Hg.): Flexibilisierung. Folgen für Arbeit und Familie. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften: 7-22.

- Taylor, Stephanie (2015): A new mystique? Working for yourself in the neoliberal economy. In: Conor, Bridget; Gill, Rosalind; Taylor, Stephanie (eds.): *Gender and Creative Labour*. (= Sociological Review Monograph Series, 63 S1). Malden, MA/Oxford: Wiley-Blackwell. 174-187.
- Thrift, Nigel (2005): But malice aforethought: cities and the natural history of hatred. In: *Transactions of the Institute of British Geographers*, 30(2): 133-150.
- Tippel, Cornelia (im Erscheinen): Berufsbedingte Multilokalität. In: Danielzyk, Rainer; Hilti, Nicola; Ritzinger, Anne; Tippel, Cornelia; Weiske, Christine (Hg.): *Multilokale Lebensführung und räumliche Entwicklungen*. Ein Kompendium. (= Forschungsberichte der ARL). Hannover: Verlag der ARL.
- Tippel, Cornelia; Plöger, Jörg; Becker, Anna (2017): 'I don't care about the city': the role of connections in mobility decisions of skilled professionals. In: *Regional Science, Regional Studies*, 4(1): 94-108.
- Tremblay, Diane-Gabrielle; Genin, Emilie (2010): IT self-employed workers between constraint and flexibility. In: *New Technology, Work and Employment*, 25(1): 34-48.
- Tuan, Yi-Fu (1980): Rootedness vrs. sense of place. In: *Landscape*, 24(1): 3-8.
- Tünte, Markus; Apitzsch, Birgit; Shire, Karen A. (2011): Neue Beschäftigungsstrategien jenseits von externer und interner Flexibilisierung. In: *Berliner Journal für Soziologie*, 21(3): 363-381.
- Urry, John (2000): *Sociology beyond Societies. Mobilities for the twenty-first century*. London/New York: Routledge.
- Urry, John (2002): *Mobility and Proximity*. In: *Sociology*, 36(2): 255-274.
- Urry, John (2007): *Mobilities*. Cambridge: Polity Press.
- Urry, John (2008): Moving on the Mobility turn. In: Canzler, Weert; Kaufmann, Vincent; Kesselring, Sven (eds.): *Tracing Mobilities. Towards a Cosmopolitan Perspective*. Aldershot: Ashgate: 13-23.
- Van der Klis, Marjolijn (2009): *Commuter partnerships. Balancing home, family, and distant work*. Dissertation an der Universiteit van Amsterdam, Faculteit der Maatschappij- en Gedragwetenschappen. (online verfügbar unter: <http://dare.uva.nl/document/2/64928>, zuletzt abgerufen am 08.02.2016).
- Van der Klis, Marjolijn; Karsten, Lia (2009): Commuting partners, dual residences and the meaning of home. In: *Journal of Environmental Psychology*, 29(2): 235-245.
- Van der Klis, Marjolijn; Mulder, Clara H. (2008): Beyond the trailing spouse: the commuter partnership as an alternative to family migration. In: *Journal on Housing and the Built Environment*, 23(1): 1-19.
- Van Riemsdijk, Micheline (2014): International migration and local emplacement: everyday place-making practices of skilled migrants in Oslo, Norway. In: *Environment and Planning A*, 46(4): 963-979.
- Verwiebe, Roland (2008): Statusveränderungen und innereuropäische Wanderungen. Ergebnisse einer Verknüpfung qualitativer und quantitativer Befunde. In: Berger, Peter A.; Weiß, Anja (Hg.): *Transnationalisierung sozialer Ungleichheit*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften: 185-210.
- Viry, Gil; Hofmeister, Heather; Widmer, Eric (2010): Early Life Course Relocation: Effects on Motility, Mobility and Social Integration. In: Schneider, Norbert F.; Collet, Beate (eds.): *Mobile Living Across Europe II. Causes and Consequences of Job-Related Spatial Mobility in Cross-National Comparison*. Opladen/Farmington Hills: Barbara Budrich: 153-172.

- Vogel, Berthold (2009): Das Prekariat – eine neue soziale Lage? In: Castel, Robert; Dörre, Klaus (Hg.): Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung. Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts. Frankfurt/New York: Campus: 197-208.
- Vonderau, Asta (2003): Geographie sozialer Beziehungen. Ortserfahrungen in der mobilen Welt. (= Berliner Ethnographische Studien, Kulturwissenschaftlich-ethnologische Untersuchungen zu Alltagsgeschichte, Alltagskultur und Alltagswelten in Europa, 4) Berlin: LIT.
- Vormbusch, Uwe; Kels, Peter (2008): Berufskarrieren Hochqualifizierter: on the road to nowhere? In: Dröge, Kai; Marrs, Kira; Menz, Wolfgang (Hg.): Rückkehr der Leistungsfrage. Leistung in Arbeit, Unternehmen und Gesellschaft. Berlin: edition sigma: 137-160.
- Voswinkel, Stephan; Kocyba, Hermann (2005): Entgrenzung der Arbeit. Von der Entpersönlichung zum permanenten Selbstmanagement. In: WestEnd. Neue Zeitschrift für Sozialforschung, 2(2): 73-83.
- Voß, G. Günter (2010): Subjektivierung und Mobilisierung. Und: Was könnte Odysseus zum Thema »Mobilität« beitragen? In: Götz, Irene; Lemberger, Barbara; Lehnert, Katrin; Schondelmayer, Sanna (Hg.): Mobilität und Mobilisierung. Arbeit im sozioökonomischen, politischen und kulturellen Wandel. (= Arbeit und Alltag. Beiträge zur ethnografischen Arbeitskulturenforschung, 1). Frankfurt/New York: Campus: 95-136.
- Voß, G. Günter; Pongratz, Hans J. (1998): Der Arbeitskraftunternehmer. Eine neue Grundform der Ware Arbeitskraft? In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 50(1): 131-158.
- Walsh, Katie (2006): British Expatriate Belongings: Mobile Homes and Transnational Homing. In: Home Cultures, 3(2): 123-144.
- Weber, Max (1904): Die Objektivität sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis. Tübingen: J.C.B. Mohr.
- Weichhart, Peter (1990): Raumbezogene Identität. Bausteine zu einer Theorie räumlich-sozialer Kognition und Identifikation. (= Erdkundliches Wissen, 102). Stuttgart: Franz Steiner.
- Weichhart, Peter (2009): Multilokalität – Konzepte, Theoriebezüge und Forschungsfragen. In: Informationen zur Raumentwicklung, 2009(1): 1-14.
- Weichhart, Peter (2010): Das „Trans-Syndrom“. Wenn die Welt durch das Netz unserer Begriffe fällt. In: Hühn, Melanie; Lerp, Dörte; Petzold, Knut; Stock, Miriam (Hg.): Transkulturalität, Transnationalität, Transstaatlichkeit, Translokalität. Theoretische und empirische Begriffsbestimmungen. (= Region – Nation – Europa, 62). Berlin: LIT Verlag: 47-70.
- Weichhart, Peter (2015a): Multi-local Living Arrangements – Terminology Issues. In: Weichhart, Peter; Rumpolt, Peter A. (Hg.): Mobil und doppelt sesshaft. Studien zur residenziellen Multilokalität. (= Abhandlungen zur Geographie und Regionalforschung, 18). Wien: Institut für Geographie und Regionalforschung der Universität Wien: 61-82.
- Weichhart, Peter (2015b): Residential Multi-Locality: In Search of Theoretical Frameworks. In: Tijdschrift voor Economische en Sociale Geografie, 106(4): 378-391.
- Weichhart, Peter; Rumpolt, Peter A. (2015): Residenzielle Multilokalität – Problemlagen und Desiderata der Forschung. In: Weichhart, Peter; Rumpolt, Peter A. (Hg.): Mobil und doppelt sesshaft. Studien zur residenziellen Multilokalität. (= Abhandlungen zur Geographie und Regionalforschung, 18). Wien: Institut für Geographie und Regionalforschung der Universität Wien: 11-60.
- Wehrich, Margit (2009): Entscheidungsprobleme und deren Bearbeitungsformen in der Theorie reflexiver Modernisierung. In: Böhle, Fritz; Wehrich, Margit (Hg.): Handeln unter Unsicherheit. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften: 305-311.

- Weiske, Christine (2009): Multilokale Arrangements des Alltags und die kommunalpolitischen Implikationen. In: Köppen, Bernhard; Molter, Uli; Scherm, Ilona (Hg.): Geographie kennt keine Grenzen. Zum 60. Geburtstag von Peter Jurczek. Chemnitz: Universitätsverlag: 277-289.
- Weiske, Christine (im Erscheinen): Haushalte, multilokale. In: Danielzyk, Rainer; Hilti, Nicola; Ritzinger, Anne; Toppel, Cornelia; Weiske, Christine (Hg.): Multilokale Lebensführung und räumliche Entwicklungen. Ein Kompendium. (= Forschungsberichte der ARL). Hannover: Verlag der ARL.
- Weiske, Christine; Petzold, Knut; Zierold, Diana (2009): Multilokale Haushaltstypen. Bericht aus dem DFG-Projekt „Neue multilokale Haushaltstypen“ (2006-2008). In: Informationen zur Raumentwicklung, 2009(1): 67-75.
- Weiske, Christine; Petzold, Knut; Schad, Helmut (2015): Multi-Local Living – The Approaches of Rational Choice Theory, Sociology of Everyday Life and Actor-Network-Theory. In: Tijdschrift voor Economische en Sociale Geografie, 106(4): 392-408.
- Wetzstein, Steffen (2017): The global urban housing affordability crisis. In: Urban Studies, 54(14): 3159-3177.
- Zavisca, Jane (2013): A Home Not One's Own: How Young Russians Living with Extended Family Negotiate Space. In: Kusenbach, Margarethe; Paulsen, Krista E. (eds.): Home. International Perspectives on Culture, Identity, and Belonging. Frankfurt am Main: Peter Lang: 153-173.
- Zenker, Sebastian; Eggers, Felix; Farsky, Mario (2013): Putting a price tag on cities: Insights into the competitive environment of places. In: Cities, 30: 133-139.
- Zhang, Vickie (2018): Im/mobilising the migration decision. In: Environment and Planning D: Society and Space, 36(2): 199-216.
- Zikic, Jelena (2015): Skilled migrants' career capital as a source of competitive advantage: implications for strategic HRM. In: The International Journal of Human Resource Management, 26(10): 1360-1381.

Webseiten

- website Google: https://www.google.de/search?q=boardinghouse&ie=utf-8&oe=utf-8&client=firefox-b&gfe_rd=cr&ei=H6n3V43uDKyT8Qf1_aSYAw (zuletzt abgerufen am 07.10.2016).
- website Netzwerk Multilokalität: <https://www.uni-muenster.de/Geographie/Multilokalitaet/multilokalitaet/home.html> (zuletzt abgerufen am 23.09.2016).
- website Universität Wien: https://docs.google.com/viewer?a=v&q=cache:Ju2cV31od-wJ:homepage.univie.ac.at/~garnitk3/cgi-bin/countdown2/countdown.cgi?Transkribierregeln.doc+transkribierregeln&hl=de&gl=de&pid=bl&srcid=ADGEESjrrk1gP5BA0Iw-TSgTIjR9z5qPItmBt6Z2MhOSncUly-tTJ9GVIqk5i9BdZ_auLX61csieRVp-6xYSgn38gd39dkJEL7RL770PpfklZenlODXKwiZTVxaaygl1z02dN-6ZbhZ&sig=AHIEtbTEjnCZ0Vy4mG5voA8GM84rvmXagw (zuletzt abgerufen am 07.05.2012).

Medienberichte

- Dettmer, Markus; Dohmen, Frank (2012): Frei schwebend in der Wolke. In: Der Spiegel, 2012(6): 62-64.

-
- Garofoli, Joe (2011): Can billionaire Nicolas Berggruen fix California? In: San Francisco Chronicle vom 25.09.2011. (online verfügbar unter: <http://www.sfgate.com/politics/article/Can-billionaire-Nicolas-Berggruen-fix-California-2308818.php>, zuletzt abgerufen am 07.10.2016).
- Ochs, Birgit (2016): Trend Mikroapartments. Leben in der Box. In: Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung vom 12.10.2016. (online verfügbar unter http://www.faz.net/aktuell/wirtschaft/immobilien/trend-mikroapartments-leben-in-der-box-14451564.html?printPagedArticle=true#pageIndex_2, zuletzt abgerufen am 22.06.2017).
- Osbourne, Hilary (2014): London renters trapped in £1,000 a month 'rabbit hutch properties'. In: The Guardian vom 29.08.2014. (online verfügbar unter <https://www.theguardian.com/money/2014/aug/29/london-renters-trapped-1000-month-rabbit-hutch-studio-flat#start-of-comments>, zuletzt abgerufen am 22.06.2017).
- Soboczynski, Adam (2016): "Mit flammendem Gefieder". Interview mit Udo Lindenberg und Benjamin von Stuckrad-Barre. In: Die ZEIT vom 10.03.2016. (online verfügbar unter <http://www.zeit.de/2016/12/drogen-udo-lindenberg-benjamin-von-stuckrad-barre-freundschaft>, zuletzt abgerufen am 07.10.2016).
- Vielhauer, Cordula (2013): Vertikale Nischen: Miniwohnungen in Megacities von Gary Chang. In: Detail vom 25.07.2013. (online verfügbar unter <http://www.detail.de/artikel/vertikale-nischen-miniwohnungen-in-megacities-von-gary-chang-10886/>, zuletzt abgerufen am 22.06.2017).
- Wüpper, Gesche (2011): Wie Paris den Mietwucher eindämmen will. In: Die Welt vom 11.03.2013. (online verfügbar unter <https://www.welt.de/finanzen/immobilien/article12780376/Wie-Paris-den-Mietwucher-eindaemmen-will.html>, zuletzt abgerufen am 22.06.2017).
- Ziemann, Janine (2015): Apartments – eine Klasse für sich. In: Der Tagesspiegel vom 24.04.2015. (online verfügbar unter <http://www.tagesspiegel.de/wirtschaft/immobilien/kleinstwohnungen-apartments-eine-klasse-fuer-sich/11666540.html>, zuletzt abgerufen am 22.06.2017).

Anhang

I Interviewleitfaden

Stimuli	Mögliche Inhalte	Nachfragen
Block I		
Berufsbiographie und Mobilität		
Erzählen Sie mir von Ihrem beruflichen Werdegang.	<ul style="list-style-type: none"> - Berufsbiographie - Mobilitätserfahrungen und vorheriger Wohnort - Motivation zu einem „mobilen“ Beruf und eigene Bewertung der beruflichen Mobilität - Einordnung von Mobilität in die Biographie 	<p>Welche Orte waren damit verbunden? Sind Sie dabei viel umgezogen?</p>
Können Sie mir erzählen, wie es dazu gekommen ist, dass Sie nun hier in Frankfurt für eine bestimmte Zeit leben und arbeiten?	<ul style="list-style-type: none"> - Kontext des Jobs in Frankfurt 	<p>Wissen Sie schon, wie lange Sie hierbleiben werden?</p>
Block II		
Wohnen und Wohnstandort		
Können Sie mir von der Zeit erzählen, als Sie hier nach Frankfurt gekommen sind?	<ul style="list-style-type: none"> - Subjektive Bewertung der neuen Situation - Vorbereitung auf eine neue Situation - Strategien der Aneignung und des Einlebens - Unterstützung durch Arbeitgeber oder andere Stellen (Umzugsservice etc.) - Praxis-/Handlungswissen 	<p>Was macht man konkret, wenn man gerade in einer neuen Stadt angekommen ist?</p>
Als Sie hierhergezogen sind, was für eine Wohnung haben Sie sich gewünscht?	<ul style="list-style-type: none"> - Anforderungen an Wohnung und Quartier am Arbeitsort (symbolisch, sozial, funktional) - Lebensstil und Repräsentation 	<p>Warum haben Sie diese Wohnform gewählt? Warum haben Sie dieses Quartier ausgewählt? Was wussten Sie vorher über dieses Quartier? Was für andere Menschen leben in diesem Quartier? Wie würden Sie die anderen Menschen in diesem Quartier beschreiben? Wie zufrieden sind Sie mit Ihrer Wohnsituation hier? Würden sie die Wohnung als Ihr Zuhause beschreiben? Wie zufrieden sind Sie mit dem Quartier?</p>
Beschreiben Sie mir doch bitte Ihre derzeitige Wohnsituation, seitdem Sie in Frankfurt sind.	<ul style="list-style-type: none"> - Wohnform und Haushaltssituation - Strategien der Wohnungssuche 	<p>Wie ist die Wohnungssuche gelaufen? Wohnen Sie noch an einem anderen Ort/an anderen Orten? Be-</p>

	<ul style="list-style-type: none"> - Strategien zur Aneignung und Gestaltung des Wohnraums - erste Bewertung der Wohnsituation - Umzüge am Arbeitsort - Multilokalität - Selbstdarstellung und Lebensstil 	schreiben Sie doch bitte, Ihre Wohnsituation dort. Wie kommt es dazu, dass Sie noch an einem anderen Ort/an anderen Orten leben?
Block III		
alltägliche Praxis		
Beschreiben Sie bitte einen typischen Tag hier in Frankfurt. [bei Multilokalen: Beschreiben Sie bitte einen typischen Tag an Ihrem anderen Wohnort.]	<ul style="list-style-type: none"> - Arbeitsarrangement - Freizeitgestaltung am Arbeitsort - Selbstdarstellung und Lebensstil - soziale Praxis 	<p>Wie sehen denn Ihre typischen Arbeitszeiten aus? Kommt es vor, dass Sie auch am Wochenende arbeiten? Ist es auch möglich, dass Sie von zu Hause aus arbeiten? Inwieweit können Sie selbst Ihre Arbeit einteilen und bestimmen, welche Tätigkeit Sie machen wollen?</p> <p>Wie gestaltet sich Ihr Alltag in Frankfurt? Was dominiert? Wie gestaltet sich Ihr Alltag am anderen Wohnort?</p> <p>Was machen Sie nach der Arbeit? Wenn Sie in Frankfurt sind, mit wem unternehmen Sie häufig etwas?</p> <p>Bei Personen mit Mobilitätserfahrungen: Wie war es an anderen Orten?</p> <p>[für Multilokale:] Wie ist ihr Leben zwischen den Orten organisiert? Wann halten Sie sich in Frankfurt auf und wann an anderen Orten?</p>
Wie wirkt sich Ihre Arbeitssituation auf Ihr Privatleben aus? (Wie war das an anderen Orten?)	<ul style="list-style-type: none"> - raum-zeitliche Hinsicht - Partnerschaft und Familie - soziale Netzwerke - Belastungen 	<p>Was sind Belastungen, die mit Ihrer Arbeit [und Ihrer Mobilität] verbunden sind?</p> <p>Wie kommt Ihre Familie mit Ihrer Arbeitssituation zurecht?</p> <p>Engagieren Sie sich sozial, politisch oder kulturell? Wo?</p>
Was ist Ihnen in Ihrem Privatleben besonders wichtig? Kommt das manchmal in Konflikt mit Ihren beruflichen Zielen?	<ul style="list-style-type: none"> - Lebensplanung - Konflikte zwischen den Lebensbereichen - Lebensstil 	Wie gehen Sie mit solchen Konflikten um?
Ist Ihnen der Kontakt zu anderen mobilen Menschen in Frankfurt wichtig?	<ul style="list-style-type: none"> - Lebensstil und Selbstdarstellung 	
Block IV		
Sozial-räumliche Verortung		
Was bedeutet für Sie Zuhause?	<ul style="list-style-type: none"> - Definition 	<p>Was verbinden Sie mit Frankfurt und was mit anderen Orten, an denen Sie sich aufhalten?</p> <p>Was gefällt Ihnen in Frankfurt, was</p>

		nicht?
Erzählen Sie mir doch, was die bisher genannten Orte/Städte/Regionen für Sie bedeuten. Welchen Ort würden Sie als Ihr Zuhause beschreiben?	<ul style="list-style-type: none"> - Bindung zu bisherigen Wohnorten - Verortung - subjektive Bedeutung von Räumen (symbolisch, sozial, funktional) - Zusammenhang subjektive Bedeutung von Räumen und soziale Praxis 	An welchen Orten halten Sie sich wirklich gerne auf? Was machen Sie dort gerne? An welchen Orten verbringen Sie tatsächlich viel Zeit? Waren das Orte, an denen Sie vornehmlich aus beruflichen oder privaten Gründen gelebt haben? Mögen Sie es neue Orte kennenzulernen?
Reflexion und Abschluss		
Was wünschen Sie sich für die Zukunft? Wie möchten Sie gerne leben, langfristig gesehen?	<ul style="list-style-type: none"> - Lebensplanung - Karriere und Familie - Zufriedenheit 	Was möchten Sie beruflich in 5 Jahren erreicht haben? Gibt es etwas, dass sich an Ihrer Arbeitssituation demnächst ändern sollte? Gibt es einen Wunschort?
Wie wirkt es sich aus Ihrer Sicht aus, dass Sie nur für eine bestimmte Zeit in Frankfurt leben? Was wäre anders, wenn Sie länger in Frankfurt bleiben würden?	<ul style="list-style-type: none"> - eigene Reflexion des Themas 	Würden Sie anders wohnen? Wie schätzen Sie die Bedeutung von Ortswechseln für Ihre berufliche Entwicklung ein? Wurde Ihnen schon mal eine dauerhafte Perspektive an einem Ort angeboten? (Wie kam es, dass Sie abgelehnt haben?)
Empfinden Sie Ihre Arbeitssituation als unsicher?	<ul style="list-style-type: none"> - Unsicherheit - Lebensplanung 	Welchen Einfluss hat die Befristung Ihrer Beschäftigung? Sind Sie glücklich mit einem befristeten Arbeitsplatz? Wissen Sie schon, was Sie danach machen werden? Wohin kommen Sie?
„Mir sind bei dem Thema ... Widersprüche aufgefallen. Das finde ich sehr interessant. Können Sie da noch mal darauf eingehen?“	<ul style="list-style-type: none"> - eigene Reflexion und Thematisierung von im Interview deutlich gewordenen Widersprüchen, Ambivalenzen, Paradoxien 	
Möchten Sie zu den angesprochenen Themen noch etwas ergänzen?	<ul style="list-style-type: none"> - eigene Relevanzsetzungen 	

Quelle: eigene Darstellung auf der Basis von Helfferich 2011

II Transkribierregeln

Grundidee: „Der jeweilige Sprecher ist vermerkt, zudem sind Pausen und Zögern kenntlich gemacht. Darüber hinaus werden Auffälligkeiten der Sprache und paraverbale Äußerungen mittels spezieller Notationen festgehalten.“ (Kuckartz 2005: 46)

Fall	Vorgehen	Beispiele
Pausen	((Pause))	
Auslassung	Unvollendete Sätze und Wörter werden mit ... kenntlich gemacht, sofern es nicht nur um Umformulierungen handelt.	Probl...
Nicht-sprachliche Handlungen	Nicht-sprachliche Handlungen werden in doppelte Klammern eingeschlossen.	((Schweigen)) ((zeigt mit dem Finger aus dem Fenster))
Begleiterscheinungen des Sprechens	Begleiterscheinungen des Sprechens werden wie nicht-sprachliche Handlungen dargestellt. Die Charakterisierung steht vor den entsprechenden Stellen.	((lachend)) ((hustend))
Auffällige Betonung, Lautstärke und gedehntes Sprechen	Auffällige Betonungen oder besonders laute oder gedehnte Worte und Satzteile werden unterstrichen.	Und das ist <u>der</u> Teil der Stadt, der
Unverständliche Satzteile	Unverständliche Wörter und Satzteile werden durch eine geschlossene Klammer kenntlich gemacht.	Ich bin dann nach () gegangen
Vermuteter Wortlaut	Unverständliche Wörter und Satzteile, deren Inhalt vermutet werden kann, werden ebenfalls in einer geschlossenen Klammer dargestellt.	Ich bin nach (Real) gegangen
Zitate	Wörtliche Reden und Zitate werden zur Abgrenzung der sonstigen Redeteile des Sprechenden in Anführungsstriche eingeschlossen.	Dann sagte er „mach das jetzt“ und ging raus.
Pausenfüller, Rezeptionssignal	Pausenfüller (äh, ähm) und Rezeptionssignale (mhm) werden – soweit wie möglich – dargestellt.	
Sprecherbezeichnung	I: für Interviewer und B: für Befragter	
Ende eines Sprecherbeitrags	Am Ende eines Sprecherbeitrags sollte ein Zeilenumbruch und eine Leerzeile eingefügt werden.	
Zeilenumbrüche	Zeilenumbrüche können bei Themenwechseln in besonders langen Absätzen eingefügt werden.	
Anonymisierung	Alle im Interview vorkommenden Namen, Orte und Daten müssen durch Decknamen und Platzhalter ersetzt werden.	Stefan = Tobias

Quelle: eigene Darstellung auf der Basis von Kuckartz 2005; Kowal/O’Connell 2010; website Universität Wien

III Interviewpartner*innen

- Stefan 26.04.2012
- Victoria 06.05.2012
- Gudrun 06.05.2012
- Friederike 07.05.2012
- Andreas 07.05.2012
- Nina 07.05.2012
- Max 16.06.2012
- Philippe 12.07.2012
- Petra 01.08.2012
- Oliver 07.08.2012
- Paul 30.08.2012
- Christian 30.10.2012
- Luise 12.11.2012
- Serdar 13.11.2012
- Norbert 20.11.2012
- Thorsten 21.11.2012
- Wolfgang 05.12.2012
- Lucy 29.01.2013
- Robert 20.02.2013
- Clara 27.08.2013
- Sebastian 27.08.2013
- Felix 19.09.2013
- Sabine 20.09.2013

Erklärungen und eidesstattliche Versicherungen

Hiermit erkläre ich, die Dissertation in der gegenwärtigen oder in einer anderen Fassung oder in Teilen weder an der Technischen Universität Dortmund noch an einer anderen Hochschule im Zusammenhang mit einer staatlichen oder akademischen Prüfung bereits vorgelegt zu haben.

Hiermit versichere ich an Eides statt, die vorliegende Dissertation selbständig verfasst und alle in Anspruch genommenen Quellen und Hilfen in der Dissertation kenntlich gemacht zu haben.

Ort, Datum

Unterschrift der Doktorandin